

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde zweimal jährlich
herausgegeben von Katharina Eisch-Angus, Timo Heimerdinger,
Ute Holfelder und Brigitta Schmidt-Lauber

Redaktion

ABHANDLUNGEN, MITTEILUNGEN, NEUERDINGS, CHRONIK
Magdalena Puchberger

CHRONIK
Silke Meyer

LITERATUR DER VOLKSKUNDE (REZENSIONEN)
Kathrin Pallestrang, Johann Verhovsek



Neue Serie Band LXXIII
Gesamtserie Band 122
Wien 2019
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gefördert durch

Land Burgenland
Land Niederösterreich
Land Steiermark
Land Tirol
Land Vorarlberg



Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lisa Ifsits, Wien
Druck: Novographic, Wien
AU ISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2019

Abhandlungen

- 3 HANNAH KANZ, Augenringe als Erfolgsnachweis.
Deutungsmuster und diskursive Praktiken in einer
Laktationsberatungsgruppe
- 29 STEFAN GROTH, Optimierung bis zur Mitte. Selbstoptimierung
als Konstellation und relationale Subjektivierung
- 57 RUDOLF JAWORSKI, Einer gegen alle! Zur Visualisierung
des deutschen Michels auf Bildpostkarten der späten
Habsburgermonarchie
- 215 UTE HOLFELDER, „Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt ...“
– Die Kärntner Landeshymne und die Herstellung des
Dispositivs Kärnten/Koroška
- 241 KONRAD J. KUHN UND ANNA LARL, Denkkontinuitäten, Austrifizierung
und Modernisierungskritik. Adolf Helbok und die Volkskunde
in Österreich nach 1945
- 275 ELISABETH FENDL, Der „Egerer Ofen“ von Willy Russ.
Volkskunst und Politik

Mitteilungen

- 81 INTERVIEW ANDREAS RUDIGIER/TIMO HEIMERDINGER, verstehen,
wer wir sind – das vorarlberg museum als offener ort der
partizipation und der abgeschafften themen
- 93 RAFFAELA SULZNER, Kunst- und Kulturvermittlung.
Zur Positionierung eines Arbeitsfeldes im Museum
- 313 ROLF LINDNER, Konjunkturen des Denkens. Kulturanalytische
Überlegungen zur Wissenschaftsforschung
- 331 MAREN SACHERER, EDITH SCHNÖLL UND TABEA SÖREGI,
Über Überflüssigkeiten und Überfälligkeiten:
Studierendentagung Wien 2019 – Ein Erfahrungsbericht
- 343 INTERVIEW MICHAEL WEESE/UTE HOLFELDER, „Wir wollen ein
offenes Forschungsmuseum sein“

neuerDings

- 111 Ferdinand Fexer und sein Haustheater
(NORA WITZMANN UND ANNETTE GRIESSENBERGER)

Chronik der Volkskunde

- 127 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2018 (MATTHIAS BEITL)
- 141 Bericht zur interdisziplinären Tagung „Kulturerbe als kulturelle Praxis – Kulturerbe in der Beratungspraxis“ des Freistaats Bayern (KATHRIN PÖGE-ALDER)
- 148 Bericht zur Tagung „Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten“ (CORRIE EICHER)
- 154 Bericht zur 11. Jahresmitgliederversammlung und Tagung des Vereins netzwerk mode textil e. v. mit Rahmenprogramm (BRIGITTE LEBEN)
- 160 Bericht über den Workshop „Wissen – Akteur*innen – Praktiken“ am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) (MICHAEL J. GREGER)
- 166 Bericht über die internationale Tagung „Creating Glass Lives. Konferenz und Workshop zur Zukunft im Glas“ (LISA EIDENHAMMER)
- 171 Bericht zum Festsymposium für Burkhard Pöttler „Historische Kulturanthropologie: Quo vadis? Zur Positionierung zwischen Europäischer Ethnologie und Geschichtswissenschaft“ am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Karl-Franzens-Universität Graz (RAPHAEL STEFANER)
- 357 Tagungsbericht „Bildung, Bürger und Nation – Stadtmuseen im 19. Jahrhundert“, Institut für Österreichkunde und FTI-Projekt „Museums Menschen“ Donau-Universität Krems (ORTRUN VÖDISCH)
- 363 Bericht über die 4. ICOM CECA Austria Conference „Heraus mit der Sprache“ zum Österreichischen Museumstag 2019 (KATHARINA RICHTER-KOVARIK, YAŞAR WENTZ UND KATHARINA ZWERGER-PELEŠKA)
- 369 Bericht zum 30. Österreichischen Museumstag „Die Sprache(n), die wir sprechen“ (KATHRIN PALLESTRANG)
- 375 Bericht zum Workshop „Museum ohne Schließzeiten. Projekte für ein digitales Publikum“ der Museumsakademie Joanneum (ELISABETH EGGER UND ANDREAS SCHMID)
- 382 Bericht zur Tagung „Neugier, Nostalgie, Notwendigkeit? Kulturanthropologisch-volkskundliche Perspektiven auf das östliche Europa als Destination“ (KATHARINA SCHUCHARDT)

- 390 Besprechung Niederösterreichische Landesausstellung 2019:
„Welt in Bewegung! Stadt.Geschichte.Mobilität“ (SUSANNE BEZDEK)
- 394 Hubert Kriss-Heinrich (22.7.1929 – 4.4.2019) (HELMUT EBERHART)

Literatur der Volkskunde

- 177 Nadja Neuner-Schatz: Wissen Macht Tracht im Ötztal
(= Bricolage Monografien, Bd. 2) (SIMONE EGGER)
- 179 Ulrich Ermann, Ernst Langthaler, Marianne Penker,
Markus Schermer: Agro-Food Studies. Eine Einführung
(SARAH ERLEBACH UND NADJA NEUNER-SCHATZ)
- 183 Alexandra Rabensteiner: Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung
eines Lebensmittels (= Veröffentlichungen des Instituts
für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 43)
(NADJA NEUNER-SCHATZ)
- 186 Kaspar Maase: Populärkulturforschung. Eine Einführung
(NIKOLA NÖLLE)
- 189 Werner Koroschitz (Hg.): Zimmer frei. Die Entwicklung der
„Fremdenpflege“ in Kärnten (JANINE SCHEMMER)
- 192 Karen Ellwanger, Andrea Hauser, Jochen Meiners (Hg.):
Trachten in der Lüneburger Heide und im Wendland
(= Visuelle Kultur. Studien und Materialien, Bd. 9)
(ADELHEID SCHRUTKA-RECHTENSTAMM)
- 195 Arlette Kosch: Le voyage pédestre dans la littérature non
fictionnelle de langue allemande. „Wanderung“ et „Wanderschaft“
entre 1770 et 1850 (= Historische Arbeiten zur deutschen
Literatur, Bd. 59) (JUSTIN STAGL)
- 197 Sabine Eggmann, Birgit Jöhler, Konrad Kuhn, Magdalena
Puchberger (Hg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen
& Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde/Kultur-
wissenschaft in Europa nach 1945 (JOHANN VERHOVSEK)
- 401 Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): Salzburger Tresterer
– aufgefunden und dokumentiert (=Salzburger Beiträge zur
Volkskunde, 26) (ANNA ENGL)
- 402 Katrin Bauer und Andrea Graf (Hg.): Raumbilder – Raumklänge.
Zur Aushandlung von Räumen in audiovisuellen Medien
(SIBYLLE KÜNZLER)
- 405 Siegfried Neumann: Erzählwelten. Fakten und Fiktionen
im mündlichen und literarischen Erzählen. Beiträge zur

	volkskundlichen Erzählforschung (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 8) (BERND RIEKEN)
409	Nils Bennemann, Claudia Gottfried, Kay-H. Hörster, Kerstin Kraft, Caroline Lerch, Dirk Schaefer, Martin Schmidt und Christiane Syré: Glanz und Grauen. Kulturhistorische Untersuchungen zur Mode und Bekleidung in der Zeit des Nationalsozialismus. (GUNDULA WOLTER)
201	Eingelangte Literatur (HERMANN HUMMER)
413	Eingelangte Literatur (HERMANN HUMMER)
207	Internationale Zeitschriftenschau (HERMANN HUMMER)
415	Internationale Zeitschriftenschau (HERMANN HUMMER)
208	Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
417	Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
210	Impressum
419	Impressum

Abhandlungen



Augenringe als Erfolgsnachweis.

Deutungsmuster und diskursive Praktiken in einer Laktationsberatungsgruppe

Elternschaft präsentiert sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht als ein Feld divergierender moralischer Deutungsansprüche mit kompetitivem Charakter. Scheinbar marginale Entscheidungen für oder gegen Erziehungsmethoden werden zu Identitätsfragen. Dieser Beitrag untersucht eine Laktationsberatungsgruppe als Teil des Stillförderungsdispositivs und beispielhaften Ort der Diskursaktualisierung und analysiert, wie Alltagserfahrungen durch diskursives Sprechhandeln in den bindungsorientierten Diskurs eingepasst werden. Dabei zeigt sich, dass Mütter in der Laktationsberatungsgruppe sowohl Deutungsmuster zum Umgang mit Kritik als auch diskurstypische Positionierungen einüben.

Einleitung

„Weil uns die Selbstverständlichkeit im Umgang mit kleinen Kindern verloren gegangen ist, kommt hier alle paar Jahre ein neuer Ratgeber auf den Markt, der die Debatte um das beste Erziehungsmodell mit einer gegensätzlichen Meinung anheizt“,¹ schreibt die Zeit-Redakteurin Wenke Husmann in ihrem Artikel *Die Jammermamas*. Beiträge zur Elternschaft erscheinen in regelmäßigen Abständen in den Medien, sei es eine Diskussion über kontroverielle Ratgeber wie *Jedes Kind kann schlafen lernen*,² seien es polarisierende Filme wie die

1 Wenke Husmann: Die Jammermamas. In: Zeit Online, <https://www.zeit.de/kultur/2017-09/erziehung-attachment-parenting-muetter-selbstaufopferung> (Zugriff: 6.3.2019).

2 Siehe zum Beispiel Anke Kotte: US-Kinderärztin rät: „Wenn Ihr Kind nicht schlafen will, sperren Sie es ein!“. In: Focus Online, <https://www.zeit.de/kultur/2017-09/erziehung-attachment-parenting-muetter-selbstaufopferung>

Dokumentation *Elternschule*³ oder Berichte über Elternschaftsideale im Allgemeinen. Elternschaft ist ein medialer Dauerbrenner, anhand dessen nicht nur Ideale guter Mutterschaft, Vaterschaft und Erziehung, sondern im weiteren Sinne auch Vorstellungen über das Funktionieren der Gesellschaft verhandelt werden.

Im Brennpunkt der Diskussion stehen meist junge Mütter,⁴ die diese Ideale praktisch umsetzen sollen und dafür von unterschiedlichsten Seiten instruiert werden. Die Soziologin Sharon Hays bezeichnet zeitgenössische Elternschaft als *Intensive Parenting*.⁵ Die letzten Jahrzehnte sind demnach von einer Professionalisierung der Elternschaft gekennzeichnet, die voraussetzt, dass sich Eltern umfassendes Spezialwissen zur Kindesentwicklung aneignen.⁶ Bereits durch die Wahl eines Ratgebers oder einer Beraterin kommunizieren die Eltern eine Bereitschaft für einen Erziehungsstil und dessen Normen.

Ein mögliches Beratungssetting stellt die von der La Leche Liga angebotene Stillberatung dar. Die La Leche Liga⁷ ist eine 1956

focus.de/familie/erziehung/umstrittene-schlaferziehung-us-kinderarzt-wenn-das-kind-nicht-schlafen-will-sperren-sie-es-ein_id_9070799.html
(Zugriff: 6.3.2019).

- 3 Siehe zum Beispiel Marietta Adenberger: „Der ist ja der Boss“: Debatte über den Film „Elternschule“. In: Der Standard, <https://derstandard.at/2000089986658/Der-ist-ja-der-Boss-Debatte-ueber-den-Film-Elternschule> (Zugriff: 6.3.2019); Hella Dietz: Geheilt oder nur gehorsam? In: Zeit Online, <https://www.zeit.de/kultur/2018-10/elternschule-dokumentarfilm-erziehung-ueberforderung-10nach8> (Zugriff: 6.3.2019).
- 4 Väter sind von dieser Diskussion nicht ausgeschlossen, allerdings beschäftigt sich dieser Beitrag mit Müttern, da diese in dem hier untersuchten Diskurs primär für die Kindesbetreuung in den ersten Lebensjahren verantwortlich sind.
- 5 Vgl. Sharon Hays: Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz. Stuttgart 1998.
- 6 Vgl. Timo Heimerdinger: Clevere Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXIV/113, 2010, S. 3–21, hier S. 19.
- 7 Für eine kritische Auseinandersetzung siehe Christina Bobel: Bounded Liberation. A Focused Study of La Leche League International. In: Gender and Society 15, 2001, S. 130–151. Ähnliche Beratungssettings wurden auch von Charlotte Faircloth sowie von Lotte Rose und Stephanie Steinbeck erforscht. Siehe dazu Charlotte Faircloth: Militant Lactivism? Attachment Parenting and Intensive Motherhood in the UK and France. New York, Oxford 2013; Lotte Rose, Stephanie Steinbeck: Die Ernährung des Säuglings an der Mutterbrust. Ethnografische Notizen zu einer Geschlechtsasymmetrie qua Natur. In: Rhea Seehaus,

in den USA gegründete, weltweit agierende Selbsthilfeorganisation, die es sich zum Ziel gesetzt hat, Mütter durch praxisorientierte Information zum Stillen zu unterstützen und damit das Stillen zu fördern. Für diesen Beitrag wurde eine freie Laktationsberatungsgruppe mit Bezügen zur La Leche Liga und IBCLC⁸ als beispielhafter Ort der Diskursaktualisierung des bindungsorientierten Diskurses untersucht. Im Folgenden wird analysiert, wie Alltagserfahrungen durch diskursives Sprechhandeln umgedeutet und in den bindungsorientierten Diskurs⁹ eingepasst werden. Es zeigt sich, dass sowohl der Umgang mit Kritik als auch diskurstypische Positionierungen und Identitätsangebote vermittelt und eingeübt werden.

Die Analyse stützt sich auf teilnehmende Beobachtung in einer Laktationsberatungsgruppe im Zeitraum von Juni bis Dezember 2017 und zehn Interviews mit Teilnehmerinnen dieser Gruppe. Teilnehmende Beobachtung im Sinne der „Wahrnehmung unter Bedingungen der Ko-Präsenz“¹⁰ beinhaltet bereits begrifflich die Widersprüchlichkeit aus Nähe und Distanz, welche diese Methode im Kern ausmacht.¹¹ Die Nähe bestand in diesem Fall aus meiner ko-präsenten Teilnahme an den Gruppensitzungen und der sich dort

Lotte Rose, Marga Günther (Hg.): Mutter, Vater, Kind. Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Opladen, Berlin, Toronto 2015, S. 101–121.

- 8 Es handelt sich bei der hier untersuchten Gruppe um eine in einer österreichischen Beratungseinrichtung verankerte Laktationsberatungsgruppe, die durch ihre Leiterinnen sowohl Bezüge zur La Leche Liga (LLL) als auch zu der IBCLC-Ausbildung (International Board of Lactation Consultant) und damit der Europäischen Laktationsberaterinnen Allianz (ELACTA) aufweist. Die ELACTA bemüht sich als Dachverband der IBCLC-Verbände ähnlich der LLL um alle Aspekte „der Förderung, des Schutzes und der Unterstützung des Stillens“ und bildet Still- und Laktationsberaterinnen IBCLC „als professionelle Autorität[en] im Bereich Laktation und Stillen“ aus. Siehe ELACTA Europäische Laktationsberaterinnen Allianz, <https://www.elacta.eu/de/mission-vision/> (Zugriff: 8.7.2019).
- 9 Die hier vorgestellte Diskursanalyse orientiert sich an Reiner Keller. Siehe Reiner Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden 2008.
- 10 Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, Boris Nieswand: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz, München 2013, S. 71.
- 11 Auf die Spezifika der Methode kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden. Siehe dazu grundlegend Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung 77, 1981, H. 1, S. 51–66.

entfaltenden Diskussion. Gleichzeitig war für mich und alle Teilnehmerinnen meine Distanz erkennbar, da ich zwar mit einem weiblichen Körper, aber ohne Kind anwesend war. Als Nicht-Mutter und Nicht-Stillberaterin nahm ich meist die Position einer lernbegierigen Praktikantin ein.¹² Genau diese Distanz, die den Zugang zu bestimmten Alltagserfahrungen wie etwa der Körperlichkeit des Stillens einschränkt, ermöglicht es, Zusammenhänge zu analysieren, die den Akteurinnen mitunter wenig bewusst sind. Teilnehmende Beobachtung erlaubt daher Einblicke in Interaktionsprozesse, wodurch die im Feld bestehenden Bedeutungszusammenhänge, Praxisvollzüge sowie das nicht verbalisierte, implizite Wissen¹³ erfasst werden können. Da sich dieser Artikel mit den diskursiven Praktiken beschäftigt, dienen hier die ethnografischen Feldnotizen aus der Laktationsberatungsgruppe als primäres Quellenkorpus, während die Interviews zur Kontextualisierung des Beobachteten herangezogen wurden.

Der Aufsatz gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil nähere ich mich dem Thema durch eine historische Verortung des bindungsorientierten Diskurses an und gebe einen Überblick über die aktuelle Elternschaftskultur. Der zweite Teil des Beitrags beginnt mit einer Einführung in die Laktationsberatungsgruppe als Forschungsfeld und Ort der Diskursaktualisierung, gefolgt von einer Analyse der diskursiven Ereignisse rund um Erfahrungen der Unzulänglichkeit in Bezug auf Ernährung und Schlaf des Säuglings. Anschließend analysiere ich die diskursiven Grenzen und die Rezeption der Laktationsberatungsgruppe von Seiten der Teilnehmerinnen vor dem Hintergrund der sich ergebenden Ambivalenzen und Identitätsarbeit¹⁴.

12 Ich stellte mich und mein Forschungsvorhaben in jeder Sitzung vor. Aber meine Ausstattung mit Notizblock und Stift (jedoch ohne Kind) ähnelte stark jener der Praktikantinnen, die in der Gruppe hin und wieder hospitierten. Darüber hinaus wurde durch die Stillberaterinnen immer wieder implizit mein Geschlecht mit dem Verweis aktualisiert, dass ich mich durch die Teilnahme schon auf eine mögliche spätere Mutterschaft vorbereiten könne.

13 Siehe dazu Stefan Beck: Rationalität – Wissenschaft – Technik. In: Stefan Beck, Jörg Niewöhner, Estrid Sørensen (Hg.): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld 2012, S. 221–244, hier S. 228.

14 Charlotte Faircloth verwendet den Begriff *identity work* unter Verweis auf Erwin Goffman in ihrer Analyse von LLL-Stillgruppen in London und Paris. Die begriffliche Verknüpfung von Identität und Arbeit macht die fortlaufenden Herstellungs-, Verhandlungs- und (situativ gebundenen)

Bindungsorientierte Elternschaft und die La Leche Liga

Aktuell existieren mehrere Spezialdiskurse zu Elternschaft, die sich in impliziten Anthropologemen und davon abgeleiteten Methoden der Erziehung und Versorgungspraktiken unterscheiden. Auf einer Skala gedacht, ergibt sich ein Spektrum zwischen autoritären, strukturierten Ansätzen und partizipativen, tendenziell unstrukturierten Erziehungsstilen.¹⁵ Während erstere bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen, wurden letztere erst in den letzten sechzig Jahren forciert.

In den 1960er Jahren setzten Prozesse der Entmedikalisierung ein, welche die bis dahin unangefochtene ärztliche Autorität in Frage stellten.¹⁶ Das führte zu einer Ausdifferenzierung der ExpertInnenenschaft. Junge Eltern wurden zunehmend dazu angehalten, sich Spezialwissen zur Kindesentwicklung anzueignen. Dafür wurde das Kursangebot für Eltern ausgebaut und das Literaturgenre der Ratgeber entwickelte sich zu einem Massenphänomen.¹⁷

Der britische Kinderarzt und Psychoanalytiker John Bowlby und die US-amerikanisch-kanadische Entwicklungspsychologin Mary Ainsworth legten mit ihrer von der biologischen Verhaltensforschung inspirierten Bindungstheorie den Grundstein für ein neues Säuglingsbild und einen kompetenztheoretischen, partizipativen Erziehungsstil.¹⁸ Säuglinge wurden nun nicht mehr als tyrannische Triebbündel verstanden, sondern ihre Sozialität und interaktiven Kompetenzen rückten stärker in den Vordergrund.¹⁹

Präsentationsprozesse von Identitätskonstruktionen präsent. Identitäten werden immer wieder aktualisiert und unterliegen daher laufender Arbeit. Aspekte dieses Herstellungs- und Aktualisierungsprozesses werden im Folgenden beleuchtet. Zu Mothering als Identitätsarbeit siehe Faircloth (wie Anm. 7).

15 Siehe Faircloth (wie Anm. 7), S. 20–21.

16 Vgl. Heimerdinger (wie Anm. 6), S. 15.

17 Vgl. Markus Höffer-Mehlmer: Sozialisation und Erziehungsratschlag. Elternratgeber nach 1945. In: Miriam Gebhardt, Clemens Wischermann (Hg.): Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart 2007, S. 71–86, hier S. 78.

18 Vgl. Ellie Lee: Experts and Parenting Culture. In: Ellie Lee, Jennie Bristow, Charlotte Faircloth, Jan Macvarish (Hg.): Parenting Culture Studies. Basingstoke 2014, S. 51–75, hier S. 60.

19 Vgl. Miriam Gebhardt: Frühkindliche Sozialisation und historischer Wandel. In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXXII, 2004, S. 258–273, hier S. 264–266.

Auf Ainsworth und Bowlbys Bindungstheorie aufbauend, prägten der US-amerikanische Kinderarzt William Sears und seine Frau Martha in den 1980er Jahren den Begriff des Attachment Parenting, welches die Bedürfnisse des Kindes und die Mutter-Kind Beziehung in den Vordergrund rückte.²⁰ Sears und Sears definierten die sichere Bindung zwischen Mutter und Säugling als wichtige Grundbedingung für das gesunde Heranwachsen des Kindes. Das kontinuierliche Arbeiten der Mutter an einer sicheren Bindung soll damit das gesunde Heranwachsen des Kindes ermöglichen. Sears und Sears empfehlen zur Festigung der Bindung bestimmte Methoden, wie Stillen nach Bedarf oder Bed-sharing, also das Schlafen im Familienbett.²¹ Die gesunde Entwicklung des Kindes ist damit stark an den weiblichen Körper geknüpft. Das mütterliche Handeln soll sich diesem Ansatz zufolge ganz nach den natürlichen Bedürfnissen des Kindes richten.

Das Attachment Parenting versteht sich als traditioneller und gleichzeitig natürlicher Erziehungsstil.²² Die Mütter sollen lernen, ihren Instinkten zu vertrauen, und dadurch die Verbindung zu ihrer menschlichen Natur (wieder-)entdecken, die durch zivilisatorische Entwicklungen zurückgedrängt wurde. Die Argumentation baut in

20 Vgl. Charlotte Faircloth: The Problem of 'Attachment': The 'Detached' Parent. In: Lee, Bristow, Faircloth, Macvarish (wie Anm. 18), S. 147–164, hier S. 152. In eine ähnliche Richtung wie Sears und Sears argumentierte bereits der millionenfach verkaufte Ratgeber-Bestseller von Dr. Spock: Benjamin Spock: The Common Sense Book of Baby and Child Care. New York 1946. Siehe dazu Miriam Gebhardt: Haarer meets Spock – frühkindliche Erziehung und gesellschaftlicher Wandel seit 1933. In: Miriam Gebhardt, Clemens Wischermann (Hg.): Familiensozialisation seit 1933 – Verhandlungen über Kontinuität. Stuttgart 2007, S. 87–104, hier S. 94.

21 Vgl. Faircloth (wie Anm. 20), S. 152–153.

22 Das Attachment Parenting ist damit einem bereits Ende des 19. Jahrhunderts beginnenden, durch Medizin und Philosophie vorangetriebenen Naturalisierungsprozess zuzuordnen. Naturalisierung beinhaltet im Kontext der Elternschaft sowohl Deutungsmuster mit Bezug auf eine angenommene natürliche Ordnung als auch die Biologisierung von Kultur und damit die aus dem geschichtlichen Kontext losgelöste Betrachtung der Mutterrolle und Mutter-Kind-Beziehung. Siehe dazu Anne-Laure Garcia, Ina Dietzsch: Stillen als wissenschaftlicher Gegenstand. Epistemologische Überlegungen zur Untersuchung einer „natürlich sozialen Tatsache“ am Beispiel des medizinischen Diskurses. In: Gender 1 (10), 2018, S. 100–114, hier S. 101 und S. 105.

weiten Teilen auf biologischen Erklärungen und evolutionsbiologischen Vergleichen auf. Dabei dienen die Menschen der Steinzeit sowie archaische Stammesgesellschaften als Projektionsflächen, um Imaginationen von Natürlichkeit, fernab von der schädlichen Einmischung der Zivilisation, durchzuspielen.²³ Dadurch werden die im Attachment Parenting empfohlenen, unstrukturierten Methoden als natürlich und instinktgeleitet dargestellt, während medikalisierte, strukturierte Methoden mit gesellschaftlichen Zwängen assoziiert werden.

Der kindzentrierte Ansatz des Attachment Parenting, der von einem kognitiven, kompetenten und zuneigungsbedürftigen Säugling ausgeht, stellte damit eine klare Absage an bisherige, autoritäre Erziehungsansätze dar. Trotz der Kritik an den von Sears und Sears herangezogenen wissenschaftlichen Studien, dem religiös geprägten, konservativen Familienbild, das in ihrem Ratgeber vermittelt wird, und der damit einhergehenden Retraditionalisierung erfährt der bindungsorientierte Ansatz bis heute wachsenden Zuspruch.²⁴

Verbreitet wird er unter anderem durch die seit den 1970er Jahren in Österreich vertretene La Leche Liga (LLL).²⁵ Die Organisation ist heute führend in der Stillberatung und mit ihren Publikationen, Telefonberatungen und Selbsthilfegruppen in über achtzig Ländern vertreten.²⁶ Die LLL verstand und versteht sich als feministische Gegenbewegung zur als patriarchal verstandenen Schulmedizin und erklärte Stillen zum Bestandteil weiblicher Selbstbestimmung. Gleichzeitig betont sie aber auch die natürliche Eignung der Frauen, Mütter zu sein.²⁷ Sie propagiert Muttermilch als *die* beste Nahrungs-

23 Vgl. Faircloth (wie Anm. 7), S. 128–129.

24 Auf die öffentlich wie wissenschaftlich geführte kritische Debatte zu Sears und Sears kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Siehe dazu zum Beispiel: Kate Pickert: *The Man Who Remade Motherhood*. In: *Time*, <http://time.com/606/the-man-who-remade-motherhood/> (Zugriff: 26.2.2019); Faircloth (wie Anm. 20); J. Kanis, V. Link, C. Dippon u. a.: *Schlaf, Kindlein, schlaf? Eine Inhaltsanalyse von Elternratgebern zu Schlafproblemen von Babys*. In: *Somnologie* 20, 2016, S. 261–274.

25 Vgl. Faircloth (wie Anm. 7), S. 63.

26 Vgl. La Leche Liga. Stillberatung Österreich, <https://www.lalecheliga.at/informationen-stillen/andere-laender.html> (Zugriff: 26.2.2019).

27 Zum Paradoxon der feministischen Selbstbestimmung und der gleichzeitigen, im biologischen Determinismus verankerten Retraditionalisierung durch die LLL siehe Bobel (wie Anm. 7), S. 135.

quelle für Säuglinge und das Stillen als einen der Hauptfaktoren, der zu einer sicheren Bindung und damit zum gesunden Heranwachsen des Kindes führt. Im Unterschied zu der Empfehlung der WHO, welche auf die Vorteile von Muttermilch unabhängig von der Ernährungsmethode verweist,²⁸ tritt die LLL für eine intensive Stillbeziehung ein. Sie plädiert dafür, die Kinder so lange zu stillen, bis diese der Stillbeziehung entwachsen sind.²⁹ Beziehung tritt damit programmatisch an die Stelle von Erziehung. Die LLL vertritt dabei einen Anti-Medikalisierungs-, aber Pro-Wissenschafts-Ansatz, indem sie als natürlich deklarierte Methoden favorisiert, deren Erfolgsversprechen sich aber auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützt.³⁰

Die rasche Ausbreitung der LLL erklärt sich unter anderem durch die Ausdifferenzierung der Expertise in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie ermöglichte neben medizinischen und pädagogischen Professionellen auch Müttern selbst, als Beraterinnen aufzutreten. Heute wird ExpertInnenwissen nicht mehr ausschließlich über (wissenschaftliches) Spezialwissen zur kindlichen Entwicklung, sondern auch durch das eigene Erfahrungswissen begründet.³¹

Elternschaftskultur heute

Für die dominante Elternschaftskultur des 21. Jahrhunderts prägt die US-amerikanische Soziologin Sharon Hays den Begriff des Intensive Parenting. Zeitgenössische Elternschaft ist demnach „kindzentriert, expertengeleitet, emotional auszehrend, arbeitsintensiv und kostspielig“.³² Um also nicht nur Eltern *zu sein*, sondern diese Rolle in einem moralischen Sinn gut und im Leistungsvergleich optimal *zu erfüllen*, müssen Mütter und Väter bereit sein, Zeit- und Geldressourcen zu investieren und sich Spezialwissen anzueignen. Auf Mütter bezogen,

28 Siehe dazu: Marion Ott, Rhea Seehaus: Stillen – zum Wohl des Kindes. Reproduktion und Effekte von Stildiskursen in Praktiken der Kinder-vorsorgeuntersuchung. In: feministische studien 2, 2010, S. 257–269, hier S. 258.

29 Über die von medizinischer Seite empfohlene Stildauer von sechs Monaten hinaus wird die von der LLL propagierte Stillbeziehung oft bis ins Kleinkind- oder Vorschulalter weitergeführt.

30 Vgl. Faircloth (wie Anm. 7), S. 87–94.

31 Vgl. Lee (wie Anm. 18), S. 63–65.

32 Hays (wie Anm. 5), S. 164.

bildet Intensive Mothering eine paradigmatische Vorstellung von idealer Mutterschaft, die als Deutungsmuster und Referenzrahmen zur Bewertung elterlicher Praktiken der Mittelschicht dient.³³

Frühkindlichen Erfahrungen wird seit Sigmund Freud große Bedeutung für die Entwicklung eingeräumt. Die kindliche Psyche wird als grundsätzlich unschuldig, aber beeinflussbar und damit als verschiedensten Risiken³⁴ ausgesetzt verstanden.³⁵ Frank Furedi führte dazu den Begriff des Eltern-Determinismus ein, wonach dem elterlichen Einwirken großer Einfluss auf das Heranwachsen des Kindes zugeschrieben wird.³⁶ Aus dieser Annahme der grundsätzlichen Gestaltbarkeit der Kinder wird für die Eltern eine Gestaltungspflicht.³⁷ Die kindliche Entwicklung wird damit zum Produkt elterlicher Arbeit, Hingabe und Zuwendung, der Kinderkörper zum Gradmesser für erfolgreiche Elternschaft.³⁸ Hier wirkt zusätzlich ein neoliberaler Leistungsgedanke, wonach die Eltern nicht nur mit Schadensvermeidung beauftragt sind, sondern dem Kind auch die optimale Förderung zuteilwerden lassen sollten.³⁹

Diese Macht zur Formung des Kindes beinhaltet allerdings auch die Möglichkeit des Scheiterns mit schwerwiegenden Folgen für den Nachwuchs. Die Gefahr der potenziellen Unzulänglichkeit der

- 33 Charlotte Faircloth plädiert in diesem Zusammenhang dafür, *intensive motherhood* nicht als hegemoniale Idee, sondern als „emergent ideology“ von guter Mutterschaft zu verstehen. Das Konzept wird dementsprechend als ein Bedeutungssystem gefasst, das als Ansicht einer bestimmten sozialen Gruppe gedeutet und damit auch kritisiert und angefochten werden kann. Siehe Faircloth (wie Anm. 7), S. 25–26.
- 34 So ist zum Beispiel die Nationale Stillkommission in Deutschland dem Bundesinstitut für Risikobewertung zugeordnet. Siehe Bundesinstitut für Risikobewertung: Nationale Stillkommission, https://www.bfr.bund.de/de/nationale_stillkommission-2404.html (Zugriff: 8.4.2019).
- 35 Vgl. Charlotte Faircloth: Intensive Parenting and the Expansion of Parenting. In: Lee, Bristow, Faircloth, Macvarish (wie Anm. 18), S. 25–50, hier S. 42.
- 36 Siehe Frank Furedi: Warum Kinder mutige Eltern brauchen. München 2004, S. 67.
- 37 Vgl. Rhea Seehaus: Die Sorge um das Kind. Eine Studie zu Elternverantwortung und Geschlecht. Opladen, Berlin, Toronto 2014, S. 35.
- 38 Vgl. ebd., S. 24–25; Charlotte Faircloth: Mothering as Identity Work. Long-Term Breastfeeding and Intensive Motherhood. In: *Anthropology News* 50, 2009, S. 15–17, hier S. 15–17.
- 39 Vgl. Heimerdinger (wie Anm. 6), S. 18–19.

Eltern zeigt sich in der Verschiebung des Fokus der Erziehungsratgeber, die zuerst das Verhalten der Kinder in den Blick nahmen, sich nun aber zunehmend dem der Eltern widmen.⁴⁰ Parallel zur Erziehungsbedürftigkeit der Kinder werden die Eltern als ratbedürftig konstituiert und damit gleichermaßen pädagogisiert.⁴¹ Die Ratschläge der ExpertInnen beanspruchen nicht nur, der kindlichen Entwicklung zuträglich zu sein, sondern auch einen therapeutischen Wert für die Eltern zu haben. Eltern durchleben demnach eine schwierige und potenziell belastende Phase, bei der sie sowohl für die Förderung der optimalen Entwicklung ihres Kindes als auch für ihr eigenes Wohlbefinden professioneller Unterstützung bedürfen. Durch diese Art der Beratung wird gleichzeitig das Bedürfnis nach Beratung geschaffen.⁴²

Der Anspruch der expertInnengeleiteten Elternschaft ist allerdings nicht leicht zu erfüllen. Das 21. Jahrhundert ist von der Pluralität der Ratgeberlandschaft und deren widersprüchlichen, divergierenden Handlungsanleitungen gekennzeichnet. Im Unterschied zu den vorangegangenen Tendenzen der Medikalisierung und Entmedikalisierung kann hier von einer reflexiven Medikalisierung gesprochen werden.⁴³ Unterschiedlichstes Fach-, ExpertInnen- und Alltagswissen ist vorhanden und zugänglich, aber es obliegt den Eltern, eine informierte Entscheidung zum Wohl ihres Kindes zu treffen – was durchaus zu Verunsicherung führen kann. Den Anforderungen des Neoliberalismus entsprechend, agieren die Eltern als reflektierte und informierte AkteurInnen und KonsumentInnen und tragen die Verantwortung für ihre Entscheidungen. Durch die Wahl bestimmter Methoden und ExpertInnen ordnen sie sich bestimmten Erziehungsstilen zu und verpflichten sich damit den im jeweiligen Diskurs herrschenden Logiken

40 Vgl. Seehaus (wie Anm. 37), S. 24.

41 Vgl. Markus Höffer-Mehlmer: Erziehungsdiskurse in Elternratgebern. In: Winfried Marotzki, Lothar Wigger (Hg.): Erziehungsdiskurse. Bad Heilbrunn 2008, S. 135–154, hier S. 138.

42 Vgl. Lee (wie Anm. 18), S. 70.

43 Siehe dazu Michi Knecht, Sabine Hess: Reflexive Medikalisierung im Feld moderner Reproduktionstechnologien. Zum aktiven Einsatz von Wissensressourcen in gendertheoretischer Perspektive. In: Nikola Langreiter, Elisabeth Timm, Michaela Haibl u. a. (Hg.): Wissen und Geschlecht. Beiträge der 11. Arbeitstagung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Wien, Februar 2007. Wien 2008, S. 169–194, hier S. 172.

und Idealen von Elternschaft. Der bindungsorientierte Ansatz stellt dabei ein mögliches Set an Normen dar, entlang dessen Eltern ihre Erziehung und Identitätsarbeit ausrichten.

Die Laktationsberatungsgruppe als Bestandteil des Stillförderungsdispositivs

Bei der von mir beforschten Laktationsberatungsgruppe handelt es sich um ein im Zwei-Wochen-Rhythmus angebotenes Beratungsprogramm, das Tendenzen einer Selbsthilfegruppe aufweist, da sie einen Rahmen bietet, innerhalb dessen sich Mütter mit ähnlichen Problemen und Anliegen austauschen können. Die Laktationsberatungsgruppe ist Teil des Kursprogramms einer österreichischen Unterstützungs- und Beratungseinrichtung⁴⁴ für Eltern. Das Angebot der Laktationsberatungsgruppe richtet sich primär an Mütter mit Kindern in einem Alter von bis zu zwei Jahren. Die Kursbeschreibung in der Broschüre der Einrichtung fasst die AdressatInnen etwas breiter, indem neben Müttern mit Babys und Schwangeren auch Väter und alle am Stillen Interessierten eingeladen werden. Trotz der in der Broschüre propagierten Offenheit gegenüber verschiedensten Familien- und Lebensentwürfen hatte das Sprechen in der Laktationsberatungsgruppe während der Zeit der Feldforschung eine heteronormative Ausrichtung.

Jedes Treffen der Gruppe steht unter einem thematischen Schwerpunkt wie Beikost, Schlafen, Stillen oder Partnerschaft. Laut Broschüre der Unterstützungseinrichtung ist es das Ziel des Beratungsangebots, Frauen in ihrer Kompetenz als Mütter zu stärken. In der Gruppe sollen Mütter Beratung, Unterstützung und Erfahrungsaustausch finden. TeilnehmerInnen müssen sich nicht voranmelden; jede Einheit kann unabhängig von den anderen besucht werden. Der Besuch dauert zwei Stunden und ist kostenpflichtig.⁴⁵ Die Gruppe bestand während der Zeit der Forschung in der Regel aus zwei Still-

44 Auf Wunsch der Feldpartnerinnen wurde der Name und Standort der Einrichtung sowie der Gruppe anonymisiert.

45 Die Teilnahmegebühr betrug zum Zeitpunkt der Forschung 12 beziehungsweise 8 Euro für Mitglieder des Vereins der Unterstützungseinrichtung (Stand 2018).

beraterinnen, welche die Gruppe leiteten, den teilnehmenden Frauen mit ihren Säuglingen und hin und wieder auch Praktikantinnen.

Verschiedene Beratungsstellen vertreten nicht nur verschiedene Ansätze in Bezug auf Elternschaft und repräsentieren damit unterschiedliche Diskurse, sondern weisen auch milieuspezifische Unterschiede⁴⁶ auf. Die Klientel der Unterstützungseinrichtung wurde von deren Leiterin mir gegenüber als „Elite-Mütter“ beschrieben. Gemeint sind damit Frauen zwischen Ende zwanzig und Anfang vierzig aus der bildungsnahen Mittelschicht. Die meisten der Teilnehmerinnen, die ich in der Laktationsberatungsgruppe kennenlernte, hatten erst ein Kind, für dessen Betreuung sie im ersten Jahr primär verantwortlich waren.

Die Laktationsberatungsgruppe wird für die folgende Analyse als Ort verstanden, an dem sich der Spezialdiskurs des bindungsorientierten Ansatzes manifestiert und seine Wirkmacht entfaltet. Sie wird daher als Teil des Stillförderungsdispositivs betrachtet, durch das der „Diskurs in der Welt interveniert“⁴⁷ und seine Wirkungen entfaltet. Der Diskurs wird durch das dort stattfindende Sprechhandeln aktualisiert und den ratsuchenden Müttern vermittelt. Reiner Keller unterscheidet in der wissenssoziologischen Diskursanalyse zwischen Arenen der systematischen Diskursproduktion und der Diskursaktualisierung.⁴⁸ In ersterer wird der Diskurs systematisch weiterentwickelt, wie etwa in wissenschaftlicher Forschung, auf Konferenzen der LLL oder auch in Ratgeberliteratur. In letzterer wird die eigentliche Diskursproduktion nur wenig beeinflusst, aber

46 Christina Bobel weist darauf hin, dass der LLL-Ideologie „race and class dimensions“ inhärent sind. Demnach entstammen die amerikanischen LLL-Mitglieder beinahe ausschließlich der weißen Mittelschicht und sind verheiratet. Die LLL-Philosophie spricht in erster Linie Frauen an, die sich bereits dazu entschieden haben, ihr Kind zu stillen. Diese Entscheidung ist aber nicht rein ideologisch, sondern auch an Bildungsniveau, Zugang zu Ressourcen und insbesondere an das ökonomische Kapital der Familie gekoppelt, da sich das von der LLL propagierte Stillen nach Bedarf nur schwer mit Berufstätigkeit vereinbaren lässt. Siehe dazu Bobel (wie Anm. 7), S. 146–147.

47 Keller (wie Anm. 9), S. 258.

48 Vgl. Reiner Keller: Wissenssoziologische Diskursanalyse. In: Reiner Keller, Andreas Hirsland, Werner Schneider, Willy Viehöver (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden 2011, S. 125–158, hier S. 143–144.

sie trägt zur Vermittlung des Diskurses bei. Die in der Laktationsberatungsgruppe stattfindenden diskursiven Praktiken werden daher als Diskursfragmente analysiert. Im Zentrum des Interesses stehen also Aussageereignisse, in denen der bindungsorientierte Elternschaftsdiskurs „mehr oder weniger umfassend aktualisiert“⁴⁹ wird.

Die Kommunikation in der Laktationsberatungsgruppe richtete sich inhaltlich nach den Fragen und Bedürfnissen der Teilnehmerinnen und wurde von den Stillberaterinnen⁵⁰ durch Moderation angeleitet. Die Beraterinnen nahmen in diesem Setting Sprecherinnenpositionen ein, die institutionell durch die La Leche Liga und die Europäische Laktationsberaterinnen Allianz (ELACTA) gefestigt sind. In der wissenssoziologischen Diskursanalyse bezeichnen Sprecherinnenpositionen „Orte des legitimen Sprechens innerhalb von Diskursen“,⁵¹ die als Rollensets von sozialen Akteurinnen unter bestimmten Bedingungen, wie zum Beispiel dem Erwerb entsprechender Qualifikationen, eingenommen und interpretiert werden können. Ihre Ausbildung durch die LLL oder ein IBCLC-Examen⁵² befähigt die Stillberaterinnen also dazu, in diesem Kontext legitime Aussagen treffen zu können. Ihren Äußerungen und Praktiken liegt damit Deutungsmacht inne und sie nehmen in der Laktationsberatungsgruppe einen Expertinnenstatus ein. Diese Positionierung begann bereits mit der Kursankündigung in der Broschüre der Beratungseinrichtung und wurde im Zuge der Vorstellungsrunde am

49 Keller (wie Anm. 9), S. 234.

50 Für die Analyse des in der Laktationsberatungsgruppe aktualisierten und sich manifestierenden Diskurses werden die Gruppenleiterinnen in ihren Sprecherinnenpositionen als Rollenspielerinnen und damit als Trägerinnen des Diskurses betrachtet. Die „Individualität singulärer Subjekte“ steht hier nicht im Vordergrund. Siehe dazu Keller (wie Anm. 9), S. 220.

51 Ebd., S. 223.

52 Die im Feld verwendete Abkürzung IBCLC steht für International Board Certified Lactation Consultant. Im Vergleich zur ehrenamtlichen Tätigkeit als LLL-Stillberaterin wird betont, dass die IBCLC-Ausbildung es den Frauen erlaube, ihre ansonsten ehrenamtliche Beratung zum Beruf zu machen und durch die Stillberatung Geld zu verdienen. Der Bildungsweg vereint „Health Sciences Education“ mit „Lactation Specific Education“ und „Lactation Specific Clinical Experience“. Siehe dazu International Board of Lactation Consultant Examiners, www.ibclce.org (Zugriff: 27.2.2019). Die verschiedenen europäischen IBCLC-Verbände sind unter dem Dachverband ELACTA vereint.

Beginn jedes Treffens aufgerufen. Ihren Expertinnenstatus legiti- mierten sie neben ihrer LLL-Ausbildung, indem sie sich selbst als Mütter vorstellten. Die Stillberaterinnen stützen ihr Expertinnen- wissen damit sowohl auf eigenes Erfahrungswissen als auch auf Qualifikationen.

Die teilnehmenden Frauen wurden in der Laktationsbera- tungsgruppe meist als *Mamis* adressiert. Ihnen standen als soziale Akteurinnen Subjektpositionierungen⁵³ zur Verfügung. Sie konnten zum Beispiel die Rolle der Ratsuchenden und gleichzeitig die Rolle der Expertinnen ihrer Alltagspraxis einnehmen, sofern diese mit den Idealen des bindungsorientierten Ansatzes übereinstimmten. Darü- ber hinaus wurden in der Laktationsberatungsgruppe ein spezifisches Deutungsmuster von Mutterschaft als Identitätsangebot verhandelt, wie im Anschluss gezeigt wird.

Mit der Wahl dieses Beratungsangebotes signalisierten die Mütter bereits vorab ein Bekenntnis zum Stillen und zumindest Sym- pathie zum bindungsorientierten Ansatz. Die ganze Gestaltung des Raums richtete sich danach, den Müttern das Stillen zu erleichtern. Sie saßen während der Gruppentreffen auf Matratzen am Boden, waren von zahlreichen Stillkissen umgeben und stillten nach Bedarf. Wenn die Mütter das Stillen nicht zur Beruhigung ihrer Kinder einsetzten, wurde das von den Stillberaterinnen bemerkt: in einem Gespräch nach dem Kurs merkte eine Stillberaterin mir gegenüber an, dass eine Mutter, deren Kind unruhig gewesen war und geweint hatte, dieses nicht gestillt habe. Die Stillberaterin hätte die Mutter gerne noch darauf angesprochen, aber da diese früher gegangen war, habe sie keine Gelegenheit dazu gehabt. Es handelt sich bei der Lak- tationsberatungsgruppe demnach nicht nur um einen Raum, der das Stillen ermöglicht, sondern das Stillen ist dem Raum auch normativ eingeschrieben. Abweichendes Verhalten erregte hingegen Aufmerk- samkeit und wurde thematisiert.

53 Subjektposition meint hier im „Diskurs konstituierte Subjektvorstellun- gen und Identitätsschablonen für seine möglichen Adressaten [sic!] [...] [als] auch Positionierungsvorgaben für Akteure [sic!], auf die der Diskurs Bezug nimmt bzw. über die er spricht“. Siehe Keller (wie Anm. 9), S. 235.

Einpassung und Umdeutung von Erfahrungen der Unzulänglichkeit

Die kindliche Entwicklung und damit auch das mütterliche Handeln stehen im Allgemeinen unter starker Beobachtung. Biometrische Daten wie das Wachstum, die motorischen Fähigkeiten und die Gewichtszunahme werden in Vorsorgeuntersuchungen⁵⁴ von medizinischem Personal erhoben und im Eltern-Kind-Pass aufgezeichnet.⁵⁵ Darüber hinaus müssen Mütter die von ihnen gewählten Methoden und ihre Kompetenzen auch gegenüber ihrer eigenen Familie sowie gegenüber Freunden und Bekannten begründen und mitunter rechtfertigen. Im Folgenden wird der Umgang mit solchen Erfahrungen in der Laktationsberatungsgruppe anhand von drei Beispielen beleuchtet.

Zum Ersten wurden Begegnungen mit ÄrztInnen, Hebammen oder OsteopathInnen in der Laktationsberatungsgruppe immer wieder zur Diskussion gebracht. Irritationen entstanden bei den Müttern meist dann, wenn die Empfehlungen dieser ExpertInnen von den in der Laktationsberatungsgruppe verhandelten Idealen abwichen. Eine Teilnehmerin erzählte, dass ihr ein junger Arzt bei der Behandlung ihrer Brustentzündung geraten habe abzustillen. Sie hatte sich aber dazu entschlossen, weiterhin zu stillen, weil sie das wichtig fand. Die Stillberaterinnen erklärten dazu, dass den Ärzten oft das Verständnis für das Stillen fehle, da das nicht Teil ihrer Ausbildung sei. Das Stillen verlange den Müttern oft viel ab, führten die Stillberaterinnen weiter aus, es sei aber der richtige Weg, auch wenn er sich oftmals gegen gesellschaftliche Konventionen zu stellen schein, weil er sich daran orientiere, was das Kind brauche.

Durch seine Empfehlung hatte der Arzt die Entscheidung der Mutter, länger als ein halbes Jahr und trotz gesundheitlicher Probleme zu stillen, in Frage gestellt. Da Muttermilch als die beste

- 54 Der Verhandlung des Stilldiskurses in Vorsorgeuntersuchungen widmen sich Marion Ott und Rhea Seehaus. Siehe dazu: Ott, Seehaus (wie Anm. 28).
- 55 Zu den wettbewerblichen Tendenzen, die sich durch die Zuordnung zu einem Normalkorridor entwickeln, siehe Timo Heimerdinger: *Simply the Best. Elternschaft als kompetitive Praxis*. In: Markus Tauschek (Hg.): *Kulturen des Wettbewerbs. Formationen kompetitiver Logiken*. Münster, New York 2013, S. 249–267.

Nahrung und das Stillen als die natürlichste Methode angesehen wird, herrschte in der Laktationsberatungsgruppe Konsens darüber, dass die Mutter nach ihrer besten Vermögen stillen sollte. Der Arzt hingegen hatte durch seinen auf die Gesundheit der Mutter abzielenden Rat ihre Positionierung zurückgewiesen. Diese Irritation wurde unter anderem durch den Verweis der Stillberaterinnen auf fehlende ärztliche Ausbildung zum Thema Stillen geglättet.⁵⁶

Wie sich an diesem Beispiel zeigt, sind an die in der Gruppe stattfindenden Verhandlungen praktischer Probleme Deutungsmuster des moralisch richtigen Handelns geknüpft. Die Stillberaterinnen in ihrer Sprecherinnenrolle, die damit als Repräsentantinnen des Diskurses fungieren, wirkten hier als Korrektiv. Die Konsultation mit ihnen erleichterte es den irritierten Müttern, neue Wissensbestände dem Diskurs entsprechend als legitim oder illegitim⁵⁷ einzuordnen. Diese Aussageereignisse wirken damit strukturierend auf alltägliche Wissensverhältnisse und stellen Ordnungen her. Durch die allgemeine Zustimmung in der Gruppe wurde auch die Mutter in ihrer Positionierung und ihrer Praxis bestärkt.

Zum Zweiten wurde über das Stillen oft in Verbindung mit Aufopferung und Entbehrung gesprochen. Wie Marion Müller und Nicole Zillien herausarbeiten, handelt es sich beim Aushalten-Können von Schmerzen um einen Bestandteil des Deutungsmusters der Schwangerschaft und Geburt, das bereits in Geburtsvorbereitungskursen eingeübt wird.⁵⁸ Hier zeigt sich, dass dieses Narrativ des Durchhaltens auch über die Geburt hinaus fortgeschrieben wird. In der Laktationsberatungsgruppe erzählte eine Mutter davon, dass sie sich nie gedacht hätte, jetzt noch zu stillen, vor allem da sie anfangs Probleme damit gehabt hatte, wie vielleicht viele andere auch. Aber

56 Dieser Befund deckt sich mit Charlotte Faircloths Forschung in LLL-Gruppen in Großbritannien. Siehe Faircloth (wie Anm. 7), S. 155.

57 Kategorien wie *Wahrheit* und *Wissen* werden hier als diskursive Konstruktionen gefasst. Wahrheit wird somit als ein „historisch kontingentes Ergebnis von Wissenspolitiken“ analysiert. Siehe Keller (wie Anm. 9), S. 139.

58 Vgl. Marion Müller, Nicole Zillien: Das Rätsel der Retraditionalisierung – Zur Verweiblichung von Elternschaft in Geburtsvorbereitungskursen. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 68, 2016, S. 409–433, hier S. 75.

trotz der Schmerzen und Probleme sowie ihres sozialen Umfeldes, das ihr riet, doch einfach abzustellen, hatte sie nicht aufgegeben und stillte jetzt einseitig. Eine der Stillberaterinnen sagte ihr, sie könne stolz sein, so dafür gekämpft zu haben, da ja so viele andere Mütter wegen Kleinigkeiten schon aufgeben würden. Viele könnten sich während der Schwangerschaft längeres Stillen nicht vorstellen, aber sobald das Kind dann da sei, würden sie doch gerne länger stillen.

An diesem Beispiel fällt zuerst der Gebrauch von Wörtern wie *gekämpft* und *aufgeben* auf, der auf den kompetitiven Charakter zeitgenössischer Elternschaft verweist.⁵⁹ Obwohl das Stillen im Diskurs oft als natürlicher, dem weiblichen Körper eingeschriebener Vorgang verhandelt wird, wurde es hier als Technik thematisiert, die von der Mutter durch harte Arbeit eingeübt werden musste. Ihr Durchhaltevermögen und ihre Bereitschaft, Schmerzen zu erdulden, um ihrem Kind den bestmöglichen Start ins Leben zu verschaffen, erlaubten es ihr, sich als gute Mutter zu positionieren.

Zum Dritten berichteten die Teilnehmerinnen der Laktationsberatungsgruppe immer wieder von der großen Belastung, die der Schlafmangel für sie darstelle. Eine Mutter erzählte, dass ihre Tochter zurzeit nachts jede Stunde gestillt werden wolle. Der daraus resultierende Schlafmangel belaste sie so sehr, dass ihr während des Sprechens einzelne Worte nicht mehr einfielen und sie kein normales Gespräch mehr führen könne. Weitere Mütter schlossen sich mit ähnlichen Erzählungen an. Die Stillberaterinnen führten daraufhin aus, dass das häufige Aufwachen von Säuglingen vollkommen normal sei und hingegen eher die gesellschaftliche Konzeption eines durchschlafenden Säuglings revidiert werden sollte. Auch wenn diese Phase große Anstrengung bedeute, sei sie sehr wichtig, weil sich durch die körperliche Anwesenheit der Mütter bei den Kindern ein Sicherheitsgefühl etabliere, welches diese ein Leben lang positiv begleiten würde. Die Stillberaterinnen führten weiter aus, dass Studien mittlerweile belegen würden, dass gut gebundene Kinder nachts öfter aufwachen.

59 Zu Elternschaft unter den Aspekten von Konkurrenz und Kompetitivität siehe Heimerdinger (wie Anm. 55); Stephanie Knaak: Breast-feeding, Bottle-feeding and Dr. Spock: The Shifting Context of Choice. In: The Canadian Review of Sociology and Anthropology. La Revue Canadienne de Sociologie et d'Anthropologie 42, 2005, S. 197–216.

Die bindungsorientierten Mütter befinden sich bezüglich des Themas Kinderschlaf in einer schwierigen Situation, denn es ergeben sich hier ideelle wie praktische Probleme. Das gesellschaftliche Ideal eines durchschlafenden Säuglings, das sie mitunter auch von befreundeten Müttern, die sich für Flaschennahrung entschieden haben, vermittelt bekommen, erscheint für sie unerreichbar. Der von ihnen eingeschlagene Weg divergiert damit nicht nur von einer weit verbreiteten Idealvorstellung, sondern stellt sich auch als körperlich belastend heraus. Die Stillberaterinnen hingegen wiesen das Ideal des durchschlafenden Kindes zurück, da es nicht im Interesse des Kindes sei. Stattdessen stellten sie den Müttern ein Deutungsmuster zur Verfügung, innerhalb dessen das Aufwachen der Kinder zum Beleg einer sicheren Bindung und damit der Schlafentzug der Mütter zum Beweis des Gelingens ihres Ansatzes werden.

Den Diskurs sichtbar machen: diskursive Grenzen der Laktationsberatungsgruppe

Wie bereits am Beispiel der Erzählung über den Arzt gezeigt wurde, legt das dem Diskurs inhärente Regelwerk fest, welche legitimen Aussagen zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten Kontext getroffen werden können. Diskurse beinhalten demnach wirklichkeitskonstruierende Deutungs- und Handlungsstrukturen und schließen dadurch bestimmte Inhalte als illegitim aus. Diese Grenzen des Diskurses lassen sich in der Laktationsberatungsgruppe insbesondere an den Themen Abstillen und Schnuller festmachen.

Wenn Mütter von Kindern unter einem Jahr⁶⁰ in der Laktationsberatungsgruppe das Thema Abstillen aufwarfen, erkundigten sich die Stillberaterinnen meist nach den Gründen für diesen Wunsch. Nach einigen Fragen wurde oft der Druck aus dem sozialen Umfeld der jeweiligen Teilnehmerin als Auslöser für ihre Frage identifiziert. Das Abstillen wurde dadurch also nicht als Wunsch der Mutter, sondern als der ihres Partners oder ihrer Verwandten

60 Ab einem Alter von etwa eineinhalb bis zwei Jahren wird Abstillen als legitime Option diskutiert. Ausnahmen werden darüber hinaus gemacht, wenn es sich um einen medizinischen Ernstfall handelt und die Mutter krankheitsbedingt nicht in der Lage ist, das Stillen fortzusetzen.

gedeutet. Ihr wurde daraufhin von den Stillberaterinnen geraten, auf ihre Gefühle zu vertrauen, Kritik zu ignorieren und weiter zu stillen. Auch die Fragen einer Mutter, die darüber klagte, jede Nacht achtmal aufzuwachen, um zu stillen, und daher nach einer Alternative suchte, blieben weitgehend unbeantwortet. In der diskursiven Logik, welche die Bedürfnisse des Kindes an erste Stelle reiht und deren Befriedigung als wichtigste Aufgabe einer guten Mutter konzipiert, wirkt der Wunsch abzustillen gleichsam egoistisch. Eine Mutter, die nicht mehr stillen will, erscheint demnach mehr auf ihr eigenes Wohlbefinden als auf das des Kindes bedacht.

Neben dem Abstillen zählte auch der Gebrauch des Schnullers zu den Themen, denen in der Laktationsberatungsgruppe abwehrend begegnet wurde. Das zeigt sich daran, wie über den Schnuller gesprochen wurde, sofern er von Seiten der Mütter thematisiert wurde.⁶¹ Eine Mutter erzählte zum Beispiel davon, dass sie es als Erleichterung empfunden habe, wenn es ihrem Freund durch den Einsatz des Schnullers abends möglich war, die Betreuung ihres Kindes zu übernehmen, und sie sich so ausruhen konnte. Solche Erzählungen wurden meist eingeleitet durch Formulierungen wie „Den Schnuller sollte man ja nicht verwenden, aber ...“ oder durch Relativierungen abgeschwächt, in denen beteuert wurde, dass er nur selten zum Einsatz komme. Der Argumentationsbedarf ergibt sich daraus, dass im Bereich des bindungsorientierten Ansatzes davon ausgegangen wird, dass der Einsatz von Schnullern oder Flaschen den Saugreflex des Babys verändert⁶² und damit hinderlich für das Stillen ist. Das Stillen wird aber neben der Nahrungsaufnahme auch als Übermittlung von positiven affektiven Empfindungen, also Liebe und Zuneigung, verstanden. Das Bedürfnis des Kindes zu saugen stellt damit gleichzeitig ein Verlangen nach Nähe – das durch die weibliche Brust gestillt werden sollte – dar.

61 Der Einsatz des Schnullers wurde von Seiten der Mütter nur selten thematisiert, aber wenn das Thema aufgebracht wurde, dann meist von Müttern, die zum ersten Mal oder erst seit kurzem die Laktationsberatungsgruppe besuchten.

62 Hier wird auch von „Saugverwirrung“ gesprochen. Neben dem Hindernis für das „Stillenlernen“ des Säuglings werden auch anatomische und logopädische Bedenken ins Feld geführt. Heimerdinger verweist darauf, dass Argumente dieser Art zur schädlichen Wirkung des Schnullers als medikalisierende Reflexe verstanden werden können. Siehe Heimerdinger (wie Anm. 6), S. 14–15.

Aus Sicht der Teilnehmerinnen: Rezeption und Identitätsarbeit

Die Mütter kamen oft mit spezifischen Problemstellungen in die Laktationsberatungsgruppe und erhofften sich konkrete Handlungsempfehlungen zu deren Lösung. Die Teilnehmerinnen versuchten sich gegenseitig Hilfe anzubieten, indem sie von ihrer eigenen Alltagspraxis erzählten. Abgesehen von Stillpraktiken, die demonstriert wurden, gaben die Stillberaterinnen aber oft unspezifische Ratschläge und bestärkten die Mütter eher grundlegend in ihrem Tun. Ihr Rat zur Verbesserung der Situation setzte dabei meist an der Einstellung und Haltung der Mutter an. So empfahlen die Stillberaterinnen zum Beispiel jener Mutter, die über die Belastungen des Schlafmangels klagte, die Situation anzunehmen, da diese so leichter zu ertragen sei, und sich nach Möglichkeit kleine Auszeiten im Alltag zu suchen, um Kraft zu tanken. Nach der ermutigenden Erfahrung in der Laktationsberatungsgruppe standen die Mütter, zu Hause angekommen, aber oft vor demselben ungelösten Problem, wie Marina⁶³ im Interview erzählte:

Marina [mit acht Monate alter Tochter]: Ich finde immer, es ist ganz witzig, man geht dann nach Hause und denkt sich, ja passt eh alles <lachend: oder, ich mache eh alles richtig> weil sie [die Stillberaterinnen, HK] halt einfach, eben, sagen, es PASST, wenn man sie immer stillt, und es passt, wenn sie lang am Busen liegen, und so. Ähm (.) aber MANCHMAL eben, wenn ich dann wieder im Bett liege und nicht loskomme von ihr, dann denk ich mir, ja <lachend: aber eigentlich passt's auch nicht>. Aber es ist sicher, ich geh' ja manchmal noch zur Mutterberatung und die sagt dann, ja jetzt sollte sie [die Tochter, HK] schon langsam im eigenen Bett schlafen und jetzt solltest ihr das angewöhnen und eine Stunde Mittagschlaf und ich sollte schauen, dass ich sie immer zur gleichen Zeit niederlege. Und dann denk ich mir <atmet geräuschvoll aus: das ist so GAR NICHT meins>. Und dann denk ich mir, da ist die Laktationsberatungsgruppe halt eher auf meinem Level. Ich glaube, das ist so für Manis, da holt sich dann jeder das <amüsiert: was er hören will>.⁶⁴

63 Der Namen der Interviewpartnerinnen wurden pseudonymisiert.

Marina zeigt hier die Ambivalenzen der Laktationsberatungsgruppe auf. Wie im Interview zum Ausdruck kommt, wurde sie auf der einen Seite im eigenen Tun bestärkt, auf der anderen Seite hätte sie gerne konkrete Lösungen für ihre Probleme erhalten. Ganz andere Erfahrungen hat Marina dagegen mit einer weiteren Beratungseinrichtung gemacht. Die Beraterin dort gab ihr sehr konkrete Anweisungen, die sie wiederum aus ideellen Gründen ablehnte. Schlussendlich entschied sich Marina trotz der für sie zum Teil unbefriedigenden Beratungssituation für die Laktationsberatungsgruppe, da diese in ihren Ansätzen mehr ihrer Vorstellung von Elternschaft entsprach.

Die Stillberaterinnen folgen in ihrer Beratungspraxis den diskurstypischen Logiken der La Leche Liga, deren Ziel es ist, „nicht strikte Ratschläge zu erteilen, sondern Müttern/Eltern Informationen als Basis für Entscheidungen zu geben“.⁶⁵ Es handelt sich dabei um eine Art der nicht-direktiven, dialogischen Beratung, die sich scheinbar jeglicher Bewertung und Anweisung enthält.⁶⁶ Adressiert werden die Mütter dabei als eigenverantwortliches, beratenes Selbst, das nicht nur mit der eigenen Formung und Optimierung, sondern auch der des Kindes betraut ist.⁶⁷ An der konkreten Beratungspraxis zeigte sich aber, dass neben Informationen zur Bewältigung des Alltags auch Deutungsmuster und moralisch aufgeladene Klassifikationen bereitgestellt und eingeübt wurden.

Für die Mütter ergab sich zum Teil eine spürbare Diskrepanz zwischen der Beratungssituation und dem alltäglichen Erleben. Neben dem unspezifischen Beratungshandeln wurden auch die dis-

64 Wortbetonungen in den Interviews wurden in der Transkription durch die Verwendung von Großbuchstaben gekennzeichnet.

65 La Leche Liga. Stillberatung Österreich, www.lalecheliga.at/informationen-stillen/lalecheliga/beratungskonzept.html (Zugriff: 7.3.2018).

66 Die Verschiebung von normativ-direktivem zu nicht-direktivem Beratungshandeln in gedruckten Ratgebern vollzog sich Ende des 20. Jahrhunderts. Siehe dazu Haiko Wandhoff: Was soll ich tun? Eine Geschichte der Beratung, Hamburg 2016, S. 273.

67 Im Beratungshandeln in der Laktationsberatungsgruppe zeigt sich auch die Fokussierung zeitgenössischer Ratgeber auf das Verhalten der Eltern. Die Ratschläge sollen demnach nicht zu einer Verhaltensänderung des Kindes führen, sondern sie setzen beim Verhalten und bei der Einstellung der Mütter an. Zur Selbstformung in der Beratung siehe Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. In: Leviathan 30, 2002, S. 175–194, hier S. 177; Wandhoff (wie Anm. 66), S. 257.

kursiv-normativen Grenzen der Laktationsberatungsgruppe von den Müttern mitunter kritisch reflektiert:

Emma [mit 13 Monate alter Tochter]: Also es ist GANZ viel BESTÄTIGUNG für das, also was so Schwiegereltern, Eltern sagen //<amüsiert>// des tut einem TOTAL GUT, dass man da [in der Laktationsberatungsgruppe, HK] verstanden wird und dass sie einem sagen, dass das so ein SCHMARRN ist⁶⁸ und bla bla bla und, aber es ist WENIG RAUM dafür, dass sich eine Mutter mal LÖSEN will, FIND ICH. Also [...] ICH find sie [die Stillberaterinnen, HK] SUPER und ich GENIESSE das auch jedes Mal, wenn ich dort bin, weil sie, sie geben mir auch immer, ich fühle mich danach einfach richtig gut, ge? Also so, wie sie sagen, äh die LOBEN einen und die sagen auch, du machst das SUPER und es LOHNT sich durchzuhalten und so weiter, aber nur manchmal ist halt wenig Raum, wenn du halt mal, glaub' ich, sagen willst, so und jetzt (.) WILL ich, was weiß ich, mal wo hingehen oder, weißt?

Wie Emma ausführt, begegnete ihr in der Gruppe viel Lob und Anerkennung. Gleichzeitig verweist sie im letzten Satz darauf, dass sie sich der normativen Regeln der Laktationsberatungsgruppe bewusst ist und daher gewisse Themen nicht in die Diskussion einbringt. Ihr Wunsch, abends noch auszugehen oder sich mit Freundinnen zu verabreden, bedeutete in der konkreten Umsetzung, dass sie ihren Mann mit der Betreuung ihres Kindes betraute. Dafür pumpte sie Milch ab, die ihr Mann ihrem Kind später vor dem Zubettgehen mithilfe einer Flasche fütterte. Diese Praktik bezeichnet sie im Interview als „Lösen“ der Mutter von ihrem Kind. Emma sprach daher dieses Thema, obwohl es für sie im Alltag aktuell wichtig war, in der Laktationsberatungsgruppe nicht an.

Wie bereits bei Marina angeklungen ist, nützte auch Emma die Treffen hingegen gezielt, um sich Rückhalt für ihre Erziehungsmethode und Bestätigung ihrer Identitätsarbeit zu holen. In der Laktationsberatungsgruppe wurden der Diskurs und seine Akteurinnen

68 Die Interviewpartnerin bezieht sich hier auf die gut gemeinten Ratschläge, die sie von ihren Eltern oder Schwiegereltern bekommt.

in einer Weise erfahrbar, die es den Müttern ermöglichte, sich als Teil einer Gruppe mit gleichen Wertvorstellungen zu verstehen, ihr Handeln in einen größeren Kontext einzuordnen und damit innerhalb der diskursiven Deutungsmuster zu interpretieren. Die oftmals erschöpften Mütter genossen es, mit Gleichgesinnten in Kontakt zu treten, und die Laktationsberatungsgruppe gab ihnen neue Kraft, ihren Alltag bewältigen zu können. Durch die Vergemeinschaftung entstand ein Empfinden dafür, mit den Problemen nicht alleine zu sein. Die Laktationsberatungsgruppe hatte dadurch eine stabilisierende Wirkung auf die Teilnehmerinnen.

Fazit

Für diesen Beitrag wurde die Laktationsberatungsgruppe als Teil des Dispositivs der Stillförderung und die dort stattfindenden Aussageereignisse als Diskursfragmente des bindungsorientierten Diskurses betrachtet. Die analysierten Aussageereignisse zeigen, wie der Diskurs aktualisiert und an die Teilnehmerinnen vermittelt wurde. Anhand der Erzählungen der Teilnehmerinnen werden Klassifikationen des Diskurses aufgerufen, der Diskurs wird damit aktualisiert und fortgeschrieben. Die singulären Alltagserlebnisse werden in der Laktationsberatungsgruppe durch unterschiedliche Narrative in das Deutungsmuster der sicheren Bindung und damit in eine diskursspezifische Wissensordnung eingeordnet.

Das Deutungsmuster der sicheren Bindung setzt sich aus mehreren Deutungselementen zusammen und steht in enger Verbindung mit dem im Diskurs verhandelten Deutungsmuster von Mutterschaft. Die Bindung bezieht sich dabei auf eine in erster Linie biologisch argumentierte Beziehung zwischen den sozialen Positionen Mutter und Kind. Diese beiden AkteurInnen stehen damit in einem asymmetrischen Generationenzusammenhang, wobei die Mutter mit der Sorge um das Wohl des Kindes betraut ist. Die Bindung ist dabei sowohl Voraussetzung als auch Mittel zur Förderung des gesunden Heranwachsens des Kindes. Daraus ergibt sich der moralische Imperativ des Deutungsmusters von Mutterschaft, die Entwicklung des Kindes durch die Herstellung einer sicheren Bindung zu gewährleisten.

Die Analyse zeigt, dass dieses diskursiv vermittelte Ziel – ein sicher gebundenes Kind –, das im Alltag schwer greifbar ist, in

der Laktationsberatungsgruppe für die Mütter erfahrbar wird. Die Schlaflosigkeit und damit die Augenringe der Mütter dienen gleichsam als Erfolgsnachweis. Das Leiden und die Aufopferung der Mütter werden hier zu diskurstypischen Narrativen geformt und dadurch mit Sinn aufgeladen. Die Aktualisierung der diskursiven Ordnung stellt für die Teilnehmerinnen Deutungsmuster ihrer Alltagspraxis und Narrative für die Auseinandersetzung mit KritikerInnen bereit.

Wie gezeigt wurde, weist zeitgenössische Elternschaft einen latent kompetitiven Charakter auf und ist oft vom Sprechen von Erfolg geprägt. Durch den Eltern-Determinismus werden jeder vermeintlichen Fehlentscheidung der Mütter negative Folgen für die Kindesentwicklung attestiert. Aus dieser Gestaltungspflicht leitet sich die Angst zu versagen ab, sobald Alltagspraktiken nicht reibungslos ablaufen oder sich Ideale nicht umsetzen lassen. Erfahrungen von Unzulänglichkeit, einerseits nicht stillen zu können und andererseits das Kind nicht zum Schlafen bringen zu können, werden in der Laktationsberatungsgruppe durch die Bezugnahme auf Bindung zu Erfolgsgeschichten umgedeutet.

Dadurch werden Räume für Identitätsarbeit geschaffen. Die Teilnehmerinnen aktualisieren und konstituieren ihre Positionierungen als Mütter unter Rückgriff auf Narrative und in Bezug auf im Diskurs zur Verfügung stehende Identitätsangebote. Die Betonung der natürlichen Eignung der Frauen als Mütter sowie die angenommene Gestaltbarkeit der Kinder erzeugen den Bedarf nach einer kontinuierlichen Rückversicherung, die richtigen Entscheidungen zum Wohl des Kindes getroffen zu haben. In der Gruppe erfahren die Mütter die Bestätigung, dass all die Arbeit und Entbehrung nicht umsonst, sondern zum Wohle ihres Kindes geschieht und sie sich den bindungsorientierten Idealen aus gutem Grund verpflichtet haben. Die Laktationsberatungsgruppe stellt diese Art der Bestätigung als Antwort auf den Eltern-Determinismus bereit, weshalb die Mütter sie für ihre Identitätsarbeit nutzen:

Emma: Eben und danach gehst dann raus [aus der Laktationsberatungsgruppe, HK] und fühlst dich wieder VOLL SUPER, weil eh alles RICHTIG ist, was du machst, oder? Nur dann bist daheim und dann setzt dich GENAU wieder mit dem Gleichen auseinander wie vorher. Nur dass du halt

ein paar Tage ein gutes Gefühl hast, weil du weißt, du machst alles richtig. NUR jemand, der das anders SIEHT und halt andere (.) WERTE und so mitkriegt vom Umfeld (.) kann das halt nicht so verstehen, was du da dann immer in solchen Gruppen BESPRICHST.

When insomnia means success. Interpretative patterns and discursive practices of a breastfeeding support group

Parenting Culture is increasingly permeated by diverting and competitive moral interpretations and imperatives. Seemingly marginal decisions for or against parenting methods have become questions of identity. This paper analyses a breastfeeding support group as part of the breastfeeding advocacy dispositive and thus a place where the Attachment Parenting discourse is updated. Within the group discussions, everyday experiences are integrated into the framings of the discourse. It will be argued that participating mothers thereby acquire interpretive patterns on how to face criticism and adopt discourse-specific social positions.

Optimierung bis zur Mitte.

Selbstoptimierung als Konstellation und relationale Subjektivierung¹

Der Beitrag argumentiert für die Analyse von spezifischen Konstellationen der Selbstoptimierung, in denen nicht grundsätzliche Gesellschaftsdiagnosen, sondern Akteure und ihre Deutungen im Mittelpunkt stehen. Damit wird eine Perspektive auf Selbstoptimierung als Konstellation entwickelt, bei der relationale Kriterien wirkmächtig sind. An Beispielen aus dem Breitensport und dem Arbeitsleben wird diskutiert, wie solche Konstellationen Orientierungen an der Mitte begünstigen können. Der Beitrag zeigt auf, welche Aspekte und Faktoren in diesem Zusammenhang beachtet werden müssen und wo Probleme und Grenzen des Begriffes der Selbstoptimierung liegen.

Einleitung

Der Begriff der Selbstoptimierung wird gegenwärtig in öffentlichen Debatten wie auch in den Sozial- und Kulturwissenschaften und in der Psychologie² intensiv diskutiert. Generell werden darunter Prozesse verstanden, in denen von Subjekten der Wunsch oder Zwang gespürt wird, sich in einzelnen Bereichen des Lebens oder insgesamt

- 1 Der Beitrag geht auf den Vortrag *Optimierung bis zum Mittelmaß? Sozialkomparative Orientierungen an der Mitte aus alltagskultureller Perspektive* zurück, den ich im Rahmen eines Workshops der Arbeitsgruppe *Selbstoptimierung* des Freiburger Institutes of Advanced Studies (FRIAS) im Juni 2018 gehalten habe. Den TeilnehmerInnen danke ich für hilfreiche Kommentare.
- 2 Vgl. u. a. Anja Röcke: (Selbst)Optimierung. Eine soziologische Bestandsaufnahme. In: *Berliner Journal für Soziologie* 2 (27), 2017, S. 319–335; Vera King, Benigna Gerisch, Hartmut Rosa: Introduction: “Lost in Perfection” – Ideals and Performances. In: Vera King, Benigna Gerisch, Hartmut Rosa (Hg.): *Lost in Perfection. Impacts of Optimisation on*

zu verbessern, zu steigern oder zu perfektionieren. Hierzu können Arbeitseffizienz, kognitive Fähigkeiten oder körperliche Leistungsfähigkeit genauso gehören wie Gesundheit, allgemeine Lebenszufriedenheit, das soziale Umfeld oder Selbstachtsamkeit. Die Breite der unter dem Begriff diskutierten Phänomene ist immens und erstreckt sich auf eindimensionale Konstrukte wie die Quantifizierung der täglich zurückgelegten Schritte³ ebenso wie auf komplexe Vorstellungen eines besseren Selbst.⁴ Neben der Kritik an der Selbstoptimierung lassen sich insbesondere im medialen und gesellschaftlichen Diskurs durchaus positive Bezugnahmen konstatieren, die nicht nur auf eine ökonomische oder rationalistische Steigerung von Effizienz oder Ergebnissen (wie Geld oder Leistung) gerichtet sind, sondern die ebenso persönliches Glück,⁵ Selbstsorge⁶ oder andere nicht quantifizierte Elemente einbeziehen. Im vorliegenden Beitrag soll an empirischen Beispielen aus dem Breitensport und dem Arbeitsleben

Culture and Psyche. London 2019, S. 1–9; Oswald Balandis, Jürgen Straub: Selbstoptimierung und Enhancement: Begriffe, Befunde und Perspektiven für die Geschlechterforschung. In: Beate Kortendiek, Birgit Riegraf, Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden 2018, S. 1–10.

- 3 In diesem Zusammenhang sind insbesondere Forschungen zur Quantifizierung des Selbst als alltägliche Praxis zu nennen: Stefan Meißner: Selbstoptimierung durch Quantified Self? In: Stefan Selke (Hg.): Lifelogging: Digitale Selbstvermessung und Lebensprotokollierung zwischen disruptiver Technologie und kulturellem Wandel. Wiesbaden 2016, S. 217–236; Barbara Frischling: "What's your pace?" Gedanken zum Forschen mit und über digitale(r) Selbstvermessung. In: kommunikation @ gesellschaft 19, 2018, S. 1–14; vgl. zu Prozessen der Quantifizierung im Sport auch Stefan Groth: Subjektiver Sinn, objektive Indikatoren? Zum Verhältnis von Wahrnehmung und Vermessung im freizeitsportlichen Rennradsport. In: Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Thomas Hengartner u. a. (Hg.): Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. Würzburg 2017, S. 481–491; Stefan Groth: Quantified Cyclists and Stratified Motives: Explorations into Age-Group Road Cycling as Cultural Performance. In: Ethnologia Europaea 1 (44), 2014, S. 38–56.
- 4 Vgl. Greta Wagner: Besser werden. Praktiken emotionaler Selbststeuerung. In: Mittelweg 36, 1–2 (24), 2015, S. 188–210.
- 5 Vgl. Stefanie Duttweiler: Sein Glück machen. Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie. Tübingen 2007.
- 6 Vgl. Aristeia Fotopoulou, Kate O'Riordan: Training to Self-Care: Fitness Tracking, Biopedagogy and the Healthy Consumer. In: Health Sociology Review 1 (26), 2017, S. 54–68; Peter-Paul Bänziger: Zwischen Kur und Optimierung: Körper als Problem. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 1 (104), 2008, S. 67–81.

diskutiert werden, welche Aspekte und Faktoren in diesem Zusammenhang beachtet werden müssen und wo Probleme und Grenzen des Begriffes der Selbstoptimierung liegen. Der Beitrag argumentiert für die Analyse von spezifischen Konstellationen der Optimierung, in denen nicht grundsätzliche Gesellschaftsdiagnosen, sondern Akteure und ihre Deutungen im Mittelpunkt stehen. Damit wird eine Perspektive auf Selbstoptimierung als Konstellation entwickelt, bei der nicht absolute, sondern relationale Kriterien wirkmächtig sind. An Beispielen aus dem Breitensport und aus dem Arbeitsleben wird gezeigt, wie eine solche Selbstoptimierung in eine Orientierung an der Mitte münden kann.

Selbstoptimierung: Perspektiven und Ansätze

Prozesse der Selbstoptimierung werden in den Sozial- und Kulturwissenschaften zumeist in Gesellschaftsdiagnosen eingeordnet,⁷ die mit Rekurs auf Michel Foucaults Analyse neoliberaler Gouvernementalität⁸ argumentieren, dass sich Marktlogiken auf „tendenziell alle sozialen Beziehungen, einschließlich der des Einzelnen zu sich selbst“,⁹ ausweiten und zu unterschiedlich ausgeprägten, teils institutionalisierten und formalisierten, teils fluiden und impliziten Anforderungen an das Selbst führen. Einen zentralen Bezugspunkt bildet Ulrich Bröcklings Konzept des „unternehmerischen Selbst“¹⁰ als Subjektivierungsform, mit dem das eigenverantwortliche unternehmerische Handeln des Einzelnen als notwendige Handlungs- und Denkweise moderner Gesellschaften im kontinuierlichen Wettbewerb und als Teil pervasiver Steigerungslogiken beschrieben wird. Weniger eingebettet in den poststrukturalistischen Diskurs sind die prinzipiell theoretisch offene Rede vom „neoliberal[e] Selbstführungs- und Selbstoptimierungszwang“¹¹ oder auch die Annahme,

7 Vgl. für einen Überblick Röcke (wie Anm. 2), S. 322–324.

8 Vgl. Michel Foucault: Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Vorlesungen am Collège de France 1978/1979. Frankfurt am Main 2006.

9 Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt 2007, S. 76.

10 Ebd.

11 Robert Gugutzer: Self-Tracking als Objektivation des Zeitgeists. In: Stefanie Duttweiler, Jan-Hendrik Passoth (Hg.): Leben nach Zahlen:

dass durch das Wegbrechen sinnhafter Ideologien als subjektivierbare Handlungs- und Normorientierungen allein das Streben nach dem individuell bestmöglichen Leben als Teleologie¹² bleibt. Felix Klopotek beschreibt Selbstoptimierung allgemein als „Druck von außen, sich anzupassen der ‚Kultur‘ eines Unternehmens, den Gesetzen des Marktes, den Zumutungen der Politik, ein guter Staatsbürger zu sein, den Imperativen der Kapitalverwertung“.¹³ Diese Imperative werden übersetzt in individuelle Anforderungen, die dann wiederum mit externen Zwängen abgeglichen werden.

Was dabei unter Selbstoptimierung genau verstanden wird, bleibt oftmals unklar oder unterscheidet sich in wesentlichen Punkten: Unklar ist etwa, ob Selbstoptimierung als „Meliorisierung“¹⁴ oder eben nicht nur als Verbesserung, sondern als Perfektionierung und Streben nach Superlativen und dem Bestmöglichen¹⁵ gefasst werden kann; unklar ist ebenso, ob Selbstoptimierung ein holistisches und kybernetisches¹⁶ Projekt ist, das sich auf das Selbst als ganzheitliches Individuum bezieht, das kreativ¹⁷ und unternehmerisch¹⁸ handelt oder

Self-Tracking als Optimierungsprojekt? Bielefeld 2016, S. 161–82, hier S. 162.

- 12 Vgl. Peter Sloterdijk in Julia Friedrichs: Das tollere Ich. In: Die Zeit, 8.8.2013, <https://www.zeit.de/2013/33/selbstoptimierung-leistungssteigerung-apps/> (Zugriff: 22.1.2019).
- 13 Felix Klopotek: On Time Run. Immer unterwegs, niemals ankommen, auf dem Weg durch die Zonen der Selbstoptimierung. In: Felix Klopotek, Peter Scheiffele (Hg.): Zonen der Selbstoptimierung: Berichte aus der Leistungsgesellschaft. Berlin 2016, S. 9–34, hier S. 12.
- 14 So formuliert Maasen: „Perfektionierung versteht sich hier als Meliorisierung (eben: ‚Optimierung‘) spezifischer Eigenschaften oder Fähigkeiten.“ Vgl. Sabine Maasen: Gut ist nicht gut genug. Selbstmanagement und Selbstoptimierung als Zwang und Erlösung. Hamburg 2012 (E-Book).
- 15 So formuliert Bröckling: „Im Begriff der Optimierung steckt ein Superlativ. Optimierung ist nicht dasselbe wie Meliorisierung. Es geht nicht einfach nur um Verbesserung, sondern darum, das jeweils Bestmögliche herauszuholen – und noch ein bisschen mehr.“ Vgl. Ulrich Bröckling: In der Optimierungsfalle. Zur Soziologie der Wettbewerbsgesellschaft. In: Supervision 4 (31), 2013, S. 4–11, hier S. 4.
- 16 Mit dem Begriff der Kybernetik ist hier die dynamische Selbstregulierung gemeint, die bei Selbstoptimierungsprozessen „Feedbackschleifen und ein Regime des (Selbst-)Monitorings [installiert], die kontinuierliche Anpassungen an sich ebenso kontinuierlich wandelnde Sollwerte bewerkstelligen sollen“, Bröckling (wie Anm. 15), hier S. 5.
- 17 Vgl. Andreas Reckwitz: Die Erfindung der Kreativität. Frankfurt am Main 2012.

handeln soll, oder ob selektiv bestimmte – z. B. kognitive – Fähigkeiten optimiert werden,¹⁹ während andere Bereiche vernachlässigt werden. Offen ist damit zusammenhängend auch, auf welche Bereiche sich analysierte Prozesse der Selbstoptimierung erstrecken: Geht es ausschließlich um solche Entwicklungen, die neoliberalen Paradigmen der theoretischen Grundierung direkt entsprechen, oder kann auch die Suche nach der ‚optimalen‘ Work-Life-Balance, die gegenläufig zu Marktlogiken vollzogen werden kann, als Selbstoptimierung verstanden werden? Offen ist zudem, ob ‚Selbstoptimierung‘ ein relativ neues Phänomen kennzeichnet, das in einer spezifischen gesellschaftlichen Konstellation gesteigerte Bedeutung gewinnt, auf welche anderen Entwicklungen es zurückgreift oder an welche es anschließt, oder ob Befunde, die unter dem Schlagwort eingeordnet werden, auch auf andere Phänomene hinweisen. Nicht klar ist unterdessen auch, wie verbreitet solche Prozesse der Selbstoptimierung überhaupt sind. Die theoretische Bezugnahme legt nahe, dass es sich um ein paradigmatisches Phänomen handelt, das der Spezifik gegenwärtiger Gesellschaften entspricht, in ganz unterschiedlichen Formen zum Ausdruck kommen kann, sich dabei aber prinzipiell auf alle Bereiche des Sozialen erstreckt. Hierzu ist angemerkt worden, dass es an konkreten empirischen, spezifisch auch an ethnografischen Studien derzeit noch mangelt²⁰ und dass zwar Bezüge auf Selbstoptimierung in unterschiedlichen Bereichen und in Fülle herauspräpariert werden können, damit aber noch wenig über ihre Durchdringung gesagt ist.²¹

18 Vgl. Bröckling (wie Anm. 9).

19 Vgl. Lorenza S. Colzato, Ayca Szapora, Bernhard Hommel: *Meditate to Create: The Impact of Focused-Attention and Open-Monitoring Training on Convergent and Divergent Thinking*. In: *Frontiers in Psychology* 3, 2012, S. 1–5; Lorenza S. Colzato: *Theory-Driven Cognitive Enhancement: Costs and Benefits*. Cham 2017.

20 Vgl. Laura Glauser: *Das Projekt des unternehmerischen Selbst. Eine Feldforschung in der Coachingzone*. Bielefeld 2016, hier S. 14; vgl. auch Markus Tauschek, Eberhard Wolff: *Die Ökonomisierung des Selbst – einleitende Bemerkungen*. In: Karl Braun, Johannes Moser, Christian Schönholz (Hg.): *Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Marburg 2019, S. 448–449, hier S. 448.

21 Vgl. Eberhard Wolff: „Selbstoptimierung“: Ein Skandaltypus. In: Uni Nova. *Das Wissenschaftsmagazin der Universität Basel* 132, 2018, S. 58–59, vgl. zu analogen Überlegungen am Beispiel der Theorie des kognitiven Kapitalismus auch Stefan Groth: *Trends als Forschungsthema?*

Zweifelsfrei ist Selbstoptimierung in der Managementliteratur,²² im Sport,²³ in Form von Fitness-Apps,²⁴ als pharmakologisches Neuro-Enhancement bei Studierenden²⁵ oder in der Techno-Szene²⁶ empirisch beobachtbar; inwieweit ihr darüber hinaus ein paradigmatischer Status zukommt, bleibt offen. So kritisiert Stefan Meißner an der gegenwärtigen Debatte, dass sie von einer umfassenden Ökonomisierung des Sozialen ausgehe und ihre Argumente auf dieser Diagnose aufbaue, diese aber nicht detailliert belege.²⁷ Als Topos, so lässt sich feststellen, ist Selbstoptimierung medial stark verankert, als Praxis häufig weniger verbreitet als zu vermuten wäre.²⁸ Dies betrifft letztlich auch Fragen der gesellschaftlichen Repräsentativität der Diagnose von Selbstoptimierungsprozessen, die für die Empirische Kulturwissenschaft insoweit von Bedeutung sind, dass konkrete ethnografische Studien in solche Diagnosen eingeordnet werden, ohne damit zusammenhängende Annahmen über Makroprozesse zu prüfen oder prüfen zu können.

Einordnung, Relevanz und Repräsentativität in der europäisch-ethnologischen Themenbegrenzung. In: Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie*. Wien 2019, S. 149–170, hier S. 156–158.

- 22 Vgl. Markus Pohlmann, Volker Helbig, Stefan Bär: *Ein neuer Geist des Kapitalismus?* In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 1 (42), 2017, S. 21–44; vgl. auch Bröckling (wie Anm. 9).
- 23 Vgl. Volker Schürmann: *Über die Selbstoptimierung hinaus. Sport als Vorschein persönlicher Leistungsgerechtigkeit*. In: Klopotek, Scheiffele (wie Anm. 13), S. 200–216.
- 24 Vgl. Barbara Frischling: *Life Begins at the End of Your Comfort Zone. Alltagsoptimierung als heldenhafte Grenzüberschreitung*. In: Johanna Rolshoven, Toni Janosch Krause, Justin Winkler (Hg.): *Heroes. Repräsentationen des Heroischen in Geschichte, Literatur und Alltag*. Bielefeld 2018, S. 553–566.
- 25 Vgl. Greta Wagner: *Selbstoptimierung. Praxis und Kritik von Neuroenhancement*. Frankfurt am Main 2017.
- 26 Vgl. Robert Feustel: *Drogen als Selbstoptimierung. Techno, Kreativität und der neue Geist des Kapitalismus*. In: Robert Feustel, Henning Schmidt-Semisch, Ulrich Bröckling (Hg.): *Handbuch Drogen in sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive*. Wiesbaden 2018, S. 105–115.
- 27 Vgl. Meißner (wie Anm. 3), S. 232; vgl. zum Bezug auf Makro-Theorien in der Empirischen Kulturwissenschaft auch Groth (wie Anm. 21).
- 28 Vgl. Greta Wagner: *Neuroenhancement in der Kritik. Normative Deutungen von Studierenden in Frankfurt und New York*. *Mittelweg* 36, 1–2 (23), 2014, S. 91–104, hier S. 91.

Selbstoptimierung als Prozess- und Handlungslogik

Wenn mit dem Konzept sowohl gemeint sein kann, dass etwa ArbeitnehmerInnen ihre Arbeitseffizienz perfektionieren, BreitensportlerInnen in der Vorbereitung auf Wettkämpfe ihren Alltag nur auf körperliche Leistung optimieren, als auch, dass ein möglichst glückliches Leben verfolgt oder eine gute Elternschaft²⁹ angestrebt wird, verliert es auf den ersten Blick an analytischer Schärfe, da ganz unterschiedliche, teils gegenläufige Phänomene hierunter gefasst werden.³⁰ Diese Kritik am Konzept hat insofern sicherlich Berechtigung, als die Multiplizität von Steigerungslogiken etwa der Situation Vorschub leistet, dass eine Vergrößerung von persönlichem Glück zu einer Verkleinerung von Einkommen führen kann. Eine Ökonomisierung des Sozialen, so möchte man hier einwenden, operiert unter anderen Vorzeichen. Eine solche Lesart ist dann angemessen, wenn Selbstoptimierung als absolutes und konsequentes Projekt gerahmt wird, in dem Kontingenzen, Unsicherheiten und Ambivalenzen keine Rolle spielen und in dem Akteure gerichtet, geplant und strategisch vorgehen, um sich selbst und als Selbst zu optimieren. Diese ‚Radikalform‘ der Selbstoptimierung ist unterdessen in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Literatur kaum zu finden.

Stattdessen trifft man ganz überwiegend auf ein Verständnis von Selbstoptimierung als Subjektivierung im Sinne einer Prozess- und Handlungslogik,³¹ die in unterschiedlichen Bereichen des Sozialen wirksam werden kann, aber keine eindimensionale Bewegung nach ökonomischen Prinzipien impliziert. Dazu gehört die Annahme, dass die generelle, aber zunächst offene Verbesserung des Selbst zu einer kulturellen Leitvorstellung³² geworden ist, an der sich individuelle Handlungen in ganz unterschiedlichen Feldern ausrichten. Deutlicher wird das Konzept von Selbstoptimierung als prozedu-

29 Vgl. Sarah Diehl: Mutterschaft und Fürsorge als Dienst an der Leistungsgesellschaft. In: Klopotek, Scheiffele (wie Anm. 13), S. 183–99.

30 Vgl. auch Röcke (wie Anm. 2), S. 320.

31 Vgl. ebd., S. 332.

32 Vgl. Vera King, Diana Lindner, Julia Schreiber u. a.: Optimierte Lebensführung – wie und warum sich Individuen den Druck zur Selbstverbesserung zu eigen machen. In: Jahrbuch für Pädagogik 1 (2014), 2014, S. 283–299, hier S. 283.

rale Subjektivierung noch über den Ansatz von Stefanie Duttweiler, die von „Such- und Kompromissbildungsprozessen“ spricht, in denen eine alltägliche individuelle Anpassung an sich wandelnde externe Bedingungen vorgenommen wird, die Steigerungslogiken verpflichtet ist.³³ Die Liste an Komparativen ist dabei lang: gesünder, kompetenter, hipper, beliebter, glücklicher, fitter, belesener, erfolgreicher, schöner, zufriedener, abgesicherter und reicher kann das Selbst werden. Um diese Vielheit von Kriterien zu fassen, spricht Klopotek von „Zonen der Selbstoptimierung“,³⁴ die miteinander verschränkt sind, aber – abgesehen von der Logik der Verbesserung – auch verschiedene Binnenlogiken mit sich bringen, die einander widersprechen können. Hierzu lässt sich auch das Verständnis einer „Upgrade-Kultur“ zählen, in der nach Dierk Spreen die steigende *Akzeptanz* von Optimierungen des Körpers über Prothesen oder Enhancement zu beobachten ist, nicht aber die zwingende und absolute Optimierung.³⁵ Der Wunsch nach besserer Leistung im Sport etwa (schneller, höher, weiter) kann in spezifischen Konstellationen mit anderen Dimensionen der Optimierung in Konflikt geraten (gesünder, *cleaner*, fairer), sodass theoretische Potenziale zur Optimierung (etwa über Doping) zum Teil mit Verweis auf andere Kriterien ausgeschlagen werden. Selbstoptimierung lässt sich damit auch als spezifisches Selbstverhältnis³⁶ oder als spezifische Art der Selbstthematisierung³⁷ fassen, bei der Akteure über sich selbst reflektieren und Kriterien der Optimierung gegeneinander abwägen – nicht nur explizit und bewusst, sondern auch situativ, implizit und unbewusst. Eine Priorisierung unterschiedlicher Bereiche, in denen eine Optimierung angestrebt wird, kann dabei parallel zu einer Vernachlässigung oder Nichtbeachtung

33 Stefanie Duttweiler: Alltägliche (Selbst)Optimierung in neoliberalen Gesellschaften. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 66 (37–38), 2016, S. 27–32, hier S. 27.

34 Klopotek (wie Anm. 13).

35 Vgl. Dierk Spreen: *Upgradekultur. Der Körper in der Enhancement-Gesellschaft*. Bielefeld 2015.

36 Vgl. z. B. Niels Uhlendorf, Julia Schreiber, Vera King u. a.: „Immer so dieses Gefühl, nicht gut genug zu sein“. Optimierung und Leiden. In: *Psychoanalyse im Widerspruch* 55 (28), 2016, S. 31–50.

37 Vgl. Markus Unternährer: Selbstquantifizierung als numerische Form der Selbstthematisierung. In: Stefanie Duttweiler, Robert Gugutzer, Jan-Hendrik Passoth, Jörg Strübing (Hg.): *Leben nach Zahlen: Self-Tracking als Optimierungsprojekt?* Bielefeld 2016, S. 201–219.

anderer Bereiche bestehen; auch die Ablehnung von Optimierungsprozessen hin zu mehr Effizienz oder Einkommen und zugunsten der Entspannung oder der Muße³⁸ lässt sich so als segmentierte Optimierung verstehen, die zwar ein spezifisches Set an Kriterien neigt, aber ebenso einer Steigerungslogik verhaftet bleibt.

Selbstoptimierung als Konstellation

Zentral wird mit einer solchen Lesart das Wechselverhältnis zwischen Ermöglichung und Begrenzung³⁹, Ermächtigung und Responsibilisierung⁴⁰ oder Zwang und Erlösung⁴¹, das für Selbstoptimierungsprozesse konstatiert worden ist. Als Teil von Subjektivierungsprozessen trifft die prinzipielle Freiheit, das Leben selbstbestimmt zu gestalten, auf gesellschaftliche Prinzipien wie Selbstverantwortlichkeit und Selbstführung, die nicht direkt, sondern indirekt Macht auf das Individuum ausüben. Mit Foucault wird in diesem Zusammenhang auch von Techniken des Selbst⁴² gesprochen, mit denen das Individuum sich selbst führt. Die Wahl zwischen verschiedenen Optionen der Lebensgestaltung und -führung ist dabei nicht abgekoppelt von gesellschaftlich wirkmächtigen Maßstäben und Leitvorstellungen, die – im Sinne einer Ökonomisierung des Sozialen – maßgeblich beeinflusst sind von Rationalitäts- und Effizienzvorstellungen. Das heißt nun nicht, so Stefanie Duttweiler, „dass jeder Einzelne ein ökonomischer Mensch und jedes Verhalten ökonomisch sei. Doch die Konzeption des Menschen als Homo oeconomicus fungiert als

- 38 Eine solche Perspektive findet sich insbesondere auch in populärwissenschaftlicher Literatur, z. B.: Frank Berzbach: *Die Ästhetik des Alltags. Betrachtungen zur Lebenskunst*. Zürich 2018; Nils Spitzer: *Perfektionismus überwinden. Müßiggang statt Selbstoptimierung*. Berlin 2017; vgl. zu dieser Thematik auch das Projekt *Muße lernen? Freie Zeit, Kreativität und Entschleunigung im Kontext von Leistungssteigerung und Selbstoptimierung* (Markus Tauschek, Inga Wilke) am Freiburger Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.
- 39 Vgl. Stefan Groth: *Zwischen Ermöglichung und Begrenzung: Zur subjektiven Plausibilisierung des Mittelmaßes als normative Orientierung*. In: Braun, Moser, Schönholz (wie Anm. 20), S. 479–487.
- 40 Vgl. Duttweiler (wie Anm. 33), S. 29.
- 41 Vgl. Maasen (wie Anm. 14).
- 42 Michel Foucault: *Technologien des Selbst*. In: Luther H. Martin, Huck Gutman, Patrick H. Hutton (Hg.): *Technologien des Selbst*. Frankfurt am Main 1993, S. 24–62.

Problematisierungsformel für menschliches Verhalten und dient so als Ausgangspunkt der politischen und ökonomischen Verhaltenssteuerung.⁴³ Als kulturelle „Leitvorstellungen“⁴⁴ und pervasive Handlungslogiken sind Selbstoptimierung und Ökonomisierung damit nicht *a priori* verwirklichte Modi, nach denen sich alle Menschen in allen Bereichen des Alltages verhalten und ausrichten. Sie müssen allerdings damit rechnen, dass ihr Verhalten und ihre Entscheidungen nach solchen Maßstäben beurteilt werden – im Sozialstaat,⁴⁵ auf dem Arbeitsmarkt,⁴⁶ im Gesundheitssystem⁴⁷ sowie in anderen gesellschaftlichen Bereichen ist dies deutlich zu beobachten.

Für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Herangehensweise kann dabei die Debatte über Gouvernementalität und die Ökonomisierung des Sozialen zwar durchaus als Hintergrundfolie dienen, um in Einzelfallstudien Prozessen der angenommenen Selbstoptimierung nachzuspüren. Ein solches Verständnis von Selbstoptimierung erfordert jedoch eine Perspektivverschiebung, mit der eine Analyse spezifischer Konstellationen⁴⁸ der Optimierung in den Mittelpunkt gerückt wird – und nicht die „Problematisierungsformel“,⁴⁹ deren Relevanz für den Einzelfall zunächst erst gezeigt werden müsste. Einer solchen empirisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive geht es vor dem Hintergrund von ganz unterschiedlichen Konfigurationen

43 Duttweiler (wie Anm. 33), S. 28.

44 King, Lindner, Schreiber u. a. (wie Anm. 32), S. 283.

45 Vgl. Stephan Lessenich: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld 2008.

46 Vgl. Ove Sutter, Valeska Flor (Hg.): Ästhetisierung der Arbeit. Kulturanalysen des kognitiven Kapitalismus. Münster 2017; Stefan Groth, Johannes Müske: Arbeit 4.0? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel. In: AugenBlick. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft 73, 2019, S. 11–20.

47 Vgl. Bettina Schmidt: Der kleine Unterschied: Gesundheit fördern – und fordern. In: Bettina Paul, Henning Schmidt-Semisch (Hg.): Risiko Gesundheit: Über Risiken und Nebenwirkungen der Gesundheitsgesellschaft. Wiesbaden 2010, S. 23–37.

48 Den Konstellationsbegriff nutze ich in diesem Zusammenhang im Anschluss an Max Weber, um das nicht-gesetzmäßige Zusammenwirken unterschiedlicher Faktoren bei der Herausbildung von „Kulturzuständen“ vor dem Hintergrund ihrer historischen Genese zu beschreiben, vgl. Max Weber: Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1985, S. 146–214, hier S. 172.

49 Duttweiler (wie Anm. 33), S. 28.

der Selbstoptimierung in verschiedenen Feldern darum, spezifische und situierte Konstellationen näher zu beleuchten und historisch zu dimensionieren. Das subjektive Interesse an der alltäglichen Verbesserung, der Einsatz von Wissen und Kulturtechniken dafür und auch der Rekurs auf Diskursfragmente der Selbstoptimierung können Teil davon sein. Zentral sind jedoch konkrete Praktiken und Interpretationen, bei denen sich Akteure an impliziten oder expliziten Kriterien orientieren, die Steigerungen messen oder belohnen. Was wird anhand welcher Kriterien und Vorstellungen optimiert? Wie werden solche Kriterien konstruiert, welche Rolle spielen rationale Überlegungen, affektive Bewertungen oder intuitive Einschätzungen?⁵⁰ Auf welche Debatten und gegenläufigen Bewegungen wird dabei Bezug genommen, wie gestaltet sich das Wechselspiel zwischen unterschiedlichen Kriterien? Mit einer solchen Hinwendung zur situierten Selbstoptimierung als Konstellation lässt sich auch beantworten, was situativ unter Optimierung genau verstanden werden kann, ohne dies im Voraus mit Bezug auf Gesellschaftsdiagnosen bereits festzulegen.

Sozialkomparative Handlungsorientierungen an der Mitte

Im Folgenden soll daher am Beispiel von sozialkomparativen Handlungsorientierungen an der Mitte im Breitensport und im Berufsleben gefragt werden, in welchem Verhältnis diese zum Konzept der Selbstoptimierung stehen und inwiefern hier von einer Optimierung bis zur Mitte gesprochen werden kann. Die Beispiele stammen aus einem Forschungsprojekt, in dem in unterschiedlichen Feldern beleuchtet wird, wie Akteure sich mittlere Positionen und Platzierungen zum Ziel setzen. Im Zentrum steht dabei die empirische Beobachtung, dass die Mitte und damit zusammenhängend auch ein mittleres Maß zunehmend positive Orientierungspunkte sind:⁵¹

- 50 Vgl. zum Verhältnis zwischen rationalen und antizipierenden Faktoren bei alltagskulturellen Vergleichen: Stefan Groth: Vergleiche als antizipierende und relationale Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (115), 2019 (im Druck).
- 51 Offen bleibt an dieser Stelle, wie verbreitet diese Orientierungen an Mitte und Mittelmaß sind. Umfassendere (auch quantitative) Erhebungen zum Thema liegen bislang nicht vor. Zwei Jugendstudien – die dritte Auflage der *Wie ticken Jugendliche?*-Studie des SINUS-Instituts und die 17. Shell Jugendstudie – zeigen eine hohe Prävalenz adaptiv-pragmatischer

Ein Mithalten mit dem Mittelfeld im Sport,⁵² die Erzielung eines mittleren Einkommens im Bereich der Arbeit,⁵³ die Nutzung von Wohnungen mittlerer Größe in innenstädtischen Trendbezirken⁵⁴ und generell das Zur-Mittelklasse-Gehören⁵⁵ sind für einige Akteure wirkmächtige Modelle für sozioökonomisches Verhalten und lebensweltliche Interpretationen. Anhand qualitativer Interviews, informeller Gespräche während des Sports und teilnehmender Beobachtung im Breitensport, in der Erwerbsarbeit und im Wohnen fragt das Projekt danach, wie Mitte und Mittelmaß positiv gedeutet und in Relation zu anderen Akteuren ausgehandelt werden. Anhand dieser spezifischen Konstellation der Handlungsorientierungen an der Mitte sollen maßgebliche Komponenten und Faktoren des Konzeptes der Selbstoptimierung diskutiert und daraufhin befragt werden, welche Faktoren dabei wirkmächtig sind. Ich werde zunächst anhand von zwei Beispielen erläutern, was ich unter sozialkomparativen Orientierungen an der Mitte verstehe, und im Anschluss darauf eingehen, wie sich diese zum Begriff der Optimierung verhalten.

Sichtweisen, bei denen u. a. die Bedeutung von Sicherheit und Stabilität anstelle eines Karrierestrebens betont wird (vgl. Marc Calmbach, Silke Borgstedt, Inga Borchard u. a. [Hg.]: *Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland*. Wiesbaden 2016; Mathias Albert, Klaus Hurrelmann, Gudrun Quenzel u. a. (Hg.): *Jugend 2015*. 17. Shell Jugendstudie. Hamburg 2015). Ebenso deuten die im weiteren Verlauf zitierten Arbeiten zu „Mitte“, „Konformität“ oder „Abstiegsgesellschaft“ in eine ähnliche Richtung. Für den vorliegenden Beitrag sollen jedoch insbesondere die beiden hier thematisierten Konstellationen in den Bereichen des Breitensports und der Arbeit in den Blick genommen werden. Wiewohl sich in diesen beiden Feldern und erweitert im Bereich des Wohnens Ähnlichkeiten bei Bezügen auf Mitte und Mittelmaß ausmachen lassen, soll hiermit keine abschließende Aussage über die gesellschaftliche Durchdringung solcher Orientierungen gemacht werden.

- 52 Vgl. Stefan Groth: Wettbewerb ums Mittelmaß? Kompetitive Orientierungen im breitensportlichen Rennradfahren. In: Karin Bürkert, Alexander Engel, Timo Heimerdinger u. a. (Hg.): *Auf den Spuren der Konkurrenz. Kultur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Münster 2019, S. 193–213.
- 53 Vgl. Groth (wie Anm. 39), S. 484 f.
- 54 Vgl. Stefan Groth: *Of Good Averages and Happy Mediums: Orientations towards an Average in Urban Housing*. In: Johannes Moser, Simone Egger (Hg.): *The Vulnerable Middle Class? Strategies of Housing in Prospering Cities*. München 2019, S. 29–48.
- 55 Vgl. Cornelia Koppetsch: *Die Wiederkehr der Konformität. Streifzüge durch die gefährdete Mitte*. Frankfurt am Main 2013.

Das erste Beispiel bezieht sich auf das Breitensportliche Rennradfahren. In diesem Bereich lassen sich unter Hobbysportlern sozialkomparative Orientierungen beobachten, bei denen Platzierungen und Leistungen im Mittelfeld zum Ziel gesetzt werden.⁵⁶ Unter den Breitensportlern gibt es eine starke Bereitschaft, im Training, in Ausfahrten und in Rennen Leistung unter Beweis zu stellen, und damit verbunden auch ein hohes Trainingspensum. Insbesondere kompetitive und populäre Formate wie ‚Jedermannrennen‘ haben zu einer Professionalisierung und starken Leistungsorientierung in diesem Bereich geführt.⁵⁷ Die Möglichkeit, sich im Frühjahr und im Sommer Wochenende für Wochenende in professionell vermarkteten und organisierten Rennen in verschiedenen Städten zu messen, wird von bis zu 22.000 TeilnehmerInnen wahrgenommen.⁵⁸ Diese Sichtbarkeit der Sportevents hat dazu geführt, dass sich eine Reihe semiprofessioneller Teams herausgebildet hat, die ihren FahrerInnen Rennräder zur Verfügung stellen sowie Trainingslager, Equipment und den Transport zu den Rennen finanzieren.⁵⁹ In diesen Teams sind neben Hobbysportlern auch ehemalige Amateure und vereinzelt auch ehemalige Profifrennfahrer vertreten, die um die Podiumsplätze in Jedermannrennen konkurrieren und dabei auch in Strategiefragen betreut werden. In dieser Gruppe von Teilnehmern lässt sich eine klare Wettbewerbsorientierung mit Aspirationen auf vorderste Plätze und Siege feststellen – und damit verbunden auch ein großer zeitlicher und körperlicher Aufwand für Training und Rennen. Bei den von mir untersuchten SportlerInnen hingegen handelt es sich um

- 56 Vgl. Groth (wie Anm. 39). Die Mehrzahl meiner InterviewpartnerInnen im Bereich des Breitensportlichen Rennradfahrens sind Männer; ebenso starten bei den beschriebenen Jedermannrennen ganz überwiegend Männer. Es lassen sich zwar ähnliche Entwicklungen bei BreitensportlerInnen ausmachen, u. a. mit Bezug auf Orientierungen an der Mitte oder auf die Herausbildung gut organisierter Teams. Weiterführende fokussierte Forschungen sind jedoch angezeigt, um Unterschiede und Gemeinsamkeiten gerecht zu werden. Um deutlich zu machen, dass sich die beschriebenen Beobachtungen insbesondere auf männliche Sportler beziehen wird im Folgenden das generische Maskulinum verwendet.
- 57 Vgl. Groth 2014 (wie Anm. 3), S. 39.
- 58 Die Zahl bezieht sich auf das Event *Cyclclassics Hamburg*, das zu den größten Jedermannrennen zählt. Aber auch kleinere Rennen wie die *Göttinger Tour d'Energie* weisen TeilnehmerInnenzahlen von fast 4.000 auf.
- 59 Vgl. Groth 2014 (wie Anm. 3), S. 39.

Freizeitathleten, die zum Teil in Breitensportlichen Vereinen organisiert sind, zum Teil aber auch individuell Sport betreiben. Unter ihnen gibt es ebenso eine große Leistungsbereitschaft und hohe Trainingspensen, mit denen versucht wird, in Relation zum Aufwand bestmögliche Ergebnisse zu erzielen. Der Großteil meiner InterviewpartnerInnen im Alter zwischen 25 und 50 Jahren hat – im Gegensatz zu vielen Sportlern in gesponserten Jedermann-Teams – keine sportsspezifische Sozialisation im Rennrad sport durchlaufen, also nicht im Kinder- und Jugendbereich, sondern erst im Erwachsenenalter mit dem Rennradfahren begonnen. Erfahrungen in anderen (Ausdauer-)Sportarten sind häufig. Auf Jedermannrennen wird spezifisch „hintrainiert“, wozu kontinuierliches Sporttreiben im Winter wie auch selbstfinanzierte ‚Trainingslager‘ im Urlaub gehören. Die Wettbewerbsausrichtung, die hier geäußert wird, orientiert sich jedoch eher an der eigenen Leistungsentwicklung (also an der Steigerung der eigenen Leistung von Saison zu Saison oder von Rennen zu Rennen) oder an vergleichbaren Sportlern und Gruppen – die eigene Altersklasse, Sportler, die eine ähnliche Erfahrung haben, oder die eigene Trainingsgruppe. Diese Ziele werden vielfach relativ formuliert, also etwa als Wunsch, in Rennen „besser als im letzten Jahr“⁶⁰ abzuschneiden, eine „Zeit von unter drei Stunden“⁶¹ zu erreichen oder im Vergleich zu SportlerInnen aus anderen Teams⁶² oder Vereinskollegen besser zu sein.⁶³ Orientierungen an der absoluten Spitze hingegen werden – anders als bei den stark leistungsorientierten und in semiprofessionellen Teams organisierten Sportlern – selten verbalisiert. Man hat es in diesem Bereich somit zum Teil mit einem Wettbewerb um eine dynamische Mitte zu tun, in dem es Abgrenzungen nach unten, aber ebenso nach oben gibt. Das Erreichen dieser relativen Ziele, also die Zugehörigkeit zum Mittelfeld in Jedermannrennen oder im sportlichen Umfeld, ist voraussetzungsvoll und grenzt nach unten gegenüber schlechteren Sportlern, dem hinteren Mittelfeld oder TrainingspartnerInnen mit geringerer Erfahrung ab. Die positive Abgrenzung gegen die Spitze geht einher mit einer Stratifizie-

60 Interview mit J., männlich, 40 Jahre, September 2013.

61 Gespräch mit A., männlich, 35 Jahre, Juni 2016.

62 Gespräch mit S., weiblich, 43 Jahre, April 2014.

63 Interview mit S., männlich, 32 Jahre, April 2014.

nung von Motiven, die den Wettbewerb zwar zulässt und auch positiv rahmt, aber Aspekte wie den Ausgleich zum Berufsleben, den Spaß am Sport oder gesundheitliche Gründe in den Vordergrund stellt.⁶⁴ Virulenter sind die erwähnten relativen Vergleichsdimensionen, wie die Verbesserung der eigenen Zeit oder das In-Beziehung-Setzen zu Leistungs- und Sozialgruppen, die ‚realistische‘ Vergleichsgrößen darstellen.⁶⁵ Das Verfolgen von absoluten Zielen, also die Spitze im Sinne von Platzierungen unter den ersten zehn oder zwanzig SportlerInnen in Rennen, wird hingegen als nicht effizient verstanden. Der damit verbundene Trainingsaufwand, hohe Kosten für Reisen, Material und Coaching oder notwendige Einschränkungen im Freizeitverhalten (wie gesunde Ernährung, Verzicht auf Alkohol oder Einschränkungen des Soziallebens zugunsten von Ruhezeiten) werden als Hindernisse gesehen. Hinzu kommt auch die Einsicht, dass die Spitze in diesem sportlichen Feld aufgrund der Leistungsdichte, der Qualität anderer FahrerInnen oder mangels Talent nicht erreicht werden kann. Diese Konkurrenz um die Mitte im Freizeitsport geht einher mit einer Selbstbeschränkung auf mittlere Ziele. Es werden also keine absoluten Ziele gesetzt, die in Konkurrenz zu anderen Akteuren erreicht werden sollen, sondern es findet eine Relativierung von Zielen in Beziehung zu anderen Akteuren statt, die Gleiches oder Ähnliches zu leisten vermögen – die damit realistischer gewordene Zielerreichung als Element der Ermöglichung von Erfolg. Bei solchen Orientierungen am sportlichen Mittelfeld kommen unterschiedliche Faktoren zusammen: die Kombination aus einer Professionalisierung, ein später Einstieg in den Sport, andere Prioritäten und eigene Fähigkeiten begünstigen eine Hinwendung hin zu mittleren Zielen, die relational und dynamisch sind. Sofern sich die eigene Leistung verbessert oder der mögliche Trainingsaufwand abnimmt, kann damit einhergehend auch eine Steigerung oder Senkung dieses Verständnisses des mittleren Maßes vorgenommen werden.

64 Vgl. Groth 2014 (wie Anm. 3), S. 50.

65 Vgl. zur Rolle des Vergleichs im Breitensport Groth (wie Anm. 52). Die im Vergleich enthaltene Konstruktion von Angemessenheit ist überdies verbunden mit einer Abwertung oder Delegitimierung von KonkurrentInnen, wenn etwa Ex-Profis die Berechtigung abgesprochen wird, an Hobbyrennen teilzunehmen. Diese Thematik ist in der ‚Szene‘ kontrovers diskutiert worden, insbesondere auch auf Facebook und in rennradspezifischen Foren.

Wichtig ist für diesen Komplex jedoch, dass nicht lediglich äußere Umstände dazu führen, dass die ‚Spitze‘ nicht erreicht werden kann. Vielmehr sind damit Entscheidungen oder Anpassungen verbunden, die etwa andere Aspekte (Zeit mit Familie oder Freunden, kein Verzicht in der Ernährung etc.) oder das Erreichen relativer Ziele priorisieren. Wohlgemerkt ist hiermit weder etwas über die Kausalität noch etwas über die Zeitlichkeit solcher Priorisierungen gesagt: Orientierungen hin zur Mitte können ex post als Rechtfertigung für als schlecht empfundene Leistungen angeführt und Anpassungen an ursprüngliche Zielsetzungen aufgrund der Einsicht in deren Unerreichbarkeit vorgenommen werden.

Dies trifft ebenso für das zweite Beispiel – den Komplex der Erwerbsarbeit – zu. Generell lässt sich hier eine Steigerung der Häufigkeit von flexibleren Arbeitszeitvereinbarungen wie Sabbaticals, Teilzeitarbeit und Home-Office-Vereinbarungen beobachten. Für diesen Bereich habe ich Interviews und Gespräche mit ArbeitnehmerInnen im Alter von 32 bis 38 Jahren in Großstädten in Nordrhein-Westfalen geführt, überwiegend mit AkademikerInnen. Die steile Karriere wird hier oftmals als weniger wichtig erachtet als ein glückliches und ausgeglichenes Leben. Das zeigt sich übergreifender auch in aktuellen soziologischen Studien, die eine signifikant höhere Zustimmung zur ‚bürgerlichen Normalbiografie‘⁶⁶ und zur Konformität mit der Mittelklasse⁶⁷ als beispielsweise zu exzessivem Luxus oder übermäßigem Reichtum diagnostizieren. Als freiwillige Begrenzung ermögliche der Verzicht auf mehr Einkommen und größere Karrierechancen ein erfüllteres Leben und weniger beruflichen Druck. So ist der Topos, durch eine Reduzierung von Arbeitszeit und damit geringere Chancen auf Beförderungen oder Gehaltserhöhungen an Lebensqualität zu gewinnen, ein zentraler Bestandteil von Argumentationen, in denen die Ablehnung einer starken Karriereorientierung plausibilisiert wird. Die Verringerung des Arbeitspensums anstelle einer Gehaltserhöhung wird dabei etwa als Möglichkeit verstanden, „Hobbies nachzugehen“ oder „Zeit zur Entspannung zu finden“, wobei betont wird, dass diese Reduktion die Stabilität der Anstellung und die Höhe des Einkommens nicht maßgeblich beeinflussen

66 Calmbach u. a. (wie Anm. 51).

67 Vgl. Koppetsch (wie Anm. 55).

soll.⁶⁸ Solche Bezüge sind mit Orientierungen hin zu Mitte und mittlerem Maß verknüpft, indem sie Vorstellungen eines übermäßigen Karrierestrebens ebenso rhetorisch ablehnen wie ein zu geringes Einkommen oder ein zu geringes Ansehen der beruflichen Position. Das Dazugehören zur gesellschaftlichen (und auch zur finanziellen) Mitte wird hier positiv, aber zur gleichen Zeit als gefährdet gerahmt: Im Sinne eines prinzipiellen Konkurrenzdrucks auf dem Arbeitsmarkt mit prekären Arbeitsbedingungen und damit verbundenen Ängsten vor dem gesellschaftlichen oder ökonomischen Abstieg⁶⁹ wird die Inanspruchnahme flexibler Arbeitszeitmodelle als voraussetzungsvoll gesehen. So ist sich ein Projektmanager seiner privilegierten Position bewusst, die ihm ein Sabbatical sowie die anschließende Rückkehr auf seine Stelle ermöglicht:⁷⁰ Die Reduktion in Form einer Auszeit bei Beibehaltung eines gewissen Status schließt damit zum einen den schnellen beruflichen Ausstieg aus, versucht sich zum anderen jedoch gegen schlechtere Arbeitsbedingungen oder niedrigeres Einkommen abzusichern. Auch hier ist die Orientierung an der Mitte relational und dynamisch: Sie verschiebt sich beispielsweise bei Veränderungen im beruflichen Umfeld – also Veränderungen in der Arbeitsorganisation oder Gehaltserhöhungen – sowie im privaten Umfeld – also zum Beispiel bei neuen familiären Situationen.

Diese als positiv gerahmten und von Akteuren als freiwillig verstandenen Orientierungen an Mitte und Mittelmaß müssen in Relation zu unterschiedlichen Arten der externen Begrenzung gesehen werden. Diese können etwa im beruflichen Konkurrenzkampf, in prinzipiell begrenzten Aufstiegschancen oder in hohen Anforderungen an Karrieresprünge und bessere Positionen liegen. Auch hier ist entsprechend von einem wechselseitigen Beeinflussungsverhältnis von Ermöglichung und Begrenzung auszugehen, das für Selbstoptimierungsprozesse als charakteristisch gesehen wird.⁷¹ Der Verzicht

68 Interview mit C., weiblich, 33 Jahre, Juli 2018.

69 Vgl. hier Oliver Nachtwey: *Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*. Berlin 2016; Koppetsch (wie Anm. 55); Heinz Bude: *Gesellschaft der Angst*. Hamburg 2014; vgl. auch die Beiträge in der Ausgabe von *Aus Politik- und Zeitgeschichte* (49 [64], 2014) zur Mitte, in denen die Themen des Abstiegs und der Gefährdung eine zentrale Rolle spielen.

70 Interview mit T., männlich, 34 Jahre, Juli 2018.

71 Vgl. Groth (wie Anm. 39); vgl. auch Maasen (wie Anm. 14).

also auf bessere Anstellungen kann zwar positiv über Konzepte wie Work-Life-Balance oder Arbeitszufriedenheit plausibilisiert werden. Er ist jedoch jeweils zu kontextualisieren in Eigenschaften des Arbeitsmarktes, in dem Aufstiegschancen eröffnet werden, die aber zur gleichen Zeit mit Einschränkungen, hohen Anforderungen und auch mit Risiken verbunden sind. Hier liegen Verknüpfungen zu den – etwa im Bereich der empirisch-kulturwissenschaftlichen Arbeitskulturforschung diskutierten – Entwicklungen der Entgrenzung, der Prekarisierung oder Flexibilisierung von Arbeit. Im Kontext solcher Entwicklungen lassen sich Versprechen von größeren Freiheiten und Gestaltungsspielräumen konstatieren, die jedoch ebenso in verstärkter Selbstdisziplinierung⁷² oder der Ausweitung beruflichen Drucks in private Sphären resultieren können.⁷³ Die Besteuerung von Einkommen und ähnliche Faktoren spielen in diesem Zusammenhang ebenso eine Rolle, wenn z. B. eine bessere berufliche Position nicht zu einem subjektiv signifikanten Anstieg des Verdienstes führt. Bezüge auf die Mitte im Bereich der Arbeit sind in diesem Sinne Resultat komplexer Aushandlungsprozesse, in die eine Vielzahl unterschiedlicher Faktoren auf unterschiedlichen Ebenen einfließen. Maßgeblich hierfür ist als grundsätzliche Voraussetzung eine berufliche Position, die eine solche Aushandlung überhaupt zulässt, also etwa Teilzeitvereinbarungen oder Sabbaticals ermöglicht. In diesem Sinne sind Orientierungen an der Mitte voraussetzungsvoll und erfordern entsprechendes ökonomisches, soziales und kulturelles Kapital.

Die beiden hier kurz vorgestellten Beispiele sind als Schlaglichter zu verstehen für eine Form sozialkomparativer Handlungsorientierungen, die kein neues Phänomen sind und sich nicht nur in diesen zwei, sondern auch in weiteren Praxisfeldern, z. B. im Bereich des Wohnens,⁷⁴ wirkmächtig zeigen. Die spezifischen Konstellationen dieser Handlungsorientierungen sind variabel und situativ in dem Sinne, dass sie beispielsweise sowohl in wertkonservativen Milieus wie auch bei jungen Kreativen in Großstädten anzutreffen sind, sich auf Postwachstums- oder Nachhaltigkeitsdebatten ebenso

72 Vgl. Ulrich Bröckling: Vermarktlichung, Entgrenzung, Subjektivierung. In: Jörn Leonhard (Hg.): Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven. Köln 2016, S. 371–390.

73 Vgl. Groth, Müske (wie Anm. 46).

74 Vgl. Groth (wie Anm. 54).

wie auf Besitzstandswahrung beziehen können.⁷⁵ Referenzen auf die Mitte sind damit nicht beschränkt auf bestimmte Akteursgruppen, sondern sind als sozialkomparative Orientierungen viel grundsätzlicher anzutreffen. Sie sind unterschiedlich semantisiert, beziehen sich also beispielsweise auf Begriffe wie *Durchschnitt*, *Normalität*, *Anschluss*- oder *Maßhalten* oder auf Konzepte wie Postwachstumsgesellschaft,⁷⁶ Nachhaltigkeit, Entschleunigung⁷⁷ oder Work-Life-Balance.⁷⁸ Sie weisen – wie hier am Beispiel des Breitensports und des Arbeitslebens kursorisch gezeigt – Gemeinsamkeiten auf, zuvorderst die Dynamiken zwischen Abgrenzungen nach oben und nach unten sowie zwischen positiver Bezugnahme und externaler Begrenzung. Die Mitte dient dabei als positiver Orientierungspunkt, über den auch der üblicherweise negativ konnotierte Begriff des Mittelmaßes eine Reinterpretation hin zu Bildern von Balance, Mäßigung und Maßhalten erfährt.

Optimierung bis ins sportliche Mittelfeld

Wie verhalten sich diese sozialkomparativen Orientierungen zum Begriff der Optimierung? Das erste Beispiel aus dem Breitensport ist

75 Vgl. Groth (wie Anm. 39), S. 486.

76 Vgl. zur Postwachstumsdebatte etwa Kerstin Poehls: Weniger Wollen. Alltagswelten im Kontext von „Krise“ und Post-Wachstums-Debatte. In: *Vokus* 22, 2014, S. 5–18; Heike Derwanz: Die diskursive Konstruktion des Weniger. Vom Voluntary Simplicity Movement zum Minimalismus. In: Markus Tauschek, Maria Grewe (Hg.): *Knappheit, Mangel, Überfluss: Kulturwissenschaftliche Positionen zum Umgang mit begrenzten Ressourcen*. Frankfurt am Main 2015, S. 181–204. Für eine Kritik an der damit verbundenen Annahme einer generellen Knappheit vgl. Stefan Groth: *Situierte Knappheit: Kooperative und normative Dimensionen des Umgangs mit begrenzten Ressourcen*. In: Tauschek, Grewe, S. 57–80.

77 Für eine Diskussion von Entschleunigung und Steigerungslogiken vgl. Hartmut Rosa: *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Berlin 2016.

78 Vgl. Mechthild Oechsle: *Work-Life-Balance: Diskurse, Problemlagen, Forschungsperspektiven*. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden 2009, S. 227–236. Vgl. auch Stefan Groth: ‚Work-Life-Balance‘, Entgrenzung und Orientierungen an der Mitte. In: Stefan Groth, Sarah May, Johannes Müske (Hg.): *Vernetzt, entgrenzt, prekär? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Arbeit im Wandel*. Frankfurt am Main (zur Publikation angenommen. Erscheint 2019).

relativ gerichtet: Es geht um eine – hier sportliche – Zielsetzung und anschließende Korrekturen aufgrund von Erfahrungen der Begrenzung und des Scheiterns. Folgt man beispielsweise der Typisierung von Optimierung von Bröckling und Peter in Perfektionierung, Steigerung und Wettbewerb,⁷⁹ dann geht es zunächst einmal nicht um Optimierung im Sinne einer Perfektionierung, da es erstens keine verbindlichen Idealnormen gibt, die sich Breitensportlich erreichen ließen, und zweitens der Breiten- und Freizeitsport nur begrenzt an Kriterien der Perfektion ausgerichtet ist oder sein kann – etwa, weil private oder berufliche Pflichten keinen vollständigen Fokus auf den Sport zulassen.

Von Optimierung als Steigerung kann hier jedoch sehr wohl gesprochen werden, und das auf unterschiedlichen Ebenen. Erstens als Leistungsoptimierung, die danach strebt, die eigene Leistung stetig durch Trainingsanstrengungen zu verbessern und das eigene Leistungspotenzial zu erweitern. Gekoppelt ist das mit komplexen Prozessen der Quantifizierung von Trainingsleistungen und einer Trainingssteuerung, die vor einigen Jahren noch Profisportlern vorbehalten war, inzwischen aber durch technische Neuerungen und die Verfügbarkeit von Informationen auch Hobbysportlern zugänglich ist.⁸⁰ Optimierte werden damit sowohl Effizienz und Effektivität. Zweitens ist damit eine Umfeldoptimierung verbunden, die externe Faktoren wie Ernährung, soziale Verpflichtungen, Zeitplanung und Arbeitsorganisation betrifft, also innerhalb eines gesetzten Rahmens die Bedingungen für Leistungsoptimierungen im Sinne einer Steigerung zu schaffen anstrebt. Drittens bezieht sich diese Steigerung nicht nur auf den Vergleich mit sich selbst und der eigenen Leistungsfähigkeit, sondern ebenso auf andere Sportler sowie auf geteilte Einordnungen von Leistungsfähigkeit.⁸¹ Damit sind zum Beispiel die Leistungen befreundeter Sportler aus dem Verein oder aber auch

79 Vgl. Ulrich Bröckling, Tobias Peter: Mobilisieren und Optimieren. Exzellenz und Egalität als hegemoniale Diskurse im Erziehungssystem. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft S3 (17), 2014, S. 129–147, hier S. 136–137.

80 Vgl. Groth 2017 (wie Anm. 3); Groth 2014 (wie Anm. 3).

81 Vgl. zur Rolle des Vergleichs Groth (wie Anm. 50); Steffen Mau: Das metrische Wir. Über die Quantifizierung des Sozialen. Berlin 2017, hier S. 49–70.

Tabellen aus der Trainingsliteratur gemeint, in denen sich ablesen lässt, welche Leistung für die eigene Altersklasse, für den eigenen Trainingsaufwand oder subjektive Ambitionen ‚angemessen‘ sind. In diesen Einteilungen wird dann beispielsweise unterschieden zwischen „Weltklasse“, „Amateur“, „Freizeitsportler“ oder „Untrainierter“.⁸² Diese dienen als Orientierung nicht im Sinne von verbindlichen Idealnormen, sondern als Möglichkeit zur Einordnung der eigenen Leistung in subjektiv jeweils relevante Kategorien. Viertens, und in diesem Zusammenhang besonders relevant, geht damit auch eine Anpassung von Vergleichsdimensionen einher. Diese Informationsgewinne sind als Teil von Prozessen der Selbstoptimierung zu verstehen, in denen die Leistungen anderer Sportler nachvollzogen werden können – über Ergebnislisten von Rennen oder auch über digitale Trainingsplattformen, auf denen Leistungen transparent gemacht werden. Im zeitlichen Verlauf oder situativ werden hier Vergleichsdimensionen angepasst.

Um dies an einem Beispiel zu illustrieren: In den Jedermannrennen war es für einen langen Zeitraum möglich, mit relativ moderaten Trainingsleistungen gute Platzierungen zu erzielen. Für ambitionierte Breitensportler, unter anderem auch für einige meiner InterviewpartnerInnen, war es möglich, bei diesen Rennen auch ohne einen übermäßigen Aufwand um eine Platzierung unter den ersten zehn oder zwanzig mitzufahren. In den letzten zehn Jahren hat sich dieser Bereich allerdings in dem Maße professionalisiert, dass ehemalige Spitzenfahrer mit gesponserten Rennrädern und Mannschaftsstrategien um die vorderen Plätze konkurrieren. Für den ambitionierten Breitensportler entsteht damit eine Situation, in der das Mithalten mit dieser neuen Spitze nur über den extremen Einsatz von Zeit und Geld zu realisieren wäre und zudem stärker talentierte Sportler Konkurrenten wären. In meinen Interviews mit BreitensportlerInnen in diesem Bereich hat sich gezeigt, dass sich als Teil solcher Prozesse die Vergleichsdimensionen verschieben, also zum Beispiel der Wunsch, vorne mitzufahren, zwar noch besteht, aber deutlich überlagert wird durch neue Dimensionen des Vergleiches. So beschreibt A., dass er bei einem kleineren Rennen mehrere Jahre nacheinander eine Platzierung unter den ersten zwanzig

82 Vgl. Groth 2017 (wie Anm. 3).

Fahrern erzielen und seine Leistung durch regelmäßiges Training und optimierte Trainingspläne verbessern habe können. Durch das veränderte Fahrerfeld und die Präsenz starker Teams seien diese Orientierung an der Spitze und zugleich die Erwartung, auch um die vordersten Plätze konkurrieren zu können, relativiert worden.⁸³ Diese Orientierung zielte dann eher auf ein Mithalten mit dem vorderen Mittelfeld ab, das für A. etwa aus einer Platzierung unter den ersten fünfzig Fahrern bestand. Eine Optimierung als Steigerung ist damit nicht mehr auf die konkrete Spitze, sondern auf eine individuell und dynamisch ausgehandelte sportliche Mitte fokussiert – und damit eben auch nicht auf die hinteren Ränge. Das Mithalten bleibt entsprechend anspruchsvoll und erfordert beständige Trainingsleistungen. Vershoben haben sich in solchen Fällen allerdings die Vergleichsmaßstäbe, die sich nicht an der Spitze, sondern am Mittelfeld orientieren.⁸⁴

Versuche der Optimierung als Steigerung lassen sich im entsprechenden Rahmen der Vergleichsdimensionen weiterhin beobachten – und diese Anpassung von Kriterien des Vergleichs ist für *relationale* Optimierungsprozesse ein wesentlicher und konstituierender Aspekt. Auch für die Ausbildung von Sportbiografien ist dies ein wichtiger Punkt:⁸⁵ Die Art und Weise, wie sich Vergleichsdimensionen durch Erfahrungen der eigenen Leistung und der Leistung Anderer ändern, hat einen Einfluss darauf, wie Prozesse der Optimierung als Steigerung im Sport ablaufen. Diese Form der Steigerung als Optimierung ist situativ überformt durch Optimierung als Wettbewerb, die aber wiederum nicht als absolute Sieg-Niederlage-Kodierung funktioniert, sondern sich an relevanten SportlerInnen oder Gruppen orientiert, die bei den von mir untersuchten Handlungsorientierungen im Mittelfeld zu finden sind.⁸⁶

Durch eine gesteigerte Transparenz von Leistungswerten sind diese Orientierungen an der Mitte zudem nicht nur aus einer defizitorientierten Perspektive zu betrachten. Während manche

83 Gespräch mit A., männlich, 35 Jahre, Juni 2016.

84 Vgl. Groth (wie Anm. 52).

85 Vgl. Stefan Groth, Yonca Krahn: Sensing Athletes: Sensory Dimensions of Recreational Endurance Sports. In: *Journal of Ethnology and Folkloristics* 2 (11), 2017, S. 3–23, hier S. 11–12.

86 Vgl. ebd.

meiner InterviewpartnerInnen ihre Vergleichsdimensionen vor dem Hintergrund eines stärker werdenden Fahrerfeldes – also der Erfahrung des Scheiterns – von der Spitze weg zur Mitte hin optimiert haben, ist für viele weitere Breitensportler – nicht nur im Bereich des Rennradfahrens, sondern ebenso in anderen Disziplinen wie dem Laufen – das Mittelfeld immer bereits die relevante Vergleichsdimension. Informationen über potenzielle Konkurrenten liegen in großer Dichte auf Online-Plattformen und in der Trainingsliteratur vor; ebenso bedeutet die technische Möglichkeit der Quantifizierbarkeit von Leistung über Pulsuhren, Wattmesser und GPS-Aufzeichnungen von Strecken und Geschwindigkeiten, dass die mögliche eigene Leistung, auf die hin optimiert werden kann, nicht in dem Sinne kontingent ist, wie sie es einmal war.

Optimierung bis in die Mittelschicht

Am zweiten Beispiel lässt sich ebenso zeigen, dass sich die Optimierung bis zur Mitte auch als aktive Zielverfolgung verstehen lässt – und eben *nicht* als Korrektur. Zwar sind hier – wie auch im Breitensport – Prozesse der Optimierung als Steigerung wie auch als Wettbewerb zu beobachten. Es gibt entsprechende Anstrengungen zur Leistungs- und Positionsverbesserung und den Druck, als Subjekt auf dem „Marktplatz“ zu bestehen und sich selbst einzubringen, um erfolgreich zu sein.⁸⁷ Zunehmend jedoch lassen sich auch Handlungsorientierungen ausmachen, die eher die Zugehörigkeit zur ökonomischen Mitte anstreben, also in Bezug auf Gehalt, Arbeitszeit und berufliche Position keine Spitzenplätze in den Blick nehmen, sondern sich am Mittelfeld orientieren – mit der entsprechenden Abgrenzung nach unten gegenüber prekären Arbeitsverhältnissen.⁸⁸

87 Vgl. Ulrich Bröckling: The Subject in the Marketplace, the Subject as a Marketplace. In: King, Gerisch, Rosa (wie Anm. 2), S. 24–35.

88 So lassen sich auch in der Ratgeberliteratur positive Bezugnahmen auf das Mittelmaß konstatieren, s. etwa Svenja Hofert: Die verlorene Mitte: Warum wir das Mittelmaß hoffnungslos unterschätzen. In: Karriereblog, 20.11.2014, <https://karriereblog.svenja-hofert.de/2014/11/lieber-einer-von-vielen-das-unterschaetzte-mittelmaass> (Zugriff: 15.1.2019); Markus Reiter: Lob des Mittelmaßes: Warum wir nicht alle Elite sein müssen. München 2011.

Diese Handlungsorientierungen zeigen sich zum einen in gesellschaftlichen und medialen Diskursen über Work-Life-Balance,⁸⁹ Sabbaticals oder Achtsamkeit. Hier geht es gerade nicht um das Erreichen der Spitze, sondern um eine Balance zwischen Arbeit und Freizeit, einen entsprechenden Ausgleich oder eine relative berufliche Sicherheit, die auch ohne große Karrierebestrebungen erreicht werden kann. Mit Bezug auf den Optimierungsbegriff kann hier argumentiert werden, dass auf solche Zustände hin optimiert wird. So lässt sich am Beispiel des Achtsamkeits-Diskurses zeigen, dass Achtsamkeit und damit verbundenes Wohlbefinden gesteigert werden sollen. Achtsamkeit wird zum Teil explizit als selbstreflexiver Umgang zur Bewältigung von Belastungen von ArbeitnehmerInnen eingefordert und kann hier als Optimierung im Sinne der Erhaltung der Leistungsfähigkeit und eines ‚besseren‘ Umgangs mit den Anforderungen des Berufslebens verstanden werden.⁹⁰ Zunächst kann hier also durchaus auch von einer Optimierung als Steigerung ausgegangen werden, da die Zielerreichung voraussetzungsvoll ist und der ‚bessere‘ Umgang mit Beanspruchungen sowohl Leistungssteigerung ist als auch zu ihr führen kann.

Der Begriff der Erhaltung verweist auf einen zusätzlichen Punkt: das Erreichen eines kontinuierlichen Zustandes, der positiv als Ziel formuliert und nicht negativ als Stillstand begriffen wird. Hier spielen Handlungsorientierungen an der Mitte und das Streben nach dem Mainstream und einer Normalbiografie mit entsprechend stabilen Normalarbeitsverhältnissen eine große Rolle; das Verhältnis zwischen Optimierung und Besitzstandssicherung sowie Positionswahrung gerät in den Fokus. In dem Moment, in dem eine positionssichernde und besitzstandswahrende sozialkomparative Handlungsorientierung auch bedeutet, wettbewerbsorientiert zu agieren, Anforderungen zu bewältigen und hierfür zumindest situativ Leistungssteigerungen zu erreichen, ist Optimierung nicht mehr direkt als Steigerung zu verstehen. Es geht nicht um ein „Besserwer-

⁸⁹ Vgl. Oechsle (wie Anm. 78).

⁹⁰ Vgl. Greta Wagner: Arbeit, Burnout und der buddhistische Geist des Kapitalismus. In: Ethik und Gesellschaft 2, 2015, S. 1–17, hier S. 11; für ein Beispiel der kognitionspsychologischen Diskussion über Achtsamkeit und Meditation als Optimierungsstrategien vgl. Colzato, Szapora, Hommel (wie Anm. 19).

den“, sondern darum, im Vergleich zur Konkurrenz im Berufsleben die Position zu wahren. Diese Optimierung als Wettbewerb⁹¹ ist, wie z. B. Bröckling und Peter ausführen, kontingent. Es gibt keine fixen Kriterien, an denen sich Akteure orientieren können, um erfolgreich zu sein. Gefordert sind ihre Kreativität,⁹² unternehmerisches Verhalten⁹³ und die Antizipation von Anforderungen,⁹⁴ die die Zugehörigkeit zur Mittelschicht mit sich bringen kann. Die Begriffe der Positionswahrung und Besitzstandssicherung verweisen auf die damit verbundene notwendige Aktivität: Zu sichern und zu wahren, sind zwar keine Prozesse, die nach oben oder nach mehr streben, sie gehen aber dennoch mit Druck und Zwängen zur Optimierung einher und können zu körperlichen und seelischen Belastungen bis zum Burnout⁹⁵ führen. Prozesse der Optimierung sind in diesen Fällen weder als Perfektionierung noch als Leistungssteigerung zu verstehen. Sie sind jedoch hoch kompetitiv und erfordern indirekte Steigerungen auf unterschiedlichen Ebenen, für die es keine expliziten Erfolgskriterien gibt. Verbunden ist dies auch mit affektiven Dimensionen der Optimierung. In der Diskussion um die „gefährdete Mittelschicht“⁹⁶ lässt sich eine Abkopplung statistischer Daten von subjektiven Erfahrungen beobachten. So ist etwa die Mittelschicht insbesondere in Deutschland relativ stabil, auf der anderen Seite jedoch von Abstiegsgängsten geplagt.⁹⁷ Die voraussetzungsvolle Erhaltung eines bestimmten Zustandes im Sinne einer Positionswahrung und Besitzstandssicherung, gekoppelt mit Abstiegsgängsten, mag an dieser Stelle auch ein Ansatzpunkt sein, um zunehmende Handlungsorientierungen an Mitte und Mittelmaß in unterschiedlichen Praxisfeldern nachzuvollziehen.

91 Vgl. Bröckling, Peter (wie Anm. 79), S. 136–137.

92 Vgl. Reckwitz (wie Anm. 17).

93 Vgl. Bröckling (wie Anm. 9).

94 Zur Rolle der Antizipation bei Vergleichen vgl. Groth (wie Anm. 50).

95 Vgl. Sighard Neckel, Greta Wagner, Anna Katharina Schaffner (Hg.): *Burnout, Fatigue, Exhaustion: An Interdisciplinary Perspectives on a Modern Affliction*. Basingstoke 2017; Sighard Neckel, Greta Wagner (Hg.): *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin 2013.

96 Koppetsch (wie Anm. 55).

97 Vgl. Nachtwey (wie Anm. 69); Koppetsch (wie Anm. 55); Bude (wie Anm. 69).

Fazit: Selbstoptimierung als Konstellation und relationale Subjektivierung

Bezüge auf Mitte und Mittelmaß in unterschiedlichen Praxisfeldern vermitteln zwischen Ermöglichung und Begrenzung. Als Ermöglichung rahmen sie Mitte positiv nach oben und deuten ein ‚Weniger‘ als freiwillige, teils auch tugendhafte Abgrenzung. Eine Optimierung hin zur Mitte bedeutet in diesem Sinne nicht zwingend auch eine defizitorientierte Perspektive, sondern kann ebenso als aktive Zielverfolgung auf unterschiedlichen Ebenen angesehen werden; als Begrenzung dienen solche subjektivierten Bezüge zur Rationalisierung und Rechtfertigung angesichts ökonomischen Drucks oder Leistungsgrenzen. Trotz der in solchen Orientierungen enthaltenen Begrenzungen nach oben ist die Erreichung der Mitte hochgradig voraussetzungsvoll und mit Anstrengungen verbunden, die in doppelter Hinsicht die Optimierung von Leistungen im Beruf, im Sport oder in anderen Praxisfeldern erfordern: zum einen als Praxis, also als Versuch, eine bestimmte Leistungsfähigkeit oder Position zu erreichen und aufrechtzuerhalten; zum anderen als Vergleichspraxis, in deren Rahmen die Angemessenheit von Vergleichsmaßstäben eines Mittelmaßes situativ und relational ausgehandelt wird. In diesen Debatten zeigen sich nicht lediglich subjektive, sondern in hohem Maße intersubjektiv geteilte Annahmen, dass Mitte voraussetzungsvoll ist und die Zugehörigkeit zur Mittelschicht der Anstrengung und der Kompetenz bedarf.

Als Handlungsorientierung und Interpretationsmöglichkeit sind Bezüge auf Mitte und Mittelmaß relational: Es geht bei ihnen nicht um fixe und statisch festgelegte Bezugspunkte, sondern um implizite Abgrenzungen nach unten wie auch nach oben. Nach unten etwa gegen schlechtere Breitensportler oder einkommensschwächere Gruppen, nach oben gegen Sportler, die unerreichbar erscheinen, oder gegen zu starke Orientierungen an der beruflichen Karriere. Diese Abgrenzungsprozesse sind dynamisch und zudem skalierbar; sie unterliegen der subjektiven Interpretation, die sich mit Änderungen unterschiedlicher Faktoren verschieben kann und sich plausible Vergleichsmaßstäbe im lebensweltlichen Umfeld sucht. Solche Handlungsorientierungen in unterschiedlichen Praxisfeldern können mit Optimierungsprozessen verknüpft sein, sind aber nicht deckungs-

gleich mit ihnen. Als Komparativ verstanden, liegt eine wesentliche Überschneidung in der Rolle von Vergleichsdimensionen und ihrer situativen Konstruktion. Diese sind für relationale Orientierungen an Mitte und Mittelmaß ein konstituierender Aspekt, dessen Analyse Einblicke in damit zusammenhängende Optimierungsprozesse gewährt. Zudem lässt sich über ein Verständnis von Positionswahrung und Besitzstandssicherung als voraussetzungsvolle Prozesse, die sich nicht an der Spitze, sondern an der Mitte orientieren, zeigen, dass Zwänge zur Optimierung nicht einer Perfektionierungs- oder Steigerungslogik folgen müssen. Das damit verbundene Selbstmanagement ist zwar kompetitiv, allerdings nicht in dem Sinne des Übertreffens anderer, sondern im Sinne der Positionssicherung.

Selbstoptimierung kann damit in spezifischen Konstellationen als relationale Subjektivierung verstanden werden, die sich an Leistungen und Zielen anderer Akteure orientiert und sich über eine solche flexible Bezugnahme selbst verortet. In Konstellationen wie den hier diskutierten sozialkomparativen Handlungsorientierungen an der Mitte lassen sich Steigerungslogiken und kompetitive Muster beobachten, die allerdings insofern begrenzt sind, dass sie sich nicht an absoluten Spitzen ausrichten. Selbstoptimierungsprozesse sind multidimensionale Konstrukte, die in spezifische Konstellationen eingebettet sind, in denen nach situierten und relationalen Kriterien fragmentierte Bereiche des alltäglichen Lebens verbessert werden. Als Selbstthematizierung stellen sie eine Reaktion auf eine Vielzahl von Möglichkeiten zur Lebensführung dar, die mit Anforderungen zur Entscheidung und der Übertragung von Selbstverantwortung einhergehen. Ein solches Verständnis von Selbstoptimierung macht eine Perspektivverschiebung notwendig, die nicht zuerst auf Prozess- und Handlungslogiken als grundlegende Gegenwartsdiagnose fokussiert, sondern mit der eine Analyse spezifischer Konstellationen der Optimierung in den Mittelpunkt gerückt wird. Zentral hierfür sind Kriterien der Optimierung, wie diese von Akteuren konstruiert werden und wie sie sich zu anderen Kriteriensets in anderen sozialen Feldern verhalten. Dazu lassen sich die hier diskutierten Orientierungen am Mittelmaß zählen, bei denen etwa im Sport Prioritäten gesetzt werden, die eine bestimmte Leistung anstreben, und dafür auf Leistungssteigerungen in anderen Bereichen verzichtet wird. Diese Orientierungen stellen dabei auch einen Umgang mit Zukunft dar,

indem sie Entwicklungen antizipieren und diese Erwartungen Teil von Handlungsorientierungen werden. Damit hängt zum einen die Frage nach der Stabilität von Handlungsorientierungen zusammen, also ob diese relativ stabil sind oder sich durch äußeren Wandel verändern oder anpassen können; zum anderen geraten damit aber auch Wissenspraktiken und -regime in den Blick, die Annahmen über die Möglichkeit und Durchführung von Optimierungsprozessen betreffen: Inwiefern kann eine bestimmte Eigenschaft überhaupt optimiert werden? Wie muss dabei vorgegangen werden und wie lassen sich Fortschritte sicherstellen und überprüfen? Wie verändern sich äußere Bedingungen, die das Ergebnis von Optimierungsprozessen beeinflussen können? Auf welche Medien, Narrative, Imaginationen und Popularisierungen von Optimierung, z.B. in Form von Ratgebern oder normativen Vorstellungen, greifen Akteure dabei zurück und wie können diese wie auch unterschiedliche Technologien der Selbstführung als Komplexitätsreduktion verstanden werden? Die in diesem Beitrag vorgeschlagene Perspektive auf Selbstoptimierung als Konstellation und relationale Subjektivierung, bei der situierte Akteure sich nach feldspezifischen Handlungslogiken an anderen Akteuren orientieren, um sich zu verbessern oder ihre Position zu wahren, stellt einen Ansatz dar, mit dem solche Fragen beantwortet werden können. Deutlich wird dabei auch, dass sich Selbstoptimierung in vielen Fällen nicht an der absoluten Spitze ausrichten muss, sondern ebenso auf die Zugehörigkeit zum Durchschnitt gerichtet sein kann.

Optimize to the Middle: Self-Optimization as Constellation and Relational Subjectivization

This paper argues for the analysis of specific constellations of self-optimization in which not broad social diagnoses, but actors and their interpretations take center stage. A perspective on self-optimization as a constellation is developed in which relational criteria are crucial. Examples from recreational sports and working life will be used to discuss how such constellations can favor orientations towards the middle. The paper shows which aspects and factors need to be considered in this context and outlines problems and limits of the concept of self-optimisation.

Einer gegen alle!

Zur Visualisierung des deutschen Michels auf Bildpostkarten der späten Habsburgermonarchie

Der vorliegende Problemaufriss befasst sich mit dem österreichischen Doppelgänger des deutschen Michels, dessen Profil im Zuge der zunehmend virulenten Nationalitätenfrage während der letzten Jahrzehnte des Habsburgerreiches maßgeblich von der Auseinandersetzung mit den übrigen Monarchievölkern bestimmt wurde. Anhand ausgewählter zeitgenössischer Bildpostkarten wird somit eine kollektive Symbolfigur zum Thema gemacht, die für die Anfänge der österreichischen Identitätsfindung von erheblicher Bedeutung war, in der kulturhistorischen Forschung aber bislang noch kaum Beachtung gefunden hat.

Die Nationalisierungs- und Demokratisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts haben in ganz Europa die Bedeutung und Relevanz kollektiver Symbole und Zeichen in der Öffentlichkeit gesteigert und maßgeblich zu deren Popularisierung beigetragen.¹ Diverse Identifikationsfiguren verkörperten ganze Staaten und Nationen und sollten in personalisierter Form die vermeintlichen Charaktereigenschaften des betreffenden Kollektivs zusammenfassend repräsentieren. Der „deutsche Michel“ zählt zweifellos zu den prominenten und international bekannten Figuren dieser Kategorie.

1 Vgl. hierzu und zum Folgenden grundsätzlich Ute Gerhard, Jürgen Link: Zum Anteil der Kollektivsymbolik an den Nationalstereotypen. In: Jürgen Link, Wulf Wülfing (Hg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1991, S. 16–52; Bernd Grote: Der deutsche Michel. Ein Beitrag zur publizistischen Bedeutung der Nationalfiguren. Dortmund 1967, S. 78–82.

Die literarischen Wurzeln des deutschen Michels als Symbolfigur aller Deutschen reichen weit in die Geschichte zurück.² Eine dauerhafte ikonografische Gestalt sollte er freilich erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhalten. Im Vormärz erreichte der deutsche Michel eine beachtliche Popularität³ und wurde dabei zumeist nach einem bestimmten Schema visualisiert. Mit den Attributen Zipfel- bzw. Schlafmütze, Trachtenweste, Pfeife und Holzpantinen wurde er als ein ländlicher, ehrenwerter, aber eben auch etwas tumber, tölpelhafter und träger Biedermeiertyp charakterisiert, der sich wenig darum schert, was um ihn herum passiert, und dem seine Ruhe das Allerwichtigste zu sein scheint. Mit der Parole „Michel, wach auf, dass man im Schlaf dich nicht verkauf“ suchte die nationalliberale Bildpublizistik des Vormärz diesen ausgesprochen unpolitischen Typ gegen verkrustete Strukturen in Politik und Gesellschaft, insbesondere gegen die „Fürstentyrannie“, zu mobilisieren und für den Kampf um die deutsche Einheit zu gewinnen. Damit kürte sie ihn zugleich zur Identifikationsfigur aller Deutschen.

Kritische bis ausgesprochen abschätzige Bewertungen und emanzipatorische Aspekte gingen hierbei Hand in Hand und diese Gemengelage sollte auch in der Folgezeit das Image des deutschen Michels bestimmen. Die Deutschen des Habsburgerreiches waren in dieser volkstümlichen Personifizierung der deutschen Nation zunächst noch ganz selbstverständlich mit einbezogen. Doch schon im Verlauf der Revolution von 1848 zeigten sich erste Risse in diesem kollektiven Selbstverständnis und spätestens mit dem definitiven Ausschluss der Deutschen der Habsburgermonarchie 1871 aus dem deutschen Reichsverband zerbrach auch die symbolpolitische Einheit der ursprünglich gesamtdeutsch verstandenen und konstruierten Michelfigur, die sich fortan in einen reichsdeutschen und einen österreichischen Michel aufteilte.⁴ Und obwohl die beiden

2 Siehe dazu grundlegend Tomasz Szarota: *Der deutsche Michel. Geschichte eines nationalen Symbols und Autostereotyps*. Osnabrück 1998, S. 19–114.

3 Vgl. dazu Grote (wie Anm. 1), S. 38–63; Karl Riha: *Deutscher Michel. Zur literarischen und karikaturistischen Ausprägung einer nationalen Allegorie im 19. Jahrhundert*. In: Link, Wülfing (wie Anm. 1), S. 146–167; Szarota (wie Anm. 2), S. 115–155.

4 Siehe dazu die reich bebilderte völkische Schrift von R. Duoderich: *Der deutsche Michel. Eine Denkschrift in Versen über Michel Östermeier und Michel Reichsmeier*. Leipzig 1910.

Vettern in ihrem äußeren Erscheinungsbild kaum voneinander zu unterscheiden waren, durchaus vergleichbare nationalpolitische Integrationsziele verfolgten und auch weiterhin übereinstimmend das Adjektiv „deutsch“ führten, bildeten sich auf die Dauer doch zwei selbständige Symbolfiguren heraus, die in unterschiedlichen, voneinander separaten Kontexten operierten und funktionierten. Dabei war die Michelfigur in Deutschland von vornherein eindeutiger konnotiert als im habsburgischen Vielvölkerstaat, denn hier verkörperte der deutsche Michel zunächst einmal die Gesamtheit aller Deutschen der Doppelmonarchie, also auch der entsprechenden Bevölkerungsgruppen in dem seit 1867 magyarisches beherrschten Transleithanien. Sein wesentlicher Geltungs- und Wirkungsbereich blieb freilich die zisleithanische Reichshälfte.

In der vorliegenden Forschungsliteratur sowie in zahlreichen essayistischen Traktaten zur Geschichte und Aktualität des deutschen Michels wurde dessen herausragende Bedeutung bislang hauptsächlich für Deutschland abgehandelt. Auf die Existenz und die Bedeutung seines österreichischen Pendant wurde stattdessen kaum oder höchstens beiläufig eingegangen. Damit blieb aber eine nicht zu unterschätzende und bis Anfang des 20. Jahrhunderts relevante Komponente des deutschen Nationalgedankens ebenso ausgeblendet wie die unbestreitbar wichtige Rolle des deutschen Michels für die komplizierte Identitätskonstruktion der Deutschen im Habsburgerreich vor 1914.

Mit dem vorliegenden Problemaufriss werden erste Schritte zu einer Rekonstruktion dieser fast schon vergessenen, vor dem Ersten Weltkrieg aber überaus populären und nachweislich relevanten Identifikationsfigur der Deutschen innerhalb der Habsburgermonarchie unternommen. Im Fokus steht die zentrale Frage, welche spezifischen Funktionen und Aufgaben dem „österreichischen Gevatter“ des reichsdeutschen Michels im Rahmen des multinationalen Habsburgerreichs zugeschrieben wurden und, daraus folgend, welches Image und welcher Habitus ihn im Zuge der sich zuspitzenden Nationalitätenkonflikte während der letzten Jahrzehnte des österreichisch-ungarischen Reichsverbandes ausgezeichnet haben.

Quellenbasis der vorliegenden, ikonografisch zugespitzten Studie bilden die um die Jahrhundertwende beliebten und massenhaft in Umlauf gebrachten nationalpolitisch motivierten Bildpost-

karten⁵, von denen hier eine kleine Auswahl von insgesamt sechs Michel-Motiven präsentiert und exemplarisch erörtert werden soll. Insofern handelt es sich um einen ersten Problemaufriss, der durch weitere Quellenstudien zu vertiefen und zu ergänzen wäre.

Die besondere Aussagekraft dieser Kleingrafiken im Postkartenformat besteht vor allem darin, dass sie im Unterschied zu anderen Bildmedien wie Karikaturen, Plakaten u. Ä. m. massenhaft bis in den privaten Lebensraum hinein verbreitet und kommuniziert werden konnten, sei es als Korrespondenzen oder als Sammlerstücke. Das heißt jedoch nicht, dass die hier vorgenommene Konzentration auf das Medium Bildpostkarte instande wäre, die gesamte Bandbreite damals gängiger Visualisierungspraktiken der Michelfigur zu erfassen, deren Aufarbeitung freilich eigenständige Untersuchungsgänge erfordert.⁶

Wie schon erwähnt, war die Michelfigur im Habsburgerreich in ihrem äußeren Erscheinungsbild kaum von dem reichsdeutschen Doppelgänger zu unterscheiden, sehr wohl aber im Hinblick auf ihre weitaus schwierigere Positionierung in Gesellschaft und Politik, auch wenn diese Eigenschaften nicht von vornherein und zunächst nicht vorrangig in der Bildpublizistik zur Geltung kamen. Seit 1848 zierte der Michel jedenfalls verbal und optisch die Titelseiten diverser deutschsprachiger Zeitschriften, Flugschriften, Pamphlete, Broschüren und volkspädagogischer Erbauungsschriften in der Habs-

- 5 Vgl. dazu u. a. die Übersicht über die (nicht ausschließlich politisch codierten) deutschen Produktionen bei Peter Krause, Josef Schantl: Bildpostkarten-Katalog. Wien 2001; in vergleichender Perspektive auch Karin Almasy, Eva Tropper (Hg.): Štajermark. Der gemeinsamen Geschichte auf der Spur: Postkarten der historischen Untersteiermark 1890–1920, Graz 2018, S. 71–90; Rudolf Jaworski: Deutsche und tschechische Ansichten. Kollektive Identifikationsangebote auf Bildpostkarten in der späten Habsburgermonarchie. Innsbruck 2006, S. 9–31. Alle in dieser Studie abgebildeten Kartenbeispiele stammen aus dem Privatarchiv des Autors.
- 6 Dazu gehört selbstverständlich auch die Wahrnehmung des deutschen Michels in den Karikaturen der nichtdeutschen Monarchievölker. Vgl. zu den tschechischen Reaktionen u. a. Peter Becher, Jozo Dzambo (Hg.): Gleiche Bilder – gleiche Worte. Deutsche, Österreicher und Tschechen in der Karikatur 1848–1948. München 1997, S. 212–256; die polnische Rezeption der Michelfigur inner- und außerhalb Österreich-Ungarns skizziert Szarota (wie Anm. 2), S. 220–233.

burgermonarchie, wobei die Spannweite von landwirtschaftlichen Ratgebern über christliche Traktate bis hin zu anarchistischen Zeitschriften reichte.⁷ Vielfach repräsentierte Michel auch einfach nur ganz allgemein die *vox populi* gegenüber Obrigkeiten und Fremdbestimmung jeglicher Art. Häufig gewählte Zeitschriftentitel wie *Der grade Michl* wiesen diese Kollektivfigur allesamt als Anwalt der kleinen Leute aus. Hinzu kamen außerdem noch unpolitische Gedichte und Singspiele, welche die tölpelhaften Züge des deutschen Michels in der Tradition des Vormärz traktierten.

Der österreichische Michel in allseitiger Bedrängnis

Seine mit Abstand markantesten und zugleich unverwechselbaren Konturen sollte der österreichische Michel freilich als Widerpart zu den nichtdeutschen Völkern der Habsburgermonarchie erhalten. Dabei handelte es sich um Konstellationen und Konfrontationen, die im Zuge eskalierender Nationalitätenkonflikte in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges an Brisanz zugenommen hatten und infolgedessen die politische wie gesellschaftliche Vormachtstellung des deutschen Bevölkerungselements in Zisleithanien ins Wanken geraten war.⁸

Unter diesen Voraussetzungen wurde der österreichische Michel in Anknüpfung an die Weckrufe aus der Vormärzzeit um 1900 erneut als ein sorg- und arglos verschlafener Zeitgenosse charakterisiert, der sich wieder einmal als untätig, unwillig oder unfähig erwies, die Zeichen der Zeit zu erkennen und den drängenden, allseits artikulierten Forderungen der zahlreichen nichtdeutschen Nationalitäten Paroli zu bieten. Verantwortlich für das zunehmend

7 Vgl. dazu beispielsweise Johann Hirth: *Michel der Landwirt*. Troppau 1869; Anton Steiner: *Der deutsche Michel*. Wien 1872; Karl Lammerhuber: *Der „Grade Michel“*. Portrait einer anarchistischen Zeitschrift. Wien 1993, S. 3–20.

8 Die Nationalitätenproblematik in der Habsburger Monarchie wurde freilich schon viel früher in der Publizistik thematisiert, wie beispielsweise in der periodischen Wiener Flugschrift des Jahres 1848 *Der Wiener Michel gerad und glatt weg* oder später kontinuierlich im Wiener Satireblatt *Figaro*, einer nationalliberalen Zeitschrift, in der auch der deutsche Michel zu den ständig auftretenden Akteuren zählte.

xenophob definierte Profil der Michelfigur zeichnete das sogenannte deutschnationale Lager inner- wie außerhalb der Habsburgermonarchie⁹. Hierbei handelte es sich nicht um einen fest gefügten Block, sondern um ein Konglomerat verschiedenartiger Gruppierungen, dessen ideologische Bandbreite von nationalliberalen bis hin zu völkischen Positionen reichte und die im Rahmen der Habsburgermonarchie maßgeblich durch eine gemeinsame Frontstellung gegenüber den nichtdeutschen Bevölkerungsteilen zusammengehalten wurden. Obwohl also weder organisatorisch noch ideologisch kohärent und mitnichten die stärkste Kraft in der politischen Arena der Deutschen in der österreichischen Reichshälfte, sollte eben diese politische Richtung das Erscheinungsbild des Michels im Habsburgerreich bis zum Kriegsausbruch prägen. Gestützt auf ein weit verzweigtes Netz an „Schutzvereinen“ in allen gemischtsprachigen Landesteilen, angefangen von Böhmen („Bund der Deutschen in Böhmen“, gegr. 1894 in Prag) bis hin zur Steiermark („Südmark“, gegr. 1889 in Graz), und mithilfe einer lautstarken publizistischen Öffentlichkeitsarbeit stellte das deutschnationale Lager einen mächtigen meinungsbildenden Faktor dar und lieferte unter anderem auch das Gedankengut für eine nationalpolitische Aufrüstung des deutschen Michels und seiner Visualisierung auf Bildpostkarten.¹⁰

In der Gestalt des deutschen Michels verdichtete sich die Vorstellung, dass die Deutschen von allen anderen Nationalitäten der Doppelmonarchie regelmäßig um die Früchte ihres Fleißes gebracht würden. Auf einer Karte des Wiener Vereins Alldeutsche Presse (Abb. 1) war beispielsweise ein Michel zu sehen, der von der

- 9 Vgl. Albert Fuchs: *Geistige Strömungen in Österreich 1867–1918*. Wien 1984, S. 165 f., 169–182; Jörg Kirchhof: *Die Deutschen in der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Berlin 2001, S. 63–75, 144–147; Jiri Koralka: *Deutschtum und Deutschnationalismus in Österreich vor 1918*. In: Helmut Rumpler (Hg.): *Kärntens Volksabstimmung 1920*. Klagenfurt 1981, S. 77–89; Julia Schmid: *Kampf ums Deutschtum. Radikaler Nationalismus in Österreich und dem Deutschen Reich 1890–1914*. Frankfurt a. M. 2009.
- 10 Vgl. in diesem Zusammenhang u. a. die einschlägigen Beiträge in Peter Haslinger (Hg.): *Schutzvereine in Ostmitteleuropa*. Marburg 2009; Eduard Staudinger: *Die Südmark*. In: Helmut Rumpler, Arnold Suppan (Hg.): *Geschichte der Deutschen im Bereich des heutigen Slowenien 1818–1941*. Wien 1998, S. 130–154.



Abb. 1: Privatarchiv Rudolf Jaworski, Foto: © Jaworski

Arbeit völlig erschöpft auf der Ofenbank eingeschlafen ist. Neben ihm haben ein Tscheche, ein Jude und ein Mönch Platz genommen, sie sind dabei, ihm heimlich seine wohlverdiente Mahlzeit zu stehlen. Antislawismus, Antisemitismus und Antiklerikalismus sind damit in einer einzigen Bildbotschaft zusammengefasst. Fremdenfeindlichkeit war im Übrigen auch in dem zuletzt genannten Feindbild enthalten, denn der Kampf gegen den vorgeblich von Rom ferngesteuerten katholischen Klerus mischte sich mit einer Abwehrhaltung gegenüber dem italienischen Bevölkerungsteil in Südtirol und im Trentino.¹¹ Die älteste und auf das gesamte Territorium des Habsburgerreiches bezogen zugleich wichtigste Konfliktkonstellation dieser Art betraf zweifellos das Königreich Ungarn und die Magyaren, die nach den Deutschen die zweitgrößte Sprachgruppe des Reiches ausmachten, im Karpatenraum über eine knappe Mehrheit verfügten und nach der Niederschlagung ihres Freiheitskampfes von 1848/49 die Hoffnung auf ein größeres Maß an Selbständigkeit niemals aufgegeben

11 Hierzu sowie zur Rolle der Michelfigur im deutsch-italienischen Nationalitätenkampf dieser Regionen würde sich zweifellos eine gesonderte Studie lohnen. Zu den deutschen Reaktionen auf dieselbe Problematik siehe Grote (wie Anm. 1), S. 63 f.

hatten.¹² Als dieses Ziel mit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 zumindest teilweise erreicht war und die Länder der ungarischen Stephanskronen innenpolitisch eine weitgehende Autonomie gegenüber Wien erlangt hatten, war das Konfliktpotential zwischen beiden Reichsteilen, die nach dem Grenzfluss Leitha für Österreich und seine Nebenländer Zisleithanien und für den magyarisch beherrschten Teil Transleithanien genannt wurden, aber längst noch nicht aus der Welt geschafft. Zur Regelung auftretender Unstimmigkeiten mussten eigene Delegationen eingerichtet und alle zehn Jahre gemeinsame Ausgleichsverhandlungen durchgeführt werden. Der Streit entzündete sich unter anderem an den ungleichen Beitragsleistungen Zis- und Transleithaniens am gemeinsamen Finanzhaushalt.¹³

Diese komplizierten Zusammenhänge wurden in vereinfachter Form auch bildpublizistisch kommentiert, so etwa durch eine auf den 26. Januar 1899 datierte und von Braunau nach Wien verschickte Bildpostkarte (Abb. 2). Auf der schwarz-weißen Federzeichnung sind die Grenze zwischen Zis- und Transleithanien und der deutsche Name der oberungarischen Grenzstadt Pressburg/Pozsony eingetragen. In der linken Bildhälfte rackern sich mehrere Michels damit ab, Land zu pflügen, Getreide heranzuschleppen und eine wohlgenährte Kuh zu füttern. Diese trägt die Aufschrift „Gemeinsames Erfordernis“ und wird von einem oberungarischen Transleithanier gemolken. Währenddessen schleppen seine Kollegen die vollen Milcheimer weiter ins Innere Transleithaniens bis zur Budapester Kettenbrücke, deren Konturen am rechten oberen Bildrand schemenhaft zu erkennen sind. Während die Michels also kooperativ und produktiv auf das „gemeinsame Erfordernis“ zuarbeiten, sind die Kannenträger

- 12 Vgl. auch zum Folgenden stellvertretend aus der Fülle der Literatur die Transleithanien betreffenden Beiträge in Uwe Müller (Hg.): *Ausgebeutet oder alimentiert. Regionale Wirtschaftspolitik und nationale Minderheiten in Ostmitteleuropa (1867–1939)*. Berlin 2006, S. 101–139; dazu die einschlägigen Passagen zu Wirtschaftsentwicklung und Nationalitätenfrage bei Laszlo Katus: *Hungary in the Dual Monarchy 1867–1914*. Boulder 2008, S. 38–41, 153–173, 186–291, 428–476.
- 13 Eine zeitgenössische Auffächerung des österreichisch-ungarischen Finanzausgleichs findet sich bei Hans Patzauer: *Österreichs und Ungarns Staatswirtschaften*. Wien 1916. Diese Literaturangabe sowie weitere wertvolle Hinweise zu diesem Fragenkomplex verdanke ich Jana Osterkamp (München).



Abb. 2: Privatarchiv Rudolf Jaworski; Foto: © Jaworski

bezeichnenderweise nur noch von hinten zu sehen. Die Bildaussage war einfach und unmissverständlich: Die gemeinsame Milchkuh wird von den fleißigen Michels gefüttert und von den Magyaren gemolken, wobei die nichtmagyarischen Nationalitäten, allen voran die Slowaken Oberungarns, einfach den Magyaren zugerechnet waren. Die Deutschen schufteten für das „Gemeinsame Erfordernis“ während „die“ Magyaren den Nutzen davontragen. Einmal mehr war in dieser Antithese das traditionelle Bild von den uneigennützigen Deutschen gekennzeichnet, deren Gutmütigkeit und Fleiß von den übrigen Nationalitäten schamlos ausgenutzt werden konnten.

Aus deutschnationaler Sicht fügten sich derartige Konflikte für den deutschen Michel zu einem existenzbedrohlichen Horrorszenerium zusammen. Grafisch auf den Punkt gebracht, findet sich diese Einkreisungshysterie auf einem farbigen Kartenmotiv des Bundes der Deutschen in Niederösterreich, der 1903 von Georg von Schönerer mitgegründet worden war und seinen Sitz in Wien hatte. Eingequetscht wie eine „Presswurst“ ist im Bildzentrum ein Michel zu sehen, der von allen Seiten bedrängt wird (Abb. 3). Rechts von ihm machen sich ein Italiener und ein Pole und links ein Tscheche und ein Ungar breit – alle anhand ihrer Kopfbedeckungen unschwer zu

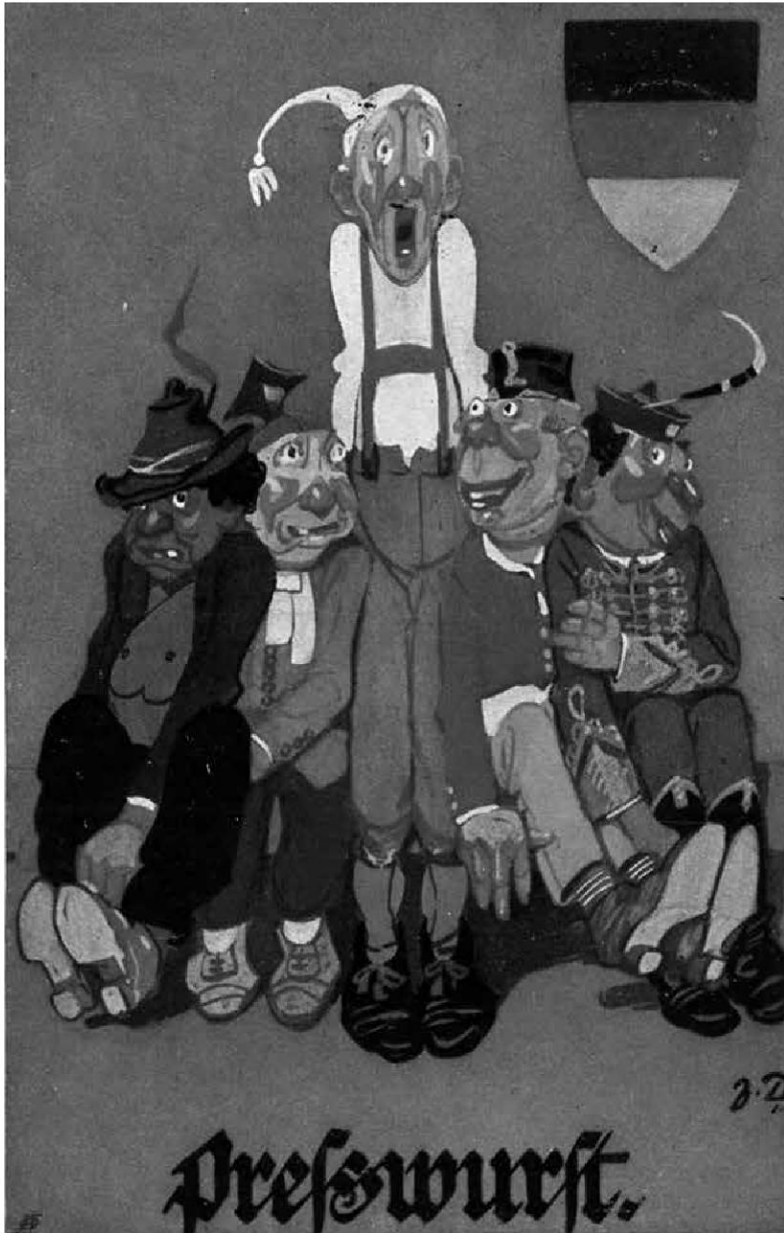


Abb. 3: Privatarchiv Rudolf Jaworski, Foto: © Jaworski

identifizieren. Während der Michel sich kaum aufrecht zu halten vermag, scheinen seine Bedränger die Situation aussitzen zu wollen oder zumindest gelassen hinzunehmen. Dem bedauernswerten Michel ist in Anbetracht der geradezu ausweglosen Situation das blanke Entsetzen ins Gesicht geschrieben. Einzig der in einem Wappenformat zusammengefasste „deutsche Dreifarbe“ Schwarz-Rot-Gold in der rechten oberen Bildecke scheint ihm noch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu garantieren. Mit den Farben der Paulskirche und der Wiener Märzrevolution, die in Österreich trotz wiederholter Verbote von Burschenschaften, Turn- und Sängerbünden sowie von anderen deutschnational gesinnten Vereinigungen wie den bereits genannten Schutzbänden weiterhin verwendet wurden, waren unverhohlen und demonstrativ eine großdeutsche Gesinnung und unübersehbare Distanz zu den österreichischen Staatsfarben Schwarz-Gelb und zur Habsburgermonarchie zum Ausdruck gebracht.

In welchem Ausmaß der deutsche Michel innerhalb der Habsburgermonarchie um die Jahrhundertwende auf sich allein gestellt war, wird aus seinem notorisch gestörten Verhältnis zur staatlichen Symbolfigur der Austria¹⁴ ersichtlich, von welcher er sich gegenüber den Forderungen der nichtdeutschen Nationalitäten nicht ausreichend beschützt, ja geradezu stiefmütterlich behandelt fühlte. Dieses Missverhältnis wird umso deutlicher, wenn man auf das Beziehungspaar Germania und deutscher Michel im Deutschen Reich nach 1870 schaut.¹⁵ Dort handelte es sich um komplementäre Symbolfiguren, die sich wechselseitig ergänzten: Germania stand für die staatliche, der Michel für die volkstümliche Ebene der Zugehörigkeit zum Deutschen Reich. Vergleichbar positive Beziehungen bestanden zwischen dem österreichischen Michel und der gesamtstaatlich definierten Austria nicht.

14 Zur Austria ausführlich Selma Krasa-Florian: *Die Allegorie der Austria*. Wien 2007, besonders das Kapitel: *Der Nationalitätenstreit und die Idee von Großösterreich*, S. 175–195; und zum Folgenden Rudolf Jaworski: *Austria im Zerrbild. Deutsche, tschechische und polnische Karikaturen der späten Habsburgermonarchie*. In: *Ročenka textů zahraničnick profesori* 3, 2009, S. 231–236, 243.

15 Vgl. Kerstin Wilhelms: *Michel und Germania – ein deutsches Geschlechterverhältnis*. In: Brita Baume, Hannelore Scholz (Hg.): *Der weibliche multikulturelle Blick*. Berlin 1995, S. 36–51.

Hinter den Bedrohungsängsten des deutschen Michels im Habsburgerreich und den daraus abgeleiteten nationalistischen Deutungsmustern stand die unleugbare Tatsache, dass die sogenannten „Monarchiedeutschen“ zwar zahlenmäßig die stärkste Sprachgruppe darstellten, in nahezu allen Reichsteilen präsent waren und in den Alpenländern sogar die Bevölkerungsmehrheit ausmachten, den anderen Volksgruppen gegenüber aber insgesamt in der Minderzahl gewesen sind.¹⁶ Zudem stellte das beschleunigte Bevölkerungswachstum seit dem 19. Jahrhundert in Verbindung mit Binnenwanderungen und sozioökonomischem Wandel nicht nur aus deutschnationaler Sicht eine ernst zu nehmende Bedrohung für die Aufrechterhaltung der deutschen Vormachtstellung im Habsburgerreich dar. Ähnliche Befürchtungen erweckten die parallel dazu verlaufenden dynamischen Politisierungs- und Demokratisierungsprozesse bei den nichtdeutschen Nationalitäten samt den daraus resultierenden Vertretungs- und Partizipationsansprüchen. Auch sie gefährdeten letztendlich die dominante Stellung der Deutschen innerhalb der Habsburgermonarchie, sorgten für Unruhe und lösten entsprechende Abwehrreaktionen aus. Demagogisch verkürzt konnten derartige Modernisierungserscheinungen dann zu willkürlichen Attacken der nichtdeutschen Nationalitäten auf das Deutschtum umgedeutet werden.

„Michel wacht auf und wehrt sich!“

Alarmiert aufzuzeigen, wie das deutsche Bevölkerungselement – in Gestalt des deutschen Michels – allseits bedrängt wurde, war indes kein Selbstzweck, sondern wurde pädagogisch dazu eingesetzt, den Michel aus seiner Passivität wachzurütteln, nationalpolitisch zu aktivieren und ihn zu motivieren, endlich den Kampf gegen die anderen Monarchievölker aufzunehmen. Spätestens Ende des 19. Jahrhunderts wurde er darum bildpublizistisch immer ausschließlicher als aufrechter Vorkämpfer für das Deutschtum stilisiert, und diese Zuschreibung

16 Vgl. hierzu und zum Folgenden die Beiträge von Peter Urbanitsch: Die Deutschen in Österreich. Statistisch-deskriptiver Überblick und von Berthold Sutter: Die politische und rechtliche Stellung der Deutschen in Österreich 1848–1918. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. III/1. Wien 1980, S. 38–158, 209–274.



Abb. 4: Privatarchiv Rudolf Jaworski, Foto: © Jaworski



Abb. 5: Privarchiv Rudolf Jaworski; Foto: © Jaworski

und Aufgabenstellung sollten innerhalb der Habsburgermonarchie bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges für sein Profil von maßgeblicher Bedeutung bleiben. Eine farbige Bildpostkarte des nationalliberalen Deutschen Schulvereins mit Sitz in Wien (gegr. 1880) porträtierte einen so verstandenen Michel in geradezu idealtypischer Weise (Abb. 4). Gestützt auf ein Schild, in dem der deutsche Dreifarb mit dem Logo des ältesten und größten deutschen Schutzvereins in der Habsburgermonarchie kombiniert ist, steht er breitbeinig, selbstbewusst und wehrhaft da und hält seine Hand über einen Knaben, der sich verängstigt und schutzsuchend an ihn schmiegt. Wie im Vereinsnamen deklariert, erachtete es diese Organisation als ihre vornehmliche Aufgabe, die deutsche Sprache und Kultur in den gemischtsprachigen Randzonen sowie in den „gefährdeten“ Sprachinseln zu erhalten und zu stärken. Auch wenn dieses Anliegen defensiv formuliert wurde, Michels Langschwert noch in der Scheide steckte und von potentiellen Gegnern nichts zu sehen ist, war in dem Bild doch implizit die Kampfansage gegen eine schleichende Majorisierung durch nichtdeutsche Monarchiesprachen enthalten.

Der dauerhafte Durchbruch zu einer offensiven Seh- und Darstellungsweise des deutschen Michels war eng mit der sogenannten Badenikrise von 1897/98 verbunden. Damals eskalierte der deutsch-tschechische Sprachenstreit und löste in der deutschen Öffentlichkeit ganz Zisleithaniens eine heftige Empörungswelle gegen die von dem austropolnischen Ministerpräsidenten Kazimierz Badeni vorgesehene Sprachenverordnung aus, da dieses Vorhaben als eine unzumutbare Einschränkung der deutschen Sprache empfunden wurde.¹⁷ Seither wurde der deutsche Michel in der österreichischen Bildpublizistik meistens in kämpferischer Pose und unter dem Motto imaginiert: Michel ist endlich aufgewacht und sich seiner Pflicht bewusst geworden, seine eigenen Interessen wirksam gegen „fremde“ Elemente und Ansprüche zu verteidigen. Diese Kampfansage wurde sowohl auf Reichsebene als auch für die einzelnen Kronländer vorgetragen.

Als analoger Widerpart des deutschen Michels in Böhmen wurde der tschechische Wenzel in deutschen Witzblättern wenig

17 Hierzu und zum Folgenden Rudolf Jaworski: „Hinweg mit der Sprachenverordnung!“ Die deutschen Obstruktionskarten während der Badeni-Krise 1897–1998. In: *Bohemia* 1 (49), 2009, S. 3–18.

schmeichelhaft mit dummdreisten Gesichtszügen karikiert. Ähnlich wie der Michel wurde er als ein eher bäuerlicher Typ visualisiert, trug aber statt der Zipfelmütze eine Fischotterfell- oder eine Uniformmütze, die ihn als niedrigen Chargen des öffentlichen Dienstes oder einfach nur als Diensthofen auswies.¹⁸ Ikonografisch bedeutsamer erwies sich freilich ein ganz anderes Gegensatzpaar. So wurde der deutsche Michel in zahlreichen Varianten im Kampf mit dem böhmischen Wappentier, also dem zweischwänzigen Löwen, in Szene gesetzt. Exemplarisch wurde hierfür ein koloriertes Kartenmotiv ausgewählt, das handschriftlich auf „Ende 1897–Anfang 1898“ datiert ist (Abb. 5) und von dem renommierten böhmischen Warnsdorfer Verlag Eduard Strache herausgegeben wurde, der sich mit der serienmäßigen Produktion solcher „nationalen Postkarten“ in der gesamten österreichischen Öffentlichkeit einen Namen gemacht hatte. Erkennbar ist die Rückenansicht eines kräftigen, energisch auftretenden Michels, der eine Keule schwingt, um den zweischwänzigen böhmischen Löwen in die Flucht zu schlagen und zugleich die von ihm vehement abgelehnte und nach heftigen Tumulten in ganz Zisleithanien gescheiterte Sprachenverordnung unter seinen Stiefeln zu zertreten.

Damit war eine zu dieser Zeit moderne, ethnopolitisch definierte kollektive Identifikationsfigur mit einem traditionellen staatspolitischen Emblem in eine konfrontative Beziehung gesetzt. Das war wiederum nur darum möglich, weil das ursprünglich umfassend landespatriotisch formulierte böhmische Staatsrecht im Laufe des 19. Jahrhunderts als exklusiv tschechisch beansprucht wurde und darum für die Deutschböhmen als Identifikationspotential nicht mehr zur Verfügung stand. Die Gegenüberstellung des deutschen Michels und des böhmischen Löwen bemühte dabei höchst unterschiedliche symbolpolitische Bezugsebenen. Letztendlich sollte mit diesem ungleichen Gegensatzpaar die Auseinandersetzung zwischen einem alten, als überholt abgestempelten Wappentier und einem jungen dynamischen

18 Vgl. dazu Rudolf Jaworski: Tschechen und Deutsche in der Karikatur (1891–1907). In: Hans Lemberg, Ferdinand Seibt (Hg.): Deutsch-tschechische Beziehungen in der Schulliteratur und im populären Geschichtsbild. Braunschweig 1980, S. 58–68; Carsten Lenk: Wenzel und Michel. Die Lesbarkeit nationaler Stereotypen am Beispiel deutscher und tschechischer Karikaturen. In: Becher, Dzambo (wie Anm. 6), S. 14–21.



Abb. 6: Privataarchiv Rudolf Jaworski, Foto: © Jaworski

Volksvertreter kenntlich gemacht werden. Außerdem wurde der zweischwänzige König der Tiere als wenig furchterregend und somit als jederzeit bezwingbar hingestellt, was hier durch seinen eingezogenen Doppelschwanz unmissverständlich kenntlich gemacht war.

Der deutsch-tschechische Nationalitätenstreit galt den Zeitgenossen zu Recht über die Grenzen der böhmischen Länder hinaus als ein permanentes und zentrales Aktionsfeld des deutschen Michels und wurde dementsprechend häufig auf politischen Bildpostkarten und in Karikaturen thematisiert. Mit dieser Frontstellung war aber die wachsende Zahl seiner Gegner um die Jahrhundertwende längst nicht erfasst. Hierzu sei abschließend ein weiteres Kartenmotiv des Vereins Alldeutsche Presse wiedergegeben, das der einschlägig ausgewiesene, aus Böhmen stammende Illustrator Ernst Kutzer gestaltet hatte (Abb. 6).¹⁹ Dabei handelt es sich freilich um eine erst noch einzulösende Zukunftsvision, die den definitiven Sieg über alle Widersacher des deutschen Michels vorwegnahm. Statt rivalisierender Streit- oder Kampfscenen wird ein rigoroser Entsorgungsakt ins Bild gesetzt: exekutiert von einer riesenhaften Michelfigur und vollzogen an allen seinen zu Winzlingen zusammengeschrumpften Feinden. Erhöht auf einem Felsbrocken stehend und gestützt auf einen Eichenlaub-umkränzten Wappenschild mit dem deutschen Dreifarbwappenschild wirbelt ein zorniger Michel Juden, Spekulanten, Tschechen, Klerikale und Sozialdemokraten durch die Luft, um sie nacheinander in den Abgrund zu stürzen und zuletzt den Flammen eines Feuers am Fuße des Felsens zu überantworten. Nur ganz wenigen gelingt es, sich getarnt davonzuschleichen.

Der Rundumschlag macht deutlich, dass Michel, auch wenn er vornehmlich mit der Bekämpfung nichtdeutscher Nationalitäten beschäftigt war, es zudem noch mit anderen national indifferenten und international vernetzten und somit gleichfalls als „undeutsch“ empfundenen Gegenspielern zu tun hatte.

Den letzten drei hier präsentierten Michelmotiven ist ein kleines, aber sicher nicht zufälliges Detail gemeinsam: Der deut-

¹⁹ Allein von diesem überaus produktiven Postkartenkünstler konnten vom Autor dieser Studie sechs ähnlich gestaltete Michelmotive ermittelt werden. Siehe zu Person und Werk von Ernst Kutzer: Noriko Shindo: Das Ernst Kutzer-Buch. Salzburg 2003.

sche Michel wird stets mit aufgekrempelten Ärmeln dargestellt, was zweifellos seine tatkräftige Entschlossenheit signalisieren sollte, dass für ihn die Zeiten endgültig vorbei waren, in denen er sich ständig übervorteilen und drangsaliieren ließ. Dass seine finale Vernichtungsaktion ausgerechnet mit den altgermanischen Sonnwendfeuern in Verbindung gebracht wurde, verweist auf den zur selben Zeit innerhalb der Habsburgermonarchie wie im Deutschen Reich grassierenden Germanenkult, der ähnlich wie die Michelfigur zur Abstützung eines deutschnationalen Gemeinschaftsgefühls herangezogen wurde.

Fazit

Zusammenfassend sei nochmals ausdrücklich hervorgehoben, dass die nachweisbar öffentlichkeitswirksame Präsenz der Michelfigur innerhalb des habsburgischen Vielvölkerstaates als ein untrügliches, kulturgeschichtlich bislang aber noch kaum ausgewertetes Indiz für die Anfänge österreichischer Identitätsfindung zu werten ist. Der deutsche Michel repräsentierte dabei nicht nur die Gesamtheit aller Deutschen innerhalb der Habsburgermonarchie, sondern verkörperte darüber hinaus ein kollektives Ideal zur Durchsetzung deutscher Interessen im multinationalen Staatsverband Österreich-Ungarns. Dieses schwankte bis zum Ende der Monarchie zwischen einem demonstrativ deklarierten Verantwortungsgefühl für den Gesamtstaat auf der einen und nationalegoistischen Abgrenzungsstrategien gegenüber den nichtdeutschen Nationalitäten auf der anderen Seite. Hin- und hergerissen zwischen diesen beiden letztendlich unvereinbaren Leitgedanken sahen sich alle politisch verantwortlichen Kräfte der Deutschen in der späten Habsburgermonarchie in diesem kaum zu lösenden Dilemma. Selbst das deutschnationale Lager mit seinen dezidiert ethnopolitisch formulierten Parolen war von solchen Zielkonflikten nicht ganz frei, denn der von ihm propagierte deutsche Michel betrieb schließlich seine Selbstbehauptung erklärtermaßen auch zum Wohle des Gesamtstaates.²⁰

20 Hierzu und zum Folgenden aus der Fülle der Literatur Fuchs (wie Anm. 9), S. 165–196; Kirchhoff (wie Anm. 9), S. 98–105; Helmut Rumpler: Die Geburt einer Nation. In: DAMALS 12 (32), 2003, S. 62–65.

Noch ein Gesichtspunkt darf bei der Gesamtbewertung nicht außer Acht gelassen werden: Auch wenn hier in erster Linie die spezifisch österreichischen Kontexte und Aufgabenbereiche des deutschen Michels vor 1914 herausgestellt wurden, bleibt festzuhalten, dass diese kollektive Symbolfigur bis Ende des Ersten Weltkrieges stets zwischen monarchie- und gesamtdeutschen Vertretungsansprüchen oszillierte.²¹ Dafür spricht nicht zuletzt auch die häufige Verwendung des „deutschen Dreifarb“ sowie der Eichenlaub- und Kornblumensymbolik bei der Visualisierung von Michelfiguren. Das bedeutet aber auch, dass sich der österreichische Michel bis zu diesem Zeitpunkt niemals vollständig von seinem reichsdeutschen Gevatter emanzipieren konnte oder wollte, sodass gerade diese ambivalente Haltung eines seiner hervorstechenden Merkmale bleiben sollte. Diese auffällige Unentschiedenheit darf freilich nicht als bloße ideologische Schwäche und Unschärfe missverstanden werden, sondern machte gerade in der Auseinandersetzung mit den nichtdeutschen Nationalitäten durchaus Sinn: Mithilfe einer implizit oder explizit unterstellten Rückendeckung des österreichischen Michels durch seinen reichsdeutschen Gevatter ließ sich das symbolpolitische Potential der Deutschen im Rahmen der Habsburgermonarchie vermehren und optisch zum Ausdruck bringen. In der Propaganda des Ersten Weltkrieges verschmolzen dann die beiden Michels – wie schon im Vormärz – nochmals zu einer einzigen Kollektivfigur, die sich gegen eine Welt äußerer Feinde zur Wehr setzte und siegesgewiss nach allen Seiten Hiebe austeilte.

In Deutschland überdauerte die Popularität des deutschen Michels als Sinnbild aller Deutschen sogar das Ende beider Weltkriege.²² Auch wenn er sich nach dem Zweiten Weltkrieg für geraume Zeit in einen Michel-West und einen Michel-Ost aufteilte, beschrieb diese Kunstfigur weiterhin in vielen Karikaturen das Selbst- und Fremdbild der Deutschen einschließlich der nach wie vor vorhandenen apolitischen Charakterzüge des „Ohne-Michels“.²³

21 Vgl. Ernst Bruckmüller: *Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftliche Prozesse*. Wien 1996, S. 294–301.

22 Hierzu und zum Folgenden Grote (wie Anm. 1), S. 69 f.; Otto Mai: *Vom Wachsen lassen zum Führen. Die Ansichtskarte als Zeuge einer versäumten Erziehung zur Demokratie in der Weimarer Republik*. Hildesheim 2003, S. 108, 234, 410–416; Szarota (wie Anm. 1), S. 213–318.

Demgegenüber hatte die Michelfigur in der deutschösterreichischen Öffentlichkeit nach dem Zerfall des habsburgischen Vielvölkerstaates als zentrale Symbolfigur der Abgrenzung des deutschen Bevölkerungselements zu den nichtdeutschen Nationalitäten ausgedient und war in den verbliebenen, überwiegend deutschsprachigen Ländern der Republik Österreich obsolet geworden, auch wenn sie in einigen satirischen oder völkisch gesinnten Zeitschriften und Vereinigungen überlebte, zumal in Milieus, die nach 1918 für einen Anschluss Österreichs an Deutschland eintraten.²⁴

- 23 Erst in jüngster Zeit scheint diese Bildtradition im Bewusstsein der öffentlichen Meinung allmählich zu verblassen. Siehe dazu Thomas Petersen: Ein Volk kommt zur Ruhe. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.1.2015, S. 8.
- 24 Siehe beispielsweise das in Graz herausgegebene Blatt: Michel, wach auf! Unabhängige völkische Wochenzeitung für Deutschösterreich, 19.1.1919; außerdem Bruckmüller (wie Anm. 21) S. 303–310; Szarota (wie Anm. 2), S. 239–243; Julian Thorpe: Pan-Germanism after Empire: Austrian „Germandom“ at Home and Abroad. In: Günter Bischof, Fritz Plasser, Peter Berger (Hg.): From Empire to Republic: Post World War I Austria. New Orleans 2010, S. 254–272.

One against all! On the Visualisation of the German Michel on picture postcards of the late period of the Habsburg Monarchy

The paper outlines the issue of the Austrian doppelgänger of the German Michel, the profile of which was decisively marked by tensions with the other peoples of the monarchy in the course of the increasingly virulent nationality question in the last decades of the Habsburg Empire. The analysis of selected contemporary picture postcards infers a collective symbolic figure which was of considerable importance for the beginnings of Austrian identity building, yet has so far received little attention from cultural-historical scholars.

Mitteilungen





verstehen, wer wir sind – das vorarlberg museum als offener ort der partizipation und der abgeschafften themen

Andreas Rudigier, seit 2011 Direktor des vorarlberg museum in Bregenz, im Gespräch mit Timo Heimerdinger, Professor für Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck

TH: Wenn man vom Hafen kommt und auf das vorarlberg museum zugeht, dann fällt gleich dieser Schriftzug ins Auge: verstehen, wer wir sind. Wer ist mit „wir“ gemeint und wie kann man hier dieses „wir“ verstehen?

AR: Als ich im April 2011 hergekommen bin, war diese Leuchtreklamemöglichkeit schon im Bau, wir sind also auf den fahrenden Zug aufgesprungen. Ich kann es überhaupt nicht ertragen, wenn Menschen irgendwo neu antreten und erst einmal sagen, was alles schlecht war, das funktioniert überhaupt nicht, das ist respektlos. Wir haben also intern besprochen, was wir damit machen können. Dass es sehr plakativ nach außen wirkt, ist eine große Chance. Uns war schnell klar, dass wir keine ständig wechselnde Reklame machen, sondern ein Statement nach außen geben wollen. Wir sind am Schluss einfach auf eine sehr kurze Form gekommen: verstehen, wer wir sind. Wobei dieses „wir“ sehr offen ist, das war uns sehr, sehr wichtig. Dann haben wir gesagt, wir testen das jetzt einmal, und wir haben sehr gute Rückmeldungen bekommen. Ich hätte auch schon eine Idee für einen Nachfolgespruch: „wir sind anders, als ihr denkt“ – das bekommen wir nämlich auch oft von Museumsbesuchern als Rückmeldung. Das Statement soll eigentlich nur zum Nachdenken anregen. Ich glaube nicht, dass wir das einlösen können, was da draufsteht. Aber wir können einen Beitrag dazu leisten, dass im Museum über genau diese Fragen geredet wird.

TH: Sie verstehen das Museum als einen Ort, der keine festgefügtten Wahrheiten oder abgeschlossenen Erkenntnisse präsentiert, sondern der mit dem Publikum offen interagiert und dadurch Erkenntnisse anbahnt?

AR: Ganz genau. Unser Ansatz ist, dass wir nicht *die* Geschichte des Landes erzählen. Zu dem stehen wir, da lege ich ganz großen Wert drauf, denn das können wir nicht. Oft wird ja in Museen versucht, eine *bestimmte* Geschichte zu erzählen. Und das ist extrem gefährlich, weil man dann Dinge auslässt, ganz logisch, weil das die Sammlung nicht hergibt, aber weil es vielleicht auch nicht opportun ist. Weil Teile der Geschichte nicht so lustig sind. Das heißt, man erzählt dann eine Geschichte, die vielleicht angenehm und schön ist. Von dem müssen wir wegkommen. Das war eine Grundsatzentscheidung: Wir als Museum werden uns – und vor allem gilt das für den vierten Stock [Ausstellung *vorarlberg. ein making-of*] – von der eigenen Sammlung insofern lösen, als dass sie nicht Maßstab ist. Das heißt, wenn wir uns mit Vorarlberg beschäftigen, beschäftigen wir uns nach Themen, aber sicher nicht nach der eigenen Sammlung, weil die ist dermaßen zufällig – darauf können wir nicht das Ausstellungskonzept aufbauen. Jetzt haben wir im vierten Stock ganz viele Objekte, die von außen gekommen sind, das war wesentlich. Wir können nicht *die* Geschichte erzählen, wir können *viele* Geschichten erzählen. Und wir wissen, die Menschen, die zu uns kommen, die können definitiv mitsprechen. Das sind auch Vorarlbergerinnen und Vorarlberger, es sind Menschen, die nach Vorarlberg gekommen sind, ob vielleicht nur kurz im Urlaub oder auf Dauer, weil sie hier arbeiten und leben wollen, was auch immer der Grund ist, aber dass sie hergekommen sind, heißt, dass sie einen Beitrag zu leisten haben, und die haben eine eigene Geschichte. Also – dieses Expertentum jedes einzelnen Besuchers und jeder einzelnen Besucherin halte ich nicht für eine abgedroschene Phrase, sondern in einem Landesmuseum ist das für mich allererste Ansage. Solange dieser Ansatz besteht – und das bezieht sich nicht nur auf Ausstellungen, sondern auch auf Publikationen, Veranstaltungen, Vermittlungsaktionen, Außenformate –, solange können wir das dann, glaube ich, im Gesamtpaket relativ gut einlösen. Aber ich bin noch lange nicht zufrieden. Wir möchten jetzt in einem zweiten großen Relaunch, den wir für Ende 2020 planen, gerne noch

offensiver werden. Wir haben jetzt einmal versucht, das alte Bild ein bisschen aufzubrechen, aber wir müssen da noch radikaler werden, davon bin ich überzeugt. Es gibt auch Kritik, von Lehrpersonen, auch von Museumsleuten, die klassische Vorstellungen haben, klassische Museumsgänger sind und die tatsächlich die Chronologie in der Ausstellung wollen. Aber da muss ich ganz ehrlich sagen: Wir werden das Internet nie schlagen. Wer Fakten über dieses Land wissen will, der kann im Wikipedia-Eintrag nachsehen. Es gibt Bücher, historische Bücher zu diesem Land, wo alles im Detail drinsteht. Wir können kein aufgeklapptes Buch sein – das wollen wir auch nicht sein.

TH: Was kann ein Museum besser als andere Institutionen?

AR: Das Museum hat mit Sicherheit weiterhin den Vorteil, dass es Objekte zeigen kann, dass es also tatsächlich mit realen Dingen arbeiten und Geschichten erzählen kann. Auch wenn die Objekte selbst natürlich schweigen. Das ist ja die große Krux, wenn man die alten Archivkarten unserer Sammlung anschaut, wir wissen über rund 90 Prozent unserer Objekte außer dem Eingangsdatum fast nichts, das ist schlimm. Aber mit denen, über die wir mehr wissen, versuchen wir, Geschichten zu erzählen. Storytelling ist insgesamt *der* große Trend, der Tourismus will das und auch die Unterhaltungsindustrie im Fernsehen, die lebt davon, alle Bloggerinnen und Blogger leben davon, dass Geschichten erzählt werden und dass zugehört wird. Ich glaube, dass wir die Möglichkeit haben, einen Rückzugsort darzustellen und das anhand unserer Objekte zu machen. Und sonst, glaube ich, haben Museen nur eine Chance, wenn sie aktiv sind und Begegnungsorte schaffen, die Menschen zur Partizipation einladen.

TH: Wie setzen Sie das für Sie so wichtige Prinzip der Partizipation konkret um?

AR: Eines meiner Prinzipien ist ja, dass wir Geschichte und Gegenwart immer konsequent miteinander verbinden wollen. In einer klassischen Kuratoren-Systematik besteht immer die Gefahr, dass die Zuständigen zwar mit ihrem Bereich oder ihrer Epoche bestens vertraut sind, aber der Bezug zur Gegenwart dann oft aus dem Blick zu geraten droht oder die zeitgenössischen Künstlerinnen und

Künstler dann halt den „Rest nach 1945“ machen sollen. Wir haben gesagt, nein, wir machen Geschichte *und* Gegenwart. Und daher haben wir im Jahr 2012 ein Format begründet, um das wir anderswo auch beneidet werden. Wir laden Leute aus gesellschaftlich neuralgischen Bereichen in regelmäßigen Abständen zu uns ein, in ein Forum unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Zum Beispiel hatten wir zuletzt unseren Tourismusedirektor da, dann einen Bio-Bauern, den stellvertretenden Polizeipräsidenten, eine evangelische Pfarrerin. Wir hatten jemand von der Bildungsstätte Schloss Hofen da oder auch mal den Georg Nussbaumer, einen bekannten Vorarlberger Musiker, der auch schwer gehandicapt ist, weil er blind ist, und von daher natürlich einen anderen Zugang zur Gesellschaft und auch zu unserem Thema hat. Davor hatten wir den Sprecher der Armutskonferenz, wir hatten Leute aus der Wirtschaft und von den Medien.

Und dann machen wir es so, dass wir diesen Gästen immer genau drei Fragen stellen, immer dieselben Fragen, und sie bekommen dann 15 Minuten Zeit, um dazu vor unseren Mitarbeitern zu sprechen: Was nehmen Sie in der Gesellschaft momentan wahr? Was erwarten Sie in den nächsten zehn Jahren, in welche Richtung geht es? Und die dritte Frage ist: Welche Empfehlung geben Sie uns als Museum?

Und da werden uns dann einfach Dinge gesagt, die wir selbst nicht wirklich alle auf dem Radar haben. Wo die Ängste sind, wer die meisten Selbstmorde macht – wir haben den Leiter der Psychiatrie dagehabt. Oder der Bio-Bauer, wie mit Grund und Boden in diesem Land umgegangen wird. Also das sind Fragen, die wirklich sehr dicht sind und sehr nahe an das gehen, was momentan aktuell ist. Und dann muss man wieder sagen, wir beschäftigen uns mit Archäologie, mit Mittelalterlicher Kunstgeschichte – also da merken wir, dass wir einfach auch zeitlich vom Heute weit weg sind. Aber es ist ganz wichtig, Geschichte und Gegenwart zusammenzudenken, da kommen wir nicht daran vorbei, diesen Dialog mit der Gesellschaft suchen wir aktiv.

Und das zweite Format ist das Format *sichten*, das wir mit dem Büro Rath & Winkler gestalten: Wir gehen raus aus diesen Mauern und kooperieren mit Menschen und Institutionen im Land, wir haben bis zu 55 Kooperationen, glaube ich, im letzten Jahr zusammen gemacht. Wir haben eine starke Museumsszene in Vorarlberg, also in den Regionalmuseen wird extrem gute Arbeit geleistet, das heißt, wir

wollen mit denen gemeinsam arbeiten und wollen auch davon profitieren, was die können. Was wir nicht wollen: Wir gehen raus und sagen denen, was sie zu tun haben, oder wir zeigen dort unsere Dinge, das alleine reicht nicht. Das ist ganz stark auf Kooperation angelegt und wir stellen uns bewusst in die zweite Reihe. Da steht dann nicht groß: „vorarlberg museum präsentiert“, sondern man muss schon suchen, um uns dort zu finden. Mir geht's darum, wirklich diese extrem spannenden Themen zu spielen und gleichzeitig Klammern zu schaffen. In den vergangenen Jahren haben rund zehn Leute aus Regionalmuseen hier mitgewirkt, sei es kuratierend oder mit fachlicher Expertise, bei Sonderausstellungen, bei Buchprojekten, bei Veranstaltungsreihen, in wichtiger Rolle, und zwar auch eigenverantwortlich.

Das ist eine große Herausforderung für mich und für uns, weil natürlich Dritte kommen und hier mitreden, das hält nicht jedes Landesmuseum aus, das muss man ganz klar sagen. Das heißt auch gleichzeitig, dass man viel moderieren muss. Denn Externe, die dann hier mitarbeiten, die wollen ja auch was Gutes abliefern und sind mit einem hohen Tempo und einer großen Energie unterwegs.

Aber ich glaube, das haben wir bis dato immer gut geschafft, egal, welche Typen da kamen. Das sind zum Teil schon heftige Begegnungen, aber es muss unsere Kompetenz und unser Können werden, dass wir das *mit* den Menschen schaffen. Weder können wir immer alles selber erfinden, noch wollen wir die Projekte von irgendwelchen Ausstellungsmachern, die so über Europa ziehen, machen lassen, das tun wir nicht. Wir wollen mit den Externen zusammenarbeiten und von ihnen lernen, so gibt es eine wunderbare Schnittstelle – und ich denke, beide Seiten profitieren davon.

TH: Aber kann dann wirklich jeder und jede die eigene Geschichte völlig selbstbestimmt in diesem Haus erzählen? Ist wirklich jede Geschichte gleich sinnvoll, erzählenswert und wichtig? Kommen die Ideale von Partizipation und Demokratisierung in Zeiten von Fake News nicht auch an gewisse Grenzen, über die eine Institution wie ein Landesmuseum wachen muss?

AR: Richtig, und deshalb sind diese Projekte auch nur bis zu einem gewissen Punkt partizipativ. Denn streng genommen würde das ja

wirklich demokratisch in dem Sinn bedeuten, dass die Menschen bestimmen, welche Themen wir aufgreifen. Das glaube ich nicht, wir moderieren immer, wir wählen aus, wir kuratieren eben. Allein schon: Mit wem machen wir ein Projekt, wen nehmen wir dazu? Der Anspruch für mich ist, niemanden von vornherein auszuschließen. Es müssen alle sozusagen die Chance haben, aber das heißt nicht, dass sie dann auch alle da sind und alle sprechen. Es geht darum, dass wir kein Tohuwabohu erzeugen, und dann natürlich, in weiterer Folge, dass wir nicht jeden Blödsinn publizieren, das ist auch völlig klar. Das kann man nur leisten, indem man präsent in den Projekten drin ist, sie eng begleitet, nicht völlig auslagert und im Zweifelsfall auch mal sagt, das geht so nicht – das mag autoritär sein. Aber es kann der größte Kritiker, der sich mit unserem Haus auseinandersetzt, etwas vorschlagen, und der kriegt von mir auch eine Antwort, das ist definitiv so. Aber er muss dann mit uns ernsthaft diskutieren. Wenn der zu mir Trottel sagt, kann ich das auch zu ihm sagen, da habe ich gar kein Problem. Berührungsangst, diese Sprache zu sprechen, ist für mich, glaube ich, kein Problem. Und dann kann es schon auch nach harscher Kritik und heftigen Auseinandersetzungen doch mal sein, dass wir dann gemeinsam überlegen: Wie gehen wir das an? Schon zweimal haben wir nach solchen Begegnungen dann ein Projekt gemacht, ein Ausstellungsprojekt.

TH: Also das heißt offen sein und gleichzeitig persönlich involviert und engagiert bleiben?

AR: Präsent bleiben und auch eine Haltung haben. Das ist für mich ganz zentral, denn das ist eines der großen Probleme: Man kriegt Einflussnahmen über die Politik, man kriegt Einflussnahmen über den Aufsichtsrat, Einflussnahmen vielleicht von Leuten, die wichtig erscheinen. Aber diese Einflussnahmen funktionieren grundsätzlich nicht, und bei mir schon gar nicht.

TH: Um welche Inhalte geht es denn bei diesen – versuchten – Einflussnahmen?

AR: Bestimmte Personen ausstellen und bestimmte Themen nicht spielen. Ja, wir haben gewisse Themen gemacht, und die Politik

kommt dann halt nicht. Wir haben zum Beispiel die Ausstellung über Roma und Sinti übernommen [*Romane Thana – Orte der Roma und Sinti*, Mai bis Oktober 2017], und das genau, nachdem hier diese Bettelverbote ausgesprochen worden waren. Da ist halt einfach kein Politiker gekommen, außer von den Grünen. Das wird boykottiert. Wir wollen auch ein Ort sein, wo kontroverse gesellschaftspolitische Debatten stattfinden können. Sei es zum Thema Stadtplanung und Raumordnung oder zur Politik und Zukunft des ORF Kultur. Wir sind als Museum ein Ort der Begegnung, ein Ort der Diskussion. Wir beziehen nicht selber Stellung, aber es muss möglich sein, dass hier offen gesprochen wird. Wenn wir das nicht mehr machen, wenn wir nur noch lustige Dinge oder nur noch schöne Sachen machen, dann sind wir, glaube ich, der falsche Ort.

TH: Ist man als Leiter eines Landesmuseums zwangsläufig auch in der politischen Sphäre tätig?

AR: Ist man. Es ist nicht zu vermeiden. Wobei ich sagen muss, bei uns in Vorarlberg ist die Politik weit weg von der Kultur. Die haben wirtschaftliche Interessen. Das merkt man auch bei den Unternehmen, wir haben auch keine Sponsoren, weil das ist in deren Augen Landesaufgabe, das Land soll das finanzieren. Die Leute, die Lust haben auf Museum, sollen dorthin gehen, aber sie wissen auch, dass es nicht wahlentscheidend ist. Und man kann der ÖVP in diesem Land auch keinen Vorwurf machen, sie haben das Museum um 34 Millionen neu gebaut, das ist schon mal was Herzeigbares. Aber sie sind weit weg davon, wir müssen den Landeshauptmann schon sehr betteln, dass er mal zu einer Eröffnung kommt. In anderen Bundesländern ist das ganz anders, da ist das völlig klar, dass der Landeshauptmann das macht, mit großem Auftritt. Bei uns ist er jetzt zweimal in den sechs Jahren gekommen: bei der Eröffnung und vor der letzten Wahl. Kann man aber auch positiv formulieren, es gibt keine wirkliche direkte politische Einflussnahme. Wenn, dann sind das eher so Interessensvertretungen, die dann über die zweite Ebene, die Beamtenebene, mal was laufen lassen.

TH: Aufmerksamkeit hat Ihre Arbeit zuletzt auch dadurch bekommen, dass Sie das Thema Migration im Haus als

separiertes Thema abgeschafft haben. Es ereignet sich vielmehr durchgängig, es findet an vielen Stellen selbstverständlich statt.

AR: Ja, das ist kein Thema mehr für uns. Vor allem haben wir diese Frage gelöst, indem wir Fatih Özçelik angestellt haben. Mit dem Tag war das Thema keines mehr. Weil es völlig klar war, dass es immer präsent ist. Wir hören ihn durch die Gänge gehen, alles, was er tut, er ist ein Netzwerker, er ist Kulturvermittler, er ist auch bei den Ausstellungen und in Forschungsprojekten mit dabei. Und er ist immer derjenige, der auch einen Kommentar abgeben kann, der auch europaweit vernetzt. Und ich habe ja gleich als Erstes aus der türkischen Community Kritik bekommen, die haben sich furchtbar aufgeregt. Weil wir da einen angestellt haben, der keinen akademischen Abschluss hat, der sein Studium abgebrochen hat. Aber ich möchte genau so jemanden haben, der dieses ganze Themenfeld mit einem großen Interesse, mit einem großen Sachverstand abdeckt und nicht ideologisch irgendwas verfolgt. Und damit haben wir dieses Thema abgeschafft, das passiert einfach und das ist super. Er hat ganz neue Bezüge, er geht mit den Imamen durchs Haus, er redet mit denen und bringt da Menschen und Themen einfach rein, die niemand von uns schaffen würde.

TH: Würde diese Notwendigkeit, separate Themen abzuschaffen, nicht auch für viele andere Bereiche und Kriterien gelten? Alter oder Geschlecht beispielsweise?

AR: Völlig richtig, zum Beispiel auch für Jugend. Völlig klar. Auch das Thema Alter ist ein Querschnittsthema, da sind wir derzeit dran. Wir sind in beiden Bereichen momentan dran, auch mit Projekten zu schauen, wie wir mal einen Ansatz finden, wir sind mit dem Seniorenbund im Gespräch. Ich möchte auch, dass wir oben einen Jugendraum schaffen. Da werden wir ein offenes Labor machen, ich möchte auch, dass wir als Mitarbeiter einfach mehr im Raum drin sind und – eben – auch diese Themen dann sozusagen abschaffen, dadurch, dass sie dann einfach immer da sind. Manches geht leichter und manches nicht so leicht. Denn wir sind immer abhängig von geeigneten Personen, ich kann ja die tollsten Konzepte und das meiste Geld haben, wenn ich nicht die Menschen dazu habe, nützt das nichts.

TH: Ich habe jetzt noch ein museologisches Reizthema: Medieneinsatz und Digitalisierung. Ich habe gesehen, dass es keine oder kaum Screens in diesem Museum gibt. Nur in der Eingangshalle, dem Atrium, wo es derzeit um die Kriegsverwendung von Kirchenglocken geht, dort ist eine Station mit Virtual-Reality-Brillen, mit denen man das Thema präsentiert bekommt.

AR: Ist aber Zufall! Diese Ausstellung war gar nicht so geplant. Man kann das mit der Virtual Reality (VR) mal ganz gut bringen, wenn es sich ergibt. Wir wollten eine Ausstellung zum Thema Glockenabnahmen, Glockengeschichten und Erster Weltkrieg machen und hatten Kontakt zu Thomas Felfer, einem Kollegen, der nach Brighton in England ging, um dort eine Dissertation zum Thema Glocken zu schreiben. Und wir dachten: Gut, wir haben dann die Ausstellung, schon klar, da werden wahrscheinlich hundert Seile runterhängen und an jedem Seil irgendeine Geschichte oder so, das wäre dann auch fürs Atrium sehr attraktiv geworden. Und auf einmal kommt Felfer in Brighton mit lauter Kollegen zusammen, die genau auf dem VR-Gebiet zu Hause sind. Und dann auf einmal erklärt er uns, er würde das gerne anders machen. Und dann muss man halt schlucken, dann habe ich mir gedacht, gut, wir wollten mit ihm das machen und dann müssen wir das auch zulassen. Das ist auch eine Chance an einem Ort, wo das Publikum solche Ansätze noch nicht so gut kennt. Anderswo würde es vielleicht nicht so gut funktionieren, aber unser Publikum können wir sehr wohl damit einmal holen. Die kriegen da mal einen neuen Einblick, mit relativ niedriger Schwelle, zum Ausprobieren. Und das ist genau auch unsere Haltung gewesen, wir schauen uns das an, wie das funktioniert, und es kann durchaus sein, dass es dann in einem zukünftigen Ausstellungsformat mal ein Element ist. Vielleicht gibt's da eine Folge, vielleicht will man da weiter was entwickeln, die haben vielleicht wieder eine Idee. Wir brauchen die Menschen, die sich damit beschäftigen, die das aus freien Stücken machen, denen will ich nicht im Weg stehen. Es war ein Testballon, genauso wie wir andere auch schon haben steigen lassen. *Sein und Mein* war ja eine reine Hör-Ausstellung, nur mit Sound-Duschen, für mich eine unglaublich schöne Ausstellung. Und Screens hatten wir jetzt gerade bei *Wacker im Krieg* als Startgeschichte, wo fünf Filme

den Ersten Weltkrieg brutal zeigen, großflächig, aber nur am Anfang, dann ging's in die Zeichnungen, in den Sibirischen Wald, um sich am Schluss in den Gemälden zu verirren. Also: Elemente dürfen das sein, das ist immer eine Form von Inszenierung. Wir haben ja viel Flachware, und diese dann mit Inszenierungen in den Raum zu bringen, halte ich schon für eine Stärke vom Museum, da können wir was leisten. Wir müssen jetzt mal eine digitale Strategie aufschreiben, aber die wird wahrscheinlich eine sehr offene sein. Im Sinne von: Wir forcieren es nicht. Wir haben auch gesehen, dass alles, was wir am Anfang mit viel Geld gemacht haben, das ist so schnell veraltet, das macht keinen Sinn. Wir alle wissen, dass die Kulturvermittlung unsere große Stärke ist. Also direkte Vermittlung ist unschlagbar, das muss man ganz klar sagen. Und darum bleiben diese ganzen technischen Möglichkeiten für mich eine Option, die stattfinden kann, aber nicht muss. Das muss von jemandem eingebracht werden, der sich da auskennt und dafür brennt, von unseren Kuratorinnen und Kuratoren ist keiner auf diesem Gebiet zu Hause, da würde ich das nie erwarten. Aber was ich erwarte, ist, dass sie sehr wohl in der Lage sind, ein Team mit zu begleiten, wo so was vorkommen kann. Und dann kommt's vor oder es kommt nicht vor.

TH: Wie sehen Sie die Stellung der Landesmuseen in Österreich insgesamt?

AR: Die Landesmuseen sind sehr unterschiedlich und haben ganz unterschiedliche Standards, teilweise schleppen sie extrem große Apparate mit sich herum, die einfach aus der Geschichte herkommen. In der Steiermark ist das so, das Gleiche gilt für Oberösterreich, auch für Tirol, das sind einfach sehr viele Leute, die auch zum Teil schon sehr, sehr lange dort arbeiten. Die kleineren Einrichtungen wie wir können da viel mehr bewegen, die sind wendiger. Allerdings bin ich auch nicht mit allem einverstanden, wenn man dann anfangen soll, Aufgaben der Kommunen zu übernehmen. Wir merken das ganz stark dadurch, dass die Architektur so offen ist. Einerseits ist diese offene Architektur ein Riesenvorteil, von dem wir profitieren, andererseits haben wir unten im Foyer und Cafébereich einfach auch Zulauf von Menschen, die psychische oder psychosoziale Schwierigkeiten haben. Zum Teil übernehmen wir da eine soziale Funktion.

Zudem haben wir bis 19 Jahre freien Eintritt, was auch grandios ist, sodass wir am Nachmittag zum Teil Jugendtreff sind. Oben im vierten Stock, der Panoramaraum wird dann von Jugendlichen bevölkert, die gerade chillen wollen. Sie besetzen das Haus, ohne dass sie da groß irgendeinen Anspruch haben, die Ausstellungen zu sehen. Finde ich schön. Das spricht auch für das Haus, wenn sie freiwillig kommen und nicht als Pflicht mit der Schule. Es sind insgesamt an die 90.000 Personen, die im Jahr zu uns kommen, das ist ja irre für eine kleine Seestadt von 27.000 Einwohnern. Ungefähr die Hälfte davon, so 45.000 bis 50.000 gehen in die Ausstellungsräume, und nochmal so viele bewegen sich unten im Café- und Foyerbereich. Eigentlich eine unglaublich tolle Zahl. Es zeigt: Das Museum ist auch ein öffentlicher Ort geworden.

Kunst- und Kulturvermittlung.

Zur Positionierung eines Arbeitsfeldes im Museum

Kaum ein Thema scheint die Geschichte der Kunst- und Kulturvermittlung länger zu begleiten als die Diskussion um ihre Arbeitsbedingungen und Vertragsverhältnisse in Museen. Seit der Etablierung von Vermittlungsabteilungen in den 1990er Jahren setzen sich selbstständige und angestellte VermittlerInnen für die Anerkennung und Verbesserung des Berufsfeldes ein. Nach wie vor haben sie meist eine marginalisierte Position innerhalb der Institution, verfügen oft über kein oder nur wenig Mitspracherecht in der inhaltlichen Gestaltung des Programms und arbeiten häufig unter unsicheren Arbeitsbedingungen und mit geringem Honorar. Oftmals aufgrund ökonomischer Interessen, nimmt die öffentliche Präsenz der Kunst- und Kulturvermittlung zu, hat bisher aber kaum zu einer Verbesserung der bestehenden Verhältnisse beigetragen. Im Gegenteil, so vermerkt die Kunsthistorikerin Lisa Spanier, zeigt sich, dass, „während Ansehen und Wichtigkeit der Bildungsarbeit offenkundig gewachsen sind, [...] sich die berufliche Situation des Vermittlungspersonals indessen verschlechtert zu haben [scheint].“¹

- 1 Lisa Spanier: Kunst- und Kulturvermittlung im Museum. Historie – Bestandsaufnahmen – Perspektiven. Düsseldorf 2014, S. 50. Statistische Aufzeichnungen über die Angestelltenverhältnisse von VermittlerInnen gibt es kaum. Einen groben Einblick in die personelle Entwicklung in Deutschland liefern statistische Erhebungen des Berliner Instituts für Museumsforschung, das zwischen 1987 und 2007 vier Erhebungen zu den Aktivitäten und dem Personalstand der Museumspädagogik in deutschen Museen durchgeführt hat. Vgl. Institut für Museumsforschung: Mitteilungen und Berichte aus dem Institut für Museumsforschung, <https://www.smb.museum/museen-und-einrichtungen/institut-fuer-museumsforschung/forschung/publikationen/mitteilungen-und-berichte-aus-dem-institut-fuer-museumsforschung.html> (Zugriff: 24.9.2018).

Meine Berufserfahrung als Kulturvermittlerin sowie mein aktives Engagement für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen von Kunst- und KulturvermittlerInnen führten mich zu der Auseinandersetzung mit der Diskrepanz zwischen hoher Bedeutung und geringer Wertschätzung jener MitarbeiterInnen im Museum. Sie bildet Ausgangslage und Antrieb der im Rahmen des Masterlehrgangs für Ausstellungstheorie und -praxis an der Universität für angewandte Kunst Wien verfassten Masterthesis *Über Kunst- und Kulturvermittlung sprechen. Ein Berufsfeld zwischen Prekarität und Kreativität.*²

Den theoretischen Rahmen bilden Positionen aus der kritischen Kunst- und Kulturvermittlung sowie der Prekaritäts- und Kreativitätsforschung. Eine methodisch-analytische Annäherung aus europäisch-ethnologischer Perspektive auf das Feld ermöglicht es, den Blick auf die alltägliche Erfahrung prekärer Arbeitsbedingungen von Betroffenen zu werfen. Es geht darum, zu verstehen, wie elf befragte Kunst- und KulturvermittlerInnen in Österreich und Deutschland ihre beruflichen Situationen wahrnehmen und wie sie sich innerhalb der Institution Museum positionieren. Wie beschreiben die VermittlerInnen ihren Arbeitsalltag? Was trägt, wenn nicht die Position und Anerkennung der Arbeit, zu einer Selbstvergewisserung der eigenen Person bzw. der Arbeit bei? Mein Interesse gilt dem „akteurspezifischen Handeln und Deuten“,³ dem Sprechen über Kunst- und Kulturvermittlung. Der Blick auf persönliche Sichtweisen, Erfahrungen, Meinungen und Einschätzungen soll in der Analyse ermöglichen, eigensinnige, möglicherweise auch widerständige Handlungsstrategien und Positionierungen sichtbar zu machen und nicht nur die Heteronomien des Arbeitsverhältnisses zu reproduzieren.⁴

- 2 Vgl. Raffaella Sulzner: *Über Kunst- und Kulturvermittlung sprechen. Ein Berufsfeld zwischen Prekarität und Kreativität*. Unveröff. Masterthesis, Wien 2018. Ziel und Anforderung der Masterthesis war es, ein Thema innerhalb des breiten Feldes der Ausstellungstheorie und -praxis zu wählen und sich diesem mithilfe einer wissenschaftlichen Fragestellung, eines Methoden- und Theoriegerüsts kritisch anzunähern. Neben der Aktualität und Relevanz des gewählten Themas war gefordert, die eigene Position innerhalb des Feldes zu reflektieren und sichtbar zu machen.
- 3 Esther Gajek: Lernen vom Feld. In: Christine Bischoff, Karoline Oelme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 53–70, hier S. 69.
- 4 Vgl. Ove Sutter: *Erzählte Prekarität. Autobiographische Verhandlungen immaterieller Arbeit*. Dissertation, Wien 2012, S. 103. Im dargestellten

Der vorliegende Text ist in drei Teile geteilt und gibt einen knappen Einblick in die im Rahmen der Masterthesis gewonnenen Ergebnisse. Der erste Abschnitt führt in die historische und gegenwärtige Arbeitssituation von Kunst- und KulturvermittlerInnen ein und positioniert diese innerhalb von Diskursen zu Prekarität und Kreativität. Im zweiten Teil kommen die InterviewpartnerInnen selbst zu Wort. Ihre Aussagen werden hinsichtlich oben genannter Fragestellungen besprochen. Ein finaler Ausblick soll die nach wie vor bestehenden hierarchischen Verhältnisse unterstreichen und zu einer Bewegung von „unten“ ermutigen.

Zur Situation von VermittlerInnen im Museum: Arbeiten zwischen Kreativität und Prekarität

Auf die Kritik an Distinktions- und Exklusionsmechanismen von Museen in den 1960er Jahren folgte die Forderung nach einer Kultur für alle.⁵ „Kulturinstitutionen sind seitdem prinzipiell aufgefordert, ihre eigenen Exklusionsmechanismen zu reflektieren [...] – z. B. durch die Einrichtung pädagogischer Dienste“,⁶ konstatiert die Künstlerin und Kulturvermittlerin Carmen Mörsch. Mit der Öffnung und dem Wunsch nach der Demokratisierung von Museen wurden Kunst- und KulturvermittlerInnen zu zentralen, zumeist temporär beschäftigten Akteuren. Die sich nur langsam etablierende Institutionalisierung des Berufsfeldes trug dazu bei, dass sich „die Theoriebildung im Bereich der Kunstvermittlung genauso wie die Entwicklung eines professionellen Selbstverständnisses und einer Kriteriendiskussion“⁷ nur

Fallbeispiel ermöglichte das Sprechen über die eigene Tätigkeit im Museum eine Reflexion der eigenen Position innerhalb der Institution. Dabei geäußerte Erkenntnisse, Forderungen und Wünsche wurden in der Arbeit sichtbar gemacht und mündeten schließlich in ein von der Autorin verfasstes Plädoyer zur Neupositionierung der Kunst- und Kulturvermittlung innerhalb von Museen. Vgl. Sulzner (wie Anm. 2).

- 5 Vgl. Hilmar Hoffmann: *Kultur für alle. Perspektiven und Modelle*. Frankfurt am Main 1979.
- 6 Carmen Mörsch: *Am Kreuzungspunkt von vier Diskursen: Die documenta 12 Vermittlung zwischen Affirmation, Reproduktion, Dekonstruktion und Transformation*. In: Carmen Mörsch (Hg.): *Kunstvermittlung 2. Zwischen kritischer Praxis und Dienstleistung auf der documenta 12*. Ergebnisse eines Forschungsprojekts. Zürich 2009, S. 9–33, hier S. 18.
- 7 Ebd., S. 16.

langsam herausbilden konnte. Darauf verweisen auch die bis heute bestehende Debatte um die Berufsbezeichnung und die erst teilweise entstehenden Berufsdefinitionen.

Die Relevanz einer wiederholten Auseinandersetzung mit der Thematik zeigen aktuelle Initiativen und Stellungnahmen, die zu einer Stärkung der Kunst- und Kulturvermittlung in Museen und zu einer Verbesserung der Arbeitsverhältnisse der Berufsgruppe beitragen möchten. Der deutsche Bundesverband Museumspädagogik e.V. positionierte sich gemeinsam mit dem Deutschen Museumsbund und dem Bundesverband freier Kulturwissenschaftler e.V. im Oktober 2017 mit einem Memorandum zur Situation der Vermittlungsarbeit in Museen.⁸ Darin regen die Unterzeichnenden vor allem hinsichtlich rechtlicher Grundlagen dazu an, „neue Modelle der Beschäftigung oder Beauftragung von Personen in der Vermittlungsarbeit zu entwickeln und damit auch die Art der Zusammenarbeit zwischen Institution und Vermittlungspersonal zu überdenken“.⁹ Die Vorsitzende des deutschen Bundesverbandes Museumspädagogik Anja Hoffmann fordert, die gegenwärtige Entwicklung der Museumspädagogik als eine zentrale „museale Querschnittsaufgabe“¹⁰ wahrzunehmen. Sie plädiert für einen zunehmenden Umbau personeller Strukturen in Museen, um feste Planstellen im Bereich Bildung und Vermittlung vor allem in den größeren Museen zu etablieren. Zudem sollten klarere Kriterien für die Anstellung von MuseumspädagogInnen festgelegt sowie freiberuflich Tätige für ihre Arbeit honoriert werden.¹¹

Die Soziologin Carola Möller definiert vier Kriterien, über die sich prekäre Arbeit definieren lässt: „die Dauer des Arbeitsverhältnisses, die tarifrechtliche Einbindung, die sozialversicherungs-

8 Vgl. Bundesverband Museumspädagogik e.V., Deutscher Museumsbund, Bundesverband freier Kulturwissenschaftler e.V.: Memorandum zur Situation der Vermittlungsarbeit im Museum, 2017, <https://www.museumsbund.de/wp-content/uploads/2017/12/memorandum-museen-scheinselbststaendigkeit-17-okt.pdf> (Zugriff: 13.08.2017).

9 Ebd. (Zugriff: 13.08.2017).

10 Anja Hoffmann: 25 Jahre Bundesverband Museumspädagogik – Qualität für Bildung und Vermittlung in Museen. In: Beatrix Commandeur, Hannelore Kunz-Ott, Karin Schad (Hg.): Handbuch Museumspädagogik. Kulturelle Bildung in Museen. München 2016, S. 17–20, hier S. 17.

11 Vgl. ebd., S. 19.

rechtliche Einbindung und die Existenzsicherung“.¹² Darüber hinaus hat sich in den Gesprächen mit MitarbeiterInnen von Kunst- und Kulturvermittlungsabteilungen gezeigt, dass neben der materiellen Vergütung insbesondere auch die emotionale Komponente, die Wahrnehmung und Anerkennung der eigenen Tätigkeit, zentraler Bestandteil der Beschreibung prekärer Arbeitsverhältnisse ist. Der Kulturwissenschaftler Manfred Seifert plädiert dafür, den Blick auf das Empfinden von Prekarität zu werfen. Er spricht von den „Realfaktoren der persönlichen Lebensführung“, die sich höchst unterschiedlich gestalten.¹³ Wie sich prekäre Arbeitsverhältnisse auswirken können, zeigt Seifert anhand von vier Dimensionen: Auf der materiell-produktiven Ebene ist prekäre Arbeit nicht existenzsichernd; mit Blick auf Zeit und Raum lässt sie keinen längerfristigen Lebensentwurf zu; auf der sozial-kommunikativen Ebene verhindert sie einen gleichberechtigten Zugang zu sozialen Netzwerken; und hinsichtlich der rechtlichen Dimension schließt sie ArbeitnehmerInnen aus den institutionell verankerten Rechten und Partizipationschancen aus.¹⁴

Der Österreichische Verband der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen reagierte bereits bei seiner Gründung 1991 auf die unsicheren Arbeitsverhältnisse mit einer Honorarsatzempfehlung für selbstständige Kunst- und Kulturvermittelnde, die mittlerweile um eine Empfehlung zur gleichwertigen Anstellung von KulturvermittlerInnen und KuratorInnen¹⁵ erweitert wurde und zudem auf die sozialversicherungsrechtliche Grauzone nichtangestell-

- 12 Carola Möller: Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung – das Einfallstor zur Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse. In: Jürgen Friedrichs (Hg.): Technik und sozialer Wandel. 23. Deutscher Soziologentag 1986. Opladen 1986, S. 123–126, hier S. 124.
- 13 Vgl. Manfred Seifert: Prekarisierung der Arbeits- und Lebenswelt. Kulturwissenschaftliche Reflexionen zu Karriere und Potenzial eines Interpretationsansatzes. In: Irene Götz, Barbara Lemberger (Hg.): Prekär arbeiten, prekär leben. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf ein gesellschaftliches Phänomen. Frankfurt am Main, New York 2009, S. 31–54, hier S. 44.
- 14 Vgl. ebd., S. 34–38.
- 15 Das Historische Museum Frankfurt hat die Angleichung zwischen angestellten KuratorInnen und VermittlerInnen bereits in den 1970er Jahren vorgenommen, sodass im Organigramm der Institution Bildung und Vermittlung unter der Rubrik „Kuratorinnen & Kuratoren“ eine Kuratorin für Bildung und Vermittlung zu finden ist. Vgl. <https://www.historisches-museum-frankfurt.de/de/ueberuns> (Zugriff: 23.9.2018).

ter VermittlerInnen verweist. Nach länger verfolgten Bestrebungen verabschiedete der Verband im Oktober 2017 zudem ein kollektiv verfasstes Berufsbild, das zu einer Verbesserung der Position der KulturvermittlerInnen beitragen soll. Mehr noch als eine Referenzmaßnahme lässt sich das Berufsbild als Profil für die zukünftige Arbeit in der Kunst- und Kulturvermittlung verstehen. Es sieht beispielsweise vor, dass KulturvermittlerInnen „die kritische Auseinandersetzung mit musealen und gesellschaftspolitischen Fragestellungen“ fördern sollen. Gemäß diesem Berufsbild arbeiten sie „an der Programmierung und inhaltlichen Ausrichtung der Institution mit“, sie „recherchieren, selektieren und interpretieren [Inhalte] auf Basis aktueller Forschungserkenntnisse“. Ihre Arbeit wird auch als eine kuratorische Tätigkeit wahrgenommen, die sich in der Setzung eigener Programmschwerpunkte wiederfindet.¹⁶

Seifert schlägt vor, Prekarität als einen relationalen Begriff zu verstehen, dessen „Aussagekraft von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards abhäng[t]“.¹⁷ Mit den Kulturwissenschaftlerinnen Irene Götz und Barbara Lemberger sollen die „Prekarisierungsprozesse‘ in ihren verschiedenen sozialen, politischen, ökonomischen, historischen und subjektiven Figurationen [beleuchtet werden und] sowohl in ihren Strukturen als auch aus subjektiven Haltungen“¹⁸ heraus verstanden werden. Hilfreich erscheint es hier zudem, den von Götz und Lemberger verwendeten Begriff der Kreativität heranzuziehen. Mit Blick auf die konkrete Praxis zeigen die Kulturwissenschaftlerinnen, dass Kreativität auch im Rahmen prekärer Arbeitsbedingungen unterschiedliche Bedeutungen, Wahrnehmungen und Zuschreibungen erhält.¹⁹ Sie sprechen von der „Janusköpfigkeit der ‚Kreativität‘“. Mit dieser Formulierung wollen sie aufzeigen, dass Kreativität in prekären Arbeitsverhältnissen als mögliche „aktive widerständige Praxis der Gestaltung von solchen prekären Verhält-

16 Vgl. Österreichischer Verband der KulturvermittlerInnen, Berufsbild Kulturvermittlung, 11.10.2017, <http://www.kulturvermittlerinnen.at/kulturvermittlung/> (Zugriff: 23.9.2018).

17 In: Dies., S. 38.

18 Irene Götz, Barbara Lemberger: Prekär arbeiten, prekär leben. Einige Überlegungen zur Einführung. In: Dies. (wie Anm. 13), S. 7–28, hier S. 11.

19 Vgl. ebd., S. 15.

nissen“ handlungsaktivierend wirken kann. Sie weisen darauf hin, dass „objektivierte prekäre Arbeits- und Lebensformen aus der Erfahrungsperspektive der Akteure überhaupt nicht als prekär, sondern vielmehr als Möglichkeitsraum für freigesetztes Kreativitätspotenzial verstanden werden“.²⁰ Diese dadurch entstehende Form der Selbstregulierung birgt eine Ambivalenz in sich, die sich zwischen Abhängigkeit und Selbstständigkeit manifestiert.

Die Kunst- und KulturvermittlerInnen einer Institution stehen meist in keinem gänzlich freien Dienstverhältnis. Eine freie Mitarbeit würde voraussetzen, dass sowohl die Inhalte und der Zeitpunkt der Vermittlung als auch die Art und Weise der Durchführung von den VermittlerInnen selbst gewählt werden können. Die Mitarbeit in einer Abteilung für Kunst- und Kulturvermittlung bringt real aber viele Abhängigkeiten mit sich. Inhalte und Workshop-Abläufe sind häufig von der Institution vorgegeben. Die Zeiteinteilung ist nur bedingt flexibel, wenn man sich an die vorgegebenen Zeiten halten muss. Diese Form der Scheinselbstständigkeit birgt gewisse Konfliktmomente, die sich aus der durch das Arbeitsverhältnis eingegangenen Abhängigkeit zwischen KulturvermittlerIn und Museum ergeben. Ist es zum einen Auftrag der freien MitarbeiterInnen, die an sie herangetragene Inhalte und Methoden zu vermitteln, besitzen sie zum anderen „weder Aussicht auf Eingliederung in den Museumsbetrieb noch auf Gleichstellung mit dem wissenschaftlichen Personal oder Möglichkeiten zur Einflussnahme auf die übrigen Bereiche des Hauses“.²¹ Eine Anstellung im Bereich der Kulturvermittlung führe hingegen, so argumentiert Carmen Mörsch, „in vielen Fällen zu einem Qualitätszuwachs der Vermittlung, da auf Basis von mehr Zeit- und Geldressourcen bessere Arbeit geleistet werden kann“.²²

Wie eine museumsinterne Anstellung der VermittlerInnen aussehen könnte, zeigt die Kulturvermittlerin Wencke Maderbacher. Als stellvertretende Abteilungsleiterin der Wissensvermittlung am Technischen Museum Wien entwickelte sie das Praxishandbuch *Kulturfairmitteln*, eine Anleitung zur Anstellung eines Kulturver-

20 Ebd., S. 16.

21 Spanier (wie Anm. 1), S. 51.

22 Carmen Mörsch: Zeit für Vermittlung. Eine Online-Publikation zur Kulturvermittlung. Zürich 2013, <http://www.kultur-vermittlung.ch/zeit-fuer-vermittlung/v1/?m=7&m2=2&lang=d> (Zugriff: 14.4.2018).

mittlungs-Teams. Darin beschreibt sie den Prozess der Anstellung der KulturvermittlerInnen im Technischen Museum Wien 2010 und stellt das Anstellungsverhältnis sowie die dadurch notwendige Neuorganisation der Abteilung dar.²³

Eine Anstellung sei insofern aber auch mit Vorsicht zu betrachten, da sie in manchen Institutionen auch Einschränkungen nach sich ziehe. Dies veranschaulicht folgendes Beispiel:

Marianne Guarino-Huet und Olivier Desvoignes, die seit 2005 unter dem Namen „microsilons“ an der Schnittstelle zwischen Kunst und Vermittlung zusammenarbeiten, haben zahlreiche Kunstvermittlungsprojekte am Centre d’Art Contemporain Genève entwickelt. Nach drei Jahren wurden sie schließlich angestellt und begründeten am Centre eine zuvor noch nicht vorhandene Kunstvermittlungsabteilung. Sie verstehen Vermittlung als einen Weg, neben dem „institutionellen Diskurs einen selbstständigen Diskurs“ zu etablieren. Allerdings, so schreiben sie, solle man nicht zu naiv sein – diese Autonomie habe Grenzen: Weder dulde die Institution frontale Kritik, noch könne der Diskurs der KuratorInnen in Frage gestellt werden. Wenn man als KunstvermittlerIn in einer Institution arbeitet, würden diese Grenzen stillschweigend akzeptiert. Um sich methodisch und inhaltlich im Rahmen der eigenen Tätigkeit weiterzuentwickeln, stellen microsilons für ihre Vermittlungspraxis fest, sei es notwendig, Forschung und Praxis zu verbinden und dabei sich ständig selbst zu überprüfen und zu adaptieren.²⁴

Die Forderung nach einer veränderten Position der Vermittlung wirft Fragen innerhalb der Institution und meist auch bei den Mitarbeitenden selbst auf. Was bedeutet es konkret, mehr Mitsprache in der Institution zu haben? Was ist der Wert von Kulturvermittlung, was ihre Aufgabe und ihre Bereicherung für die Institution? Wofür braucht eine Institution VermittlerInnen und was können sie einbringen, wofür andere Akteure im Museum nicht zuständig sind?

23 Vgl. Wencke Maderbacher: *Kulturfair*mitteln. Praxishandbuch Anstellung eines Kulturvermittlungs-Teams. Wien 2015, S. 13–25.

24 Vgl. Helen Baumann, Lea Fröhlicher, *microsilons: The Revolution will not be televised. Amateurvideos von 8mm bis 2.0*. In: Carmen Mörsch, Bernadette Settele (Hg.): *Kunstvermittlung in Transformation. Perspektiven und Ergebnisse eines Forschungsprojekts*. Zürich 2012, S. 128–142, hier S. 128–129.

Was bedeutet es für Museen, wenn sie für sich beanspruchen, eine Bildungsinstitution zu sein?

Kunst- und Kulturvermittlung als kritische Praxis zu verstehen, bedeutet, hegemoniale Wissensproduktionen im Museum und die Frage danach, wer das Recht hat, für wen zu sprechen und wem eine Stimme zu geben, stets zu überprüfen.²⁵ Mit Begriffen wie Partizipation und Co-Creation halten die Auseinandersetzungen in der Vermittlungstheorie im Museum Einzug und tragen maßgeblich zu einer Herausbildung kritischer museumspädagogischer Ansätze bei. Carmen Mörsch spricht dabei von KulturvermittlerInnen, die in Bezug auf jene Bildung, die im Museum stattfindet, ein Bewusstsein gegenüber den bestehenden Wissenshierarchien und Machtverhältnissen haben und sich dazu positionieren. Das schließt eine antirassistische und antisexistische Haltung sowie Offenheit für Auseinandersetzungen und Kontroversen mit ein. Wenn nicht bereits von der Institution eingehalten, sei es ihre Aufgabe, Gegen-erzählungen aufzuzeigen, Lücken und Widersprüche zu thematisieren, Inklusions- und Exklusionsmechanismen zu reflektieren und nicht zuletzt institutionelle Strukturen und Praktiken selbst in den Blick zu nehmen.²⁶

Die Kunst- und KulturvermittlerInnen in Österreich verstanden ihre Tätigkeit seit Beginn ihrer Etablierung in den 1990er Jahren als institutionskritisch, was mitunter auch an der Namensgebung freier VermittlerInnenkollektive wie dem StörDienst²⁷ sichtbar wird.²⁸

25 Vgl. schnittpunkt – Beatrice Jaschke, Charlotte Martinz-Turek, Nora Sternfeld (Hg.): *Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen*. Wien 2005.

26 Vgl. Mörsch (wie Anm. 6), S. 20–21.

27 Der Name StörDienst entstand nach einem Hinweis des interimistischen Museumsdirektors an die BesucherInnen, dass sie sich durch die museumspädagogischen Programme in den Ausstellungsräumen nicht gestört fühlen sollen. Vgl. Claudia Ehgarter, Ivan Jurica: *Die Grenze der zeitgenössischen institutionellen Kunstvermittlung ist die Institution selbst*. In: Beatrice Jaschke, Nora Sternfeld (Hg.): *educational turn. Handlungsräume in der Kunst- und Kulturvermittlung*. Wien, Berlin 2012, S. 147–152, hier S. 148.

28 Vgl. Renate Höllwart: *Entwicklungslinien der Kunst- und Kulturvermittlung*. In: ARGE schnittpunkt (Hg.): *Handbuch der Ausstellungstheorie und -praxis*. Wien, Köln, Weimar 2013, S. 41; vgl. Karin Schneider: *Der StörDienst und – seine Geschichte*. In: *Arbeitsgemeinschaft deutscher Kunstvereine (AdKV) (Hg.): Dokumentation der Tagung*

Die Vermittlungsabteilung des Weltkulturenmuseums in Frankfurt hat sich seit 2014 die Aufgabe gestellt, gemeinsam mit dem Institute for Art Education an der Zürcher Hochschule der Künste, der Kulturtheoretikerin und Künstlerin Belinda Kazeem-Kamiński und dem Kunst- und Medienwissenschaftler und Kunstvermittler Stephan Fürstenberg die eigene Ausstellungsvermittlung zu reflektieren. Der Anspruch war, sich Formen musealer Repräsentation im ethnologischen Museum zu widmen und die eigene Praxis dahingehend zu befragen. Die beiden leitenden Kunst- und Kulturvermittlerinnen im Weltkulturenmuseum, Stephanie Endter und Carolin Rothmund, plädieren dafür, dass diese Diskussionen mit den VermittlerInnen intensiv geführt werden sollten, „müssen [sie] doch in diesen Auseinandersetzungen Stellung beziehen“.²⁹ Sie verstehen die Kunst- und Kulturvermittlung als Feld, in dem die Vernachlässigung des Aufzeigens von „historischen Fakten über Kolonialismus, Konstruktion von Fremdheit, aber auch Wissen über Widerstandsbewegungen und Source Communities“³⁰ 118 thematisiert werden kann. Die bestehenden Verhältnisse sollten Kulturvermittlung zudem dazu anregen, die eigenen Produktionsbedingungen kritisch in Frage zu stellen.

Das Verständnis von Bildung und die damit in Zusammenhang stehende Aufgabe von Kunst- und KulturvermittlerInnen im Museum unterliegen damit seit einiger Zeit einem Transformationsprozess. Die Kunsthistorikerin Irit Rogoff besetzt Bildung mit neuen Parametern und plädiert dafür, dazu überzugehen, Bildung nicht nur als notwendig zu verstehen, sondern vielmehr als dringlich wahrzunehmen. „Die Notwendigkeit“, schreibt Rogoff, „ist immer eine Reaktion auf staatliche Vorgaben [...]. Dringlichkeit hingegen handelt von der Möglichkeit, für uns selbst ein Verständnis davon hervorzubringen, was die entscheidenden Themen sind, sodass diese

„Kunstvermittlung zwischen partizipatorischen Kunstprojekten und interaktiven Kunstaktionen“. Berlin 2002, S. 52–55.

29 Stephanie Endter, Carolin Rothmund: „Irgendwas zu Afrika“. Im Spannungsfeld von Erwartungen, Strukturen und der eigenen Haltung. In: Dies. (Hg.): „Irgendwas zu Afrika“. Herausforderungen der Vermittlung am Weltkulturen Museum Frankfurt am Main. Bielefeld 2015, S. 4–21, hier S. 5.

30 Ebd.

zu Kräften des Antriebs werden“.³¹ Wenn Bildung herausfordern soll, dann nicht, indem sie in Opposition geht, sondern indem sie andere Wege aufzeigt:³² „Wenn *education* ein Freisetzen unserer Energien sein kann, von dem, was abgelehnt werden muss, zu dem, was imaginiert werden kann, oder zumindest für eine Art von Verhandlung davon, dann haben wir möglicherweise eine *education*, die mehr ist“.³³ Die Institutionen müssen also beginnen, von der Vermittlung zu lernen. Das führt mitunter dazu, so Carmen Mörsch, dass kritische Kunst- und KulturvermittlerInnen „nicht ausschließlich beliebt sind“ unter ihren KollegInnen. Sie verweist dabei auf die feministische Theoretikerin Sara Ahmed, die den Begriff der „feminist killjoys“³⁴ geprägt hat, der jene, wie Mörsch schreibt, „MiesmacherInnen oder SpaßverderberInnen“ gut beschreibe.³⁵ Darf kritische Kunst- und Kulturvermittlung also keinen Spaß machen? Die Aufgabe kritischer Kunst- und Kulturvermittlung, so Carmen Mörsch, sei es, Handlungsalternativen zu entwerfen, „nicht zuletzt, um am Ende doch zu einem Glücksmoment, zu einem Neu-Denken und Neu-Erfahren von Vergnügen, von Lust an der Sache zu kommen“.³⁶

Über Kunst- und Kulturvermittlung sprechen

Für die Reflexion der eigenen Vermittlungspraxis bleibt vielen VermittlerInnen meist wenig Zeit im Arbeitsalltag. Deshalb scheint das Sprechen über die eigenen Arbeitsverhältnisse, so haben die von mir geführten Interviews mit Kunst- und KulturvermittlerInnen gezeigt, relevant, um Selbstbilder und individuelle Handlungsstrategien sichtbar zu machen. Über sich selbst und die eigenen Arbeitsbedingungen zu sprechen, so schreiben die Medizinerin und Psychologin Gabriele Lucius-Hoene und der Linguist Arnulf Deppermann, ermögliche

31 Irit Rogoff: Wenden. In: Jaschke, Sternfeld (wie Anm. 27), S. 27–54, hier S. 41–42.

32 Ebd., S. 43.

33 Ebd.

34 Vgl. Sara Ahmed: *The promise of happiness*. North Carolina 2010.

35 Vgl. Carmen Mörsch: Sich selbst widersprechen. Kunstvermittlung als kritische Praxis innerhalb des *educational turn in curating*. In: Jaschke, Sternfeld (wie Anm. 27), S. 55–78, hier S. 66.

36 Ebd., S. 67.

es, das Erlebte im Erzählen noch einmal zu reflektieren und neu zu bewerten.³⁷ Die Soziologin und Sozialpsychologin Frigga Haug plädiert dafür, den Blick auf die subjektive Erfahrung zu werfen und darauf, wie Personen mit dieser Erfahrung umgehen. Haug schlägt vor, „die Bedingungen als von Menschen gemachte, also als veränderbare und historisch zu rekonstruierende zu untersuchen; die Menschen als Gestalter ihrer Leben subjektiv, von ihrem Denken, Fühlen und Wollen her zu fassen, wenngleich diese Lebensgestaltung wiederum durch die von Menschen erzeugten Umstände vielfältig fremd und verstellt sind“.³⁸

Die Interviews mit den Kunst- und KulturvermittlerInnen führte ich an den jeweiligen Museen, weil sie eine vertraute Umgebung darstellen und das Sprechen über Arbeit am Arbeitsort eine routinierte Praxis ist. Gleichzeitig muss sie aber auch mit Vorsicht betrachtet werden, denn diese Umgebung fördert Narrative, die sich im Austausch mit KollegInnen in den Arbeitsalltag der Institution eingeschrieben haben.

In den Gesprächen wurde zudem sichtbar, wo sich die InterviewpartnerInnen innerhalb der Institution verorten. Das Sprechen über die bestehenden Verhältnisse hatte zur Folge, dass zuvor Türen geschlossen wurden, ich gebeten wurde, das Gesagte nicht für meine Arbeit zu verwenden, eine Erzählung im Flüsterton fortgesetzt oder erst nach Abschalten des Aufnahmegerätes begonnen wurde. Im Sprechen über die eigenen Arbeitsverhältnisse formulierten die VermittlerInnen institutionelle Mechanismen des Ausschlusses und der Benachteiligung und begannen diese zu reflektieren.

Zur Verdeutlichung möchte ich im Folgenden zwei Beispiele anführen.

Sabine ist 52 Jahre alt und arbeitet seit 2013 als Kulturvermittlerin in einem Museum in einer österreichischen Gemeinde im ländlichen Raum. Sie hat eine Ausbildung zur Druckstufentechnikerin absolviert und ist neben ihrer geringfügigen Anstellung im Museum

37 Vgl. Gabriele Lucius-Hoene, Arnulf Deppermann: *Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews*. Leverkusen 2004, S. 149.

38 Vgl. Frigga Haug: *Zum Verhältnis von Erfahrung und Theorie in subjektwissenschaftlicher Forschung*. In: *Forum Kritische Psychologie* 47. Hamburg 2004, S. 56–72, hier S. 57.

noch im Bereich des Freiwilligenmanagements tätig. Darüber hinaus bietet sie selbstständig Führungen im öffentlichen Raum an. Sie identifiziert sich sehr stark mit ihrer Tätigkeit als Kulturvermittlerin. Trotz einer Weiterbildung im Bereich Museologie, kann das Museum ihr jedoch keine besseren Arbeitsbedingungen ermöglichen. Sabines Erzählung verweist darauf, dass – wie oben skizziert – das Wahrnehmen der eigenen Prekarität nicht immer ausschlaggebend dafür ist, ob Betroffene ihre Arbeitssituation als prekär empfinden.

„Ich bin auch nicht so zufrieden. Mir wäre es am liebsten, ich hätte einen Job, den hätte ich hier und wäre zu 50 bis 60 Prozent angestellt. Das geht aber einfach nicht, weil wir einfach, uns fehlen einfach die finanziellen Ressourcen. Ich hätte gerne auch einen besseren Stundenlohn. Das ist etwas, das kann sich entwickeln. [...] Ich hätte gerne alles anders und ich hätte auch gern mehr strukturiert und ich hätte gerne auch bessere Bezahlung und ich weiß, dass die Kulturvermittlerinnen allgemein überhaupt nicht, also in anderen Museen auch nicht, gut angestellt sind. Aber irgendwo ist es eine Arbeit, die, also man nimmt das alles in Kauf, weil das eine Arbeit ist, die einem unglaublich viel zurückgibt. [...] Ich möchte einen anderen Beruf sehen, wo man das hat, wo man das bekommt, was man in so einem Job kriegt.“³⁹

Sabine kann ihre Arbeitssituation annehmen, weil sie die direkte Rückmeldung der BesucherInnen als sehr wertvoll empfindet und sie als Kulturvermittlerin in der Institution sehr starken Rückhalt und große Anerkennung von Seiten der Direktion erhält. Sie hat zudem die Möglichkeit, ihre Vermittlungstätigkeit im Rahmen der gezeigten Ausstellungen frei zu gestalten und durchzuführen. Das Einlesen und Recherchieren geht dabei oft über das Stundenausmaß der geringfügigen Beschäftigung hinaus. Die Möglichkeit der dauerhaften Weiterbildung empfindet sie jedoch als eine positive Qualität ihrer beruflichen Tätigkeit.

Demgegenüber steht eine Erzählung von Jana. Sie bezeichnet sich auf Basis ihrer Ausbildung als Kunstpädagogin. Jana ist 36 Jahre alt und arbeitet seit einigen Jahren unter anderem als Kulturver-

39 Interview mit Sabine, 18.1.2018, S. 14.

mittlerin in unterschiedlichen Museen. Seit Herbst 2017 ist sie neben ihrem Lehrauftrag an der Universität als freie Vermittlerin in einem Museum in einer größeren deutschen Stadt tätig. Jana hat Kunstpädagogik, Psychologie, Portugiesisch und Soziologie studiert und absolvierte ein Volontariat im kuratorischen Bereich mit einem Schwerpunkt auf Migration und kulturelle Vielfalt. Jana empfindet ihre Arbeit dann als prekär, wenn sie in der eigenen Institution keine Anerkennung dafür erfährt oder gar nicht erst gesehen wird. Deutlich wird dies an ihrer Erzählung über die Einladungspolitik bei den Weihnachtsfeiern.

„Zum Beispiel wurden die freien Mitarbeiterinnen in der Vergangenheit nie zu den Weihnachtsfeiern eingeladen. Das war jetzt, glaube ich, das erste Mal. [...] Und natürlich haben die [anderen MitarbeiterInnen des Museums] das dann auch nicht so auf dem Schirm, dass es uns gibt, so quasi, und wofür wir auch da sind vielleicht.“⁴⁰

Die Arbeitsrealität von selbstständigen, aber auch angestellten VermittlerInnen ist immer noch häufig geprägt von der Unsichtbarkeit ihrer Tätigkeit sowie auch der Unsichtbarkeit in den Sozialräumen der Institution. Meist drückt sich im Erzählen der VermittlerInnen über ihre Arbeit im Museum ein Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit aus. Im Gegensatz zu vielen MitarbeiterInnen im Museum haben nichtangestellte Kunst- und KulturvermittlerInnen nur selten eigene Büroräume und nehmen nicht an abteilungsübergreifenden Besprechungen teil. Vorbereitende Tätigkeiten und Konzeptarbeit werden häufig an einem privaten Arbeitsplatz durchgeführt. Ihr Arbeitsplatz im Museum beschränkt sich meist auf die Ausstellungs- und Workshop-Räumlichkeiten. Der lediglich auf die Zeit der Durchführung beschränkte Entgelt lässt kaum soziale Zeiträume zum Kennenlernen der angestellten KollegInnen in der Institution oder Pausen an der Kaffeemaschine zu. Viele der befragten InterviewpartnerInnen gehen zudem mehreren Jobs gleichzeitig nach und müssen nach Durchführung ihres Programms direkt zum nächsten Arbeitsort.

40 Interview mit Jana, 25.1.2018, S. 11.

Ausblick

Im Herbst 2017 begleiten eine Kuratorin und eine Kulturvermittlerin gemeinsam BesucherInnen durch das Museum. Die Kuratorin stellt sich der Gruppe vor. Sie nennt ihren Namen, ihre Position und ihre Zuständigkeit. Sie stellt daraufhin auch die Kulturvermittlerin vor. Sie nennt deren Namen, deren Position und deren Zuständigkeit: „Sie ist ja leider nur Kulturvermittlerin, aber sie macht das sehr gut.“ Die verbale Abwertung der Position der Vermittlerin zeigt: Es ist nach wie vor keine Selbstverständlichkeit, dass freie oder angestellte Kunst- und KulturvermittlerInnen als gleichwertige KollegInnen wahrgenommen werden.

Eine Frage, die ich allen InterviewpartnerInnen gestellt habe, war jene nach ihren Wünschen für die Zukunft der Arbeit als Kunst- und KulturvermittlerIn. Die Anliegen umfassen Forderungen auf struktureller Ebene, wie bessere Arbeitsbedingungen, ein geregeltes Einkommen und die Möglichkeit, weniger alleine und mehr im Team zu arbeiten. Weitreichender sind die Bedürfnisse auf symbolischer Ebene. Hier geht es um mehr Anerkennung und Wertschätzung für die Arbeit, die Möglichkeit einer gleichwertigen Zusammenarbeit innerhalb des Museums und eines wertfreien Austauschs mit KollegInnen, Sichtbarkeit, ein Miteinander statt eines Gegeneinanders sowie die Freiheit, im Arbeitsalltag eigenständiger denken zu können.

In den Gesprächen äußerten und reflektierten die InterviewpartnerInnen, womit sie nicht einverstanden sind und was sie gerne ändern möchten. Frigga Haug plädiert dafür, zunächst die „Produktionsverhältnisse“ der eigenen Tätigkeit in Frage zu stellen. Erst wenn diese erkannt werden, kann ein Wandel stattfinden kann.⁴¹ Gestaltung von Welt, so Haug, werde nicht aus dem „Standpunkt der Sieger“, sondern aus dem „Standpunkt der Unterdrückten“ heraus möglich. Die Veränderung von bestehenden Verhältnissen setzt jedoch voraus, „dass die einzelnen sich als Teil dieser Verhältnisse wahrnehmen und erkennen“.⁴²

41 Vgl. Beate Hausbichler: Frigga Haug, „Feminismus muss eine Vision haben“. Interview in *dieStandard.at*, 8.3.2018, <https://derstandard.at/2000075534312/Frigga-Haug-Feminismus-muss-eine-Vision-haben> (Zugriff: 10.5.2018).

42 Haug (wie Anm. 37), S. 59.

Ferdinand Fexer und sein Haustheater

Aus dem Nachlass des Wiener Lehrers Ferdinand Fexer (1895–1968) bekam das Volkskundemuseum Wien Anfang 2018 eine Miniaturtheaterbühne mit Marionetten angeboten. Das an das Museum übergebene Konvolut umfasst eine Holzbühne mit Versenkung, 102 Kulissenteile, 36 von Fexer eigenhändig angefertigte Ton-Marionetten sowie eine Vielzahl an Requisiten und Kleinteilen in einer Kohlenkiste.¹ (Abb. 1)

Ausschlaggebend für die Aufnahme eines weiteren Papiertheaters in die Sammlungen des Volkskundemuseums war die besondere Geschichte dieses Bestandes. Durch diese ist es weit mehr als nur eines der vielen anonymen historischen Beispiele populärer Druckgrafik oder des bürgerlichen Zeitvertreibs im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: Verwender und Verwendungsort dieses kleinen Theaters sind bekannt; es ist auch keine Antiquität ohne Gebrauchsspuren. Vielmehr weisen Beschädigungen und Reparaturen auf die intensive Verwendung hin, trotz derer es in der Familie nach der Nutzung noch Jahrzehnte aufgehoben wurde. Das Konvolut ist kein Unikat, sondern zeugt von einem Gebrauchsgegenstand im Wohnzimmer bürgerlicher Kreise.²

Das Papiertheater war bereits in der Familie vorhanden, als die Lebensumstände Ferdinand Fexer die Ausübung seines Berufs unmöglich machten. Er hat die Bühne für die zahlreichen Aufführungen zwischen 1931 bis circa 1957 erweitert, umgeändert und bekannte Stücke nach seinen Ideen adaptiert. Die selbst modellierten Marionetten zeugen von seinem künstlerischen Einfallsreichtum. Unterstützung fand Ferdinand Fexer bei Familienmitgliedern, die bei den Vorführungen in verschiedenen Rollen beziehungsweise Funktionen mitwirkten. Seine Tochter, Irmgard Lieberth, die allgemein die

- 1 Das Konvolut wurde unter der Inventarnummer ÖMV/88.405 von Annette Griessenberger während ihres Volontariats im Volkskundemuseum Wien inventarisiert. Recherchen zum Objekt konnte sie anschließend im Rahmen eines Werkvertrags durchführen.
- 2 Die Aufzeichnungen von Kurt Wieseke, der um 1900 ein Kindertheater bekam, können als Vergleich für den Papiertheatergebrauch im Hause Fexer in der relevanten Zeit herangezogen werden, http://www.papiertheater.eu/forum_archiv/bilder/wieseke_kinder.pdf (Zugriff: 5.4.2019).



Abb. 1: Präsentation von Bühne und Requisiten bei der Erstbesichtigung in der Wohnung in der Schüttelstraße (ÖMV/088.405/000). Foto © Volkskundemuseum Wien

Aufgabe der Tradierung der Familiengeschichte übernommen hatte,³ erzählte, dass die privaten Aufführungen des Haustheaters, wie man es im Familienkreis nannte, bei Erwachsenen und Kindern beliebt waren. Bei der Abholung in den ehemals bespielten Räumlichkeiten in der Wiener Schüttelstraße im Jänner 2018 übergab sie dieses besondere Familienerbstück den Museumsmitarbeiterinnen noch persönlich. Aufgrund ihres Todes im August 2018 konnte ein weiteres Interview leider nicht mehr stattfinden.

Biografisches

Ferdinand Fexer kam am 11. November 1895 in der Marxergasse im 3. Bezirk in Wien zur Welt. Im Jänner 1913 wurde er durch den frühen Tod seines Vaters Ferdinand, einem provisorischen Hilfsbeamten der städtischen Gaswerke, bereits als Kind mit den sozialen Härten des Lebens konfrontiert. Seine Mutter Karoline Fexer erhielt im April 1913 eine einmalige Geldzuwendung im Umfang eines Jahresbezuges ihres verstorbenen Gatten,⁴ die Ansuchen um Gewährung einer Gnadenpension wurden in den Folgejahren aber abgelehnt.⁵

Anlässlich einer Ausstellung über Ferdinand Fexer und sein Haustheater im Bezirksmuseum Landstraße erschien 1989 ein kurzer biografischer Abriss, in dem die wichtigsten Stationen seines Lebens veröffentlicht wurden.⁶ Diesem ist zu entnehmen, dass er, da die Mutter für den Lebensunterhalt einen Raum ihrer Zweizimmerwohnung vermieten musste, schon in jungen Jahren die Wiener Urania als

- 3 Vgl. dazu das Buch über ihren Bruder Friedrich Fexer, für das sie die familieninterne Korrespondenz und das Gefängnistagebuch des wegen Hochverrats im Nationalsozialismus im Jugendgefängnis Inhaftierten aufbewahrt und zur Verfügung gestellt hat, s. dazu Manfred Pawlik: Friedrich Fexer. Widerstand und Widerstandspädagogik. Hollabrunn 2014; auch hat sie für ein Buch über ihren Wiener Heimatgemeindebezirk Landstraße als Zeitzeugin und Spenderin von Familienfotos fungiert, s. dazu Alexander Stollhof, Doris Weißmüller-Zametzler (Hg.): Die Landstraße 1933–1955: ein Bezirk schreibt sein Buch. Wien 2006.
- 4 Amtsblatt der Stadt Wien, Bd. 1913, Nr. 34, 29.4.1913, S. 1283.
- 5 Amtsblatt der Stadt Wien, Bd. 1919, Nr. 89, 5.11.1919, S. 2714; Amtsblatt der Stadt Wien, Bd. 1920, Nr. 50, 23.6.1920, S. 1668.
- 6 Irmgard Lieberth-Fexer, G. Kowala-Fexer: Haustheater. Ferdinand Fexer (1895–1968). In: Nachrichten des Bezirksmuseums Landstrasse. Wien 1989, o. S.

einen Zufluchtsort entdeckte. Dort hatte er Ruhe zum Lernen und fand Zugang zu künstlerischen Tätigkeiten: Töpfern, Zeichnen und Musizieren. Seine Berufsausbildung an der Lehrerbildungsanstalt Hegelgasse konnte er aufgrund des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges nicht abschließen. Er musste 1914 im Alter von 19 Jahren zum Kriegsdienst bei den Kaiserjägern einrücken. Nach dem Kriegsende setzte er sein Studium fort, wurde 1921 zum Volksschullehrer ernannt und unterrichtete danach an der Volks- und Hauptschule Dietrichgasse in den Fächern Deutsch, Geschichte und Geographie. Er war begeisterter Bergsteiger und hielt in der Wiener Urania, dem am Donaukanal gelegenen Volksbildungshaus mit Sternwarte, das 1910 eröffnet wurde, Vorträge und Lichtbildvorführungen.

Im Österreichischen Volkshochschularchiv sind noch Dokumente zur Person Ferdinand Fexer erhalten. Zwei davon sind Typoskripte für bebilderte Schülervorträge, die thematisch das Salzkammergut beziehungsweise die Westbahnroute von Wien nach Bregenz zum Inhalt haben.⁷ Wie den Ankündigungen der Wiener Urania in der Tagespresse (*Reichspost* ab 1926 bis 1931 und *Freiheit!* von 1929 bis 1930) zu entnehmen ist, fungierte Fachlehrer Fexer vor allem am „Leseput“, war also die Stimme zu den zahlreichen, bebilderten Schülervorträgen im Repertoire des Uraniaprogramms. Der breit gefächerte Themenkreis reichte von Titeln wie *Die Völkerwanderung* und *Die Türken vor Wien* (1926/1927), *Die Götterwelt der Germanen* und *Unsere wichtigsten Pelztiere* (1927/28), *Die Heimat Rübezahls und das Weihnachtsmärchen vom Klöppelhans*, *Reise von Wien in das Riesengebirge* und *Rübezahl und Klöppelhans* (1929/1930) bis hin zu *Klosterleben* und *Ritterliches Leben auf Burgen und Schlössern* (1929/1930).⁸

Ein weiteres Dokument enthält einen Repertoirevortrag zum Thema Hygiene bei Kindern, der in den Jahren 1929/30 und 1930/31 unter dem Titel *Zur Pflege der Reinlichkeit* gehalten wurde.⁹ Nach den

7 Ferdinand Fexer: „Eine Reise durch das Salzkammergut“, Österreichisches Volkshochschularchiv (ÖVA), B-VID Skio-Urania/Dok 49, Vermerk: „Durchgesehen! 5.12.1925, Fexer“ und „Mit der Westbahn quer durch Österreich“, ÖVA, B-VID Skio-Urania/Dok 116.

8 Reichspost, 25.4.1927, S. 8; Reichspost, 16.11.1929, S. 10; Reichspost, 18.12.1929, S. 12; Die Freiheit!, 30.4.1930, S. 6.

9 Ferdinand Fexer: Der schmutzige Peter. Eine lustige Geschichte in 24 Bildern, ÖVA, B-Vid Skio-Urania/Dok 193.

Referaten *Wie pflegen wir unsere Zähne?*, *Die Seife* und *Über das Sitzen in der Schule* kam zum Abschluss die Kinderkomödie *Der schmutzige Peter. Eine lustige Geschichte in 24 Bildern*, die mit Glasdiapositiven veranschaulicht wurde. Die Erzählung handelt von einem Jungen, der sich partout nicht von seiner Mutter waschen lassen will. Der schmutzige Peter wird nach Afrika geschickt. Doch auch in der afrikanischen Familie bleibt ihm das Waschen durch die Mutter nicht erspart und so kommt seine weiße Hautfarbe unter all dem Dreck wieder zum Vorschein. Um nicht, wie in der Geschichte befürchtet wird, von den Afrikanern über dem Feuer gegrillt und verspeist zu werden, flüchtet der Junge und kann wieder zu seiner Familie heimkehren. Der Inhalt spiegelt das teils kolonialistisch-stereotype Denken wie auch die Pädagogik der Zeit wider. Die Illustrationen (Glaspositive) stammen von der Wiener Künstlerin Alice Wanke (1873–1936) und sind auch in ihrem undatierten Kinderbuch *Die Geschichte vom schmutzigen Peter* enthalten.¹⁰

Als 36-Jähriger musste Fexer seinen Beruf als Lehrer aufgeben, weil er an Kinderlähmung erkrankte. Im Jahr 1933 erfolgte seine Versetzung in den dauernden Ruhestand.¹¹ Trotz beziehungsweise wegen der Lähmung beider Beine, die ihn an die kleine Wohnung fesselte, suchte er bald einen neuen Lebensinhalt. Dabei halfen ihm nun seine künstlerischen Interessen sowie seine handwerkliche Begabung. Für das bereits in der Familie vorhandene Papiertheater fertigte er selbst bekleidete Marionetten aus Ton und zahlreiche Requisiten an. Inspiriert hatte ihn dazu der in Wien lebende Künstler und weltberühmte Puppenspieler¹² Richard Teschner (1879–1948). Dieser war von den javanischen Stabfiguren begeistert und schuf in den 1930er Jahren den „Figurenspiegel“ für seine Aufführungen.¹³ Dieses Vor-

10 Auf den Glasträgern Nr. 13 und 15 sind die Initialen AW bzw. WA zu finden. Vgl. Alice Wanke: *Die Geschichte vom schmutzigen Peter*. o.O., o.J.

11 Amtsblatt der Stadt Wien, Bd. 1933, Nr. 18, 4.3.1933, S. 146.

12 Vgl. dazu etwa den Nachruf auf Teschner in der Zeitschrift *Welt am Abend* 1948: Ludwig Eldersch: *Der Magier ist tot – sein Zauberspiegel erblindet*. In: *Welt am Abend*. Das österreichische Abendblatt. Hg.: Französischer Informationsdienst, 7.7.1948, S. 5.

13 Richard Teschner ersetzte dafür die herkömmliche Guckkastenbühne durch ein rundes, glasgeschütztes Panorama in einer Art Hohlspiegel mit Lichteffekten.

bild mag die im Konvolut enthaltenen Stabpuppen erklären, die nicht zum Rest des Papiertheaters passen.

Historisches zum Papiertheater

Die Freude am Papiertheaterspiel resultierte in Österreich aus der bürgerlichen Theaterbegeisterung Ende des 18. Jahrhunderts und dem Rückzug in die häusliche Sphäre der Familie in Folge der politischen Ereignisse. Von Wien ausgehend erlebte das private Miniaturtheater in der Biedermeierzeit seinen gesellschaftlichen Aufschwung. Besondere Berühmtheit erlangten in dieser Zeit die sogenannten Mandlbögen¹⁴ und Papiertheaterdrucke aus der Wiener Druck- und Verlagsanstalt der Brüder Matthias und Josef Trentsensky. Sie brachten 1825 ihr erstes Papiertheater heraus und produzierten weitere Stücke bis 1870.¹⁵

Bereits um 1798 hatte Alois Senefelder durch die Erfindung der Lithografie die technischen Voraussetzungen für die Entwicklung des Papiertheaters zu einem Massenmedium geschaffen. Das neue Steindruckverfahren ermöglichte nämlich, Druckerzeugnisse wie Theaterbögen günstig und in hohen Auflagen zu vervielfältigen. Die Abbildungen mussten anfänglich allerdings noch per Hand koloriert werden, bevor sie ausgeschnitten und auf dünnen Karton geklebt wurden. Serienmäßig geschah das unter Verwendung von Schablonen. Für betuchte Kundschaft gab es bereits vorgefertigte, spielbereite Kulissen- und Figurensätze zu kaufen. Es waren, den damaligen pädagogischen Vorstellungen entsprechend, die Werke großer Dichter und Musiker, die auf den kleinen Bühnen der Jugend spielerisch nähergebracht werden sollten. Da man das Papiertheater nicht nur in Bühnentechnik und Ausstattung, sondern auch im Repertoire als bewusste Kopie des großen Theaters ansah, fehlten spezielle Kindertheaterstücke in den Anfängen der Produktion gänzlich.¹⁶

Der im deutschen Esslingen am Neckar bei Stuttgart im Jahr 1831 von Jakob Ferdinand Schreiber (1809–1867) gegründete Verlag war bald für seine lehrhaften, naturwissenschaftlich ausgerichteten

14 Von Mandln oder Manderln, also Figuren oder Figurengruppen zum Ausschneiden.

15 Vgl. Herbert Zwiauer: *Papiertheater. Bühnenwelt en Miniature*. Wien 1987, S. 8–9.

16 Vgl. ebd., S. 9.

Anschauungsbögen sowie illustrierten Kinderbücher bekannt.¹⁷ Sein Sohn Ferdinand Schreiber (1835–1914) führte das Unternehmen mit der Herausgabe naturwissenschaftlicher und technischer Sachbücher und Wandtafeln für Kinder und Jugendliche in eine Blütezeit. Als 1872 dessen Bruder Max Schreiber als Teilhaber in den Verlag eintrat, war es vermutlich seine Entscheidung, auch Papiertheaterbögen herauszubringen. Das Augenmerk galt beim Verlag weiterhin besonders den Kindern. 1878 erschien erstmals *Schreibers-Kindertheater*, das zum Inbegriff für eine neue Gattung des Papiertheaters im späten 19. Jahrhundert wurde. Die Umstellung auf die Farblithografie 1886 ermöglichte, dass sich der Verlag innerhalb kürzester Zeit zum bekanntesten Erzeuger von Papiertheaterbögen in Deutschland und Österreich entwickelte. Die im gleichen Verlag erschienenen Textbücher und Anleitungen für den Bühnenbau dürften zur großen Bekanntheit und Verbreitung der Druckerzeugnisse ebenfalls beigetragen haben.¹⁸ Die verwendeten Kulissen des Haustheaters der Familie Fexer stammen alle aus diesem Verlag.

Häusliches Spiel

Auch für Ferdinand Fexer war es wichtig, seine Opernvorführungen altersgerecht zu inszenieren und eigene Stücke für Kinder zu schreiben. Alternativ ließ er beispielsweise beim *Freischütz*, den er nur für Kinder spielte, die Musik weg, da er sie als störend für die Handlung empfand, wie seine Tochter Irmgard Lieberth erzählte. Der Versuch, Kinder zu prägen und ihnen etwas für die Zukunft mitzugeben, war ein wichtiger Aspekt für den Pädagogen. Kinder sollten die Möglichkeit bekommen, eine sinnvolle Freizeitgestaltung kennenzulernen. Dem Papiertheater allgemein wurde die Fähigkeit zugeschrieben, die Fantasie zu beflügeln und daher für Kinder einen pädagogischen Wert zu haben.¹⁹

- 17 Vgl. Kirsten Fast, Margret Burscheidt: Jakob Schreiber und sein Verlag. In: Christa Pieske, Konrad Vanja, Sigrid Nagy (Hg.): Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Esslingen 2002 (= Arbeitskreis Bild Druck Papier, 7). Münster 2004, S. 9–20, hier S. 9–12.
- 18 Vgl. Norbert Donhofer (Hg.): Papiertheater. Die Sammlung Anja Feja Seidler und Heino Seidler. Wien 1992, S. 103.
- 19 Vgl. Norbert Neumann: Ein Augenzwinkern der Thalia. Papiertheater, vom Krippenbogen in die Gegenwart. In: Wolfgang Brückner,

Bespielt wurde das nunmehr in die Sammlungen des Volkskundemuseums Wien übernommene Puppentheater in den privaten Räumlichkeiten der Familie Fexer. Es gab Vorstellungen für Erwachsene und Kinder. Irmgard Lieberth erinnert sich: „In die Gemeindebauwohnung an der Weißgerberlande 30–36 kamen ganze Schulklassen, um beim Kasperlspielen des ‚Lehrer Fexer‘ ihren Spaß zu haben.“²⁰

Fexers Frau, ebenfalls Lehrerin, brachte auch ihre SchülerInnen zu den beliebten Haustheater-Aufführungen, die seit Ende der 1930er Jahre in einer größeren Wohnung in der Schüttelstraße im 2. Bezirk stattfanden. Hier war die Bühne im Türstock zwischen Wohn- und Schlafzimmer aufgebaut und der Bühnenbereich vom Zuschauerraum durch einen Vorhang getrennt. Das Engagement der Fexers für die Kinder hält Irmgard Lieberth ebenfalls in ihren Erinnerungen fest: „Besondere Begeisterung rief jedes Mal die von ‚Frau Lehrerin‘ persönlich vorbereitete Jause hervor.“²¹ Wurde gespielt, war die ganze Familie im Einsatz, die Mitwirkenden sangen selbst. Neben seiner Frau waren auch seine fünf Kinder ihren Altersstufen entsprechend für Sprech- und Gesangsrollen eingeteilt, wirkten als Figurenführer mit oder machten Geräusche. Bei der Objektbesichtigung in der Wohnung erzählte der Sohn von Ferdinand Fexer etwa von seiner Funktion als Geräuschemacher.

Im Allgemeinen ist die Bühnenausstattung der Papiertheater den großen Bühnen nachempfunden, wobei die ausgeschnittenen Dekorationen auf dünnen Karton geklebt und teilweise mit Holzleisten verstärkt sind. Im vordersten, dem Zuschauer zugewandten Bereich befindet sich das Proszenium, sozusagen als Portal. Im vorliegenden Fall ist das Proszenium beiderseits von Säulen flankiert. Unter der Bühne ist ein kleines Rokoko-Kinderorchester zu sehen. Im oberen Bereich ist es allerdings stark beschädigt (die bekrönenden allegorischen Figuren fehlen) und behelfsmäßig ausgebessert beziehungsweise umgestaltet worden. Dahinter befindet sich die eigent-

Konrad Vanja, Detlef Lorenz u. a. (Hg.): Arbeitskreis Bild Druck Papier. Tagungsband Modena 2010 (= Arbeitskreis Bild Druck Papier, 15). Münster 2011, S. 84–96, hier S. 92.

²⁰ Lieberth-Fexer (wie Anm. 6), o. S.

²¹ Ebd., o.S.

liche Bühne. Das Bühnenbild zu den Stücken setzt sich aus einem Hintergrundbild, seitlichen Kulissen, Durchsichten sowie Versatzstücken²² zusammen. Ferdinand Fexer hat die Hintergrundbilder teilweise einzeln, aber auch platzsparend beidseitig auf einen Karton geklebt. Für den Schreiber Verlag war auch der junge Münchener Bühnenmaler Theodor Guggenberger (1866–1929) tätig. Dieser verwendete für seine Bühnenbilder bevorzugt Durchsichten, wie sie auch im vorliegenden Haustheater zu finden sind.²³ Für ein besonderes Spannungsmoment sorgt die Darstellung einer Schlangengrotte. Durch den Zugmechanismus sind die Schlangenfiguren schwenkbar und bringen so Bewegung in die statische Kulisse.²⁴ Die Durchsichten der Schlangengrotte aus dem Konvolut Fexer sind zwar beschädigt, lassen ihren Eindruck auf das Publikum aber erahnen. Die vorhandenen Teile der Bühnenausstattung verschiedener Stücke konnten untereinander für verschiedene Aufführungen kombiniert werden. (Abb. 2a–b)

Für das Spiel auf der Bühne sind Figuren notwendig. Ferdinand Fexer hat dafür nicht die gedruckten, flachen Papierfiguren verwendet, sondern dreidimensionale Marionetten zur Unterhaltung eingesetzt. Durch die Beweglichkeit der Figuren konnten fließende Szenenübergänge erreicht werden, während Papierfiguren nur statische Abläufe zulassen. Einzige Ausnahme im Haustheater ist eine Figurengruppe, die sich aus Darstellungen von unterschiedlichen Bögen aus dem Schreiber Verlag für die Stücke *Die Reise um die Erde in 80 Tagen* und *Kalif Storch* zusammensetzt. Sonst dürfte Ferdinand Fexer die Bühne ausschließlich mit eigenhändig modellierten, bemalten und bekleideten Ton-Marionetten bespielt haben. Diese sind im Durchschnitt 15 Zentimeter groß, das Repertoire der 36 noch erhaltenen Marionetten ist breit gefächert: König, Prinzessin, Zwerg, Koch, Ritter, Jäger, Räuber, Mönch, Tod und Zauberer, um nur einige der zahlreichen, weiblichen und männlichen Figuren zu nennen. Fantasiereich, aber stereotyp gestaltete Marionetten, die Figuren aus fernen

22 Ein Versatz- oder Versetzstück ist ein beweglicher, versetzbarer Bestandteil der Bühnendekoration. Ferdinand Fexer gebrauchte den Begriff „Versatzstück“.

23 Vgl. Zwiauer (wie Anm. 15), S. 18.

24 Vgl. Walter Röhler: Große Liebe zu kleinen Theatern. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Papiertheaters. Hamburg 1963, S. 46.



Abb. 2a–b: Versatzstück für das Bühnenbild „Der Freischütz“. Auf der Rückseite beschriftet: „Schlucht (Wolfsschlucht). Versatzstück, einzustecken in das Verlängerungs-bodenstück.“ (ÖMV/088.405/088). Fotos © Volkskundemuseum Wien



Abb. 3: Faksimile eines Bühnenfotos einer Freischütz-Aufführung im Hause Fexer (ÖMV/088.405/149). Foto © Volkskundemuseum Wien

Ländern darstellen, sind ebenso vorhanden wie ein bunter Drache oder die bekannten Kinderlieblinge Pinocchio und der gestiefelte Kater. Alle Figuren (außer dem Drachen) haben bewegliche Glieder, die das Schauspiel mithilfe von angebrachten Drähten noch lebendiger machten. Die Marionetten wurden mit viel Liebe zum Detail und Einfallsreichtum ausgestattet. Hände, Arme und Beine sowie der Kopf sind aus Ton geformt. Die Technik des Marionettenspiels wurde von Fexer vereinfacht: Da nur die Arme mit Drähten animiert wurden, war ein gut bewegliches Spielkreuz, das über dem Holzgerüst platziert und aufgenommen werden konnte, ausreichend, um mit den vier Drähten die Puppen tanzen zu lassen. Zwei Drähte dienten an den Schultern zur Stabilisierung der Figur, die beiden anderen für die mechanische Bewegung der Arme.²⁵ (Abb. 3) Demnach handelt es sich nicht um ein Papiertheater im eigentlichen Sinn und es wurde auch in der Familie Fexer als Haustheater bezeichnet. Diese Benennung findet sich ebenso auf der Requisitenschachtel angeschrieben.

²⁵ Die Führung der Marionetten ist in den Herkunftsakten des Volkskundemuseum Wien dokumentiert.

Im überbrachten Konvolut zum Papiertheater sind auch maschinschriftlich abgefasste Textbücher und Regieanweisungen sowie das Bühnenbild für die Kinderstücke *Kasperls Reise um die Erde in 80 Tagen* (Notenheft, Regieanweisung und Texthefte in einer Neubearbeitung von 1956), *Dornröschen* (Regieanweisung und Texthefte) sowie *Der gestiefelte Kater* (Texthefte in einer „Abschrift des Urtextes 1930“) vorhanden. Dasselbe gilt für die Oper *Der Freischütz*.²⁶ In fast jedem deutschsprachigen Papiertheaterprogramm des 19. oder 20. Jahrhunderts war dieses Werk von Carl Maria von Weber vorhanden.²⁷ In diesem Stück, das von einer tragischen Liebesgeschichte erzählt, in der die Wirren des Schicksals und die Hinterlistigkeit des Bösen überwunden werden müssen, wurden von Ferdinand Fexer einige liebevolle Details hinzugefügt und spezielle Effekte angewendet. Die Geschichte dreht sich um das verliebte Paar Max und Agathe. Max muss bei der fürstlichen Jagd am nächsten Tag den entscheidenden Probeschuss ablegen, um seine Agathe ehelichen zu dürfen. Sein Rivale Kaspar prahlt, dass er bei dem von ihm zuvor gewonnenen Schützenfest mit einer Freikugel geschossen habe. Diese Freikugeln, so weiß Max allerdings nicht, sind aufgrund eines Paktes mit dem Teufel gegossen worden. Die beiden Männer verabreden sich um Mitternacht in der Wolfsschlucht, um die nächsten sieben Freikugeln zu gießen. In dieser Szene wird das Böse gerufen. Samiel, der schwarze Jäger (Teufel), erscheint, und mit ihm diverse Höllengestalten, Geister und Tiere.

Diese Art von Höhepunkt in einem Papiertheater darzustellen, birgt seine Schwierigkeiten. Den Regieanweisungen in den Textbüchern ist zu entnehmen, dass Ferdinand Fexer in der Wolfsschluchtszene des *Freischütz* eine auffällige Lichtregie einsetzte. Zum Beispiel ließ er Samiel im roten Bühnenlicht erscheinen. Mithilfe des in den Requisitenschachteln noch vorhandenen Kolophoniums, das man in Pulverform durch eine Blasmaaschine über eine Spiritusflamme bläst, erzeugte er vermutlich kurze rötlich-gelbe, glitzernde Flammen, die Blitze vortäuschen sollten.²⁸ Eine Gespenstermarionette schwebte

26 Von den Aufführungen gibt es im Konvolut einige Szenenfotos.

27 Vgl. Neumann (wie Anm. 19), S. 86.

28 Vgl. Philipp Jakob Düringer, Heinrich Ludwig Barthels (Hg.): Theater-Lexikon. Theoretisch-praktisches Handbuch für Vorstände, Mitglieder und Freunde des deutschen Theaters. Leipzig 1841, S. 164 f.



Abb. 4a–c: Teile der Papierrolle mit kolorierten Tuschzeichnungen mit Darstellungen der „Wilden Jagd“ und anderen schaurigen Wesen für die Freischützaufführungen (ÖMV/088.405/101). Fotos © Volkskundemuseum Wien

von oben herab. Mittels einer 2,40 Meter langen Papierbanderole mit aufgemalten schaurigen Wesen ließ er die Wilde Jagd vorbeiziehen. In den Regieanweisungen ist dazu vermerkt: „Ein Gespenst schwebt langsam vorbei“ oder „Die wilde Jagd tobt vorüber. – Pferdegetrappel! Hussageschrei! Gelächter! Geheul! Sturm!!!!“. (Abb. 4a–c) Die Geräuschemacher mussten dazu Donnergrollen, Uhu-Rufe und Pferdegetrappel imitieren. Durch die Versenkung in der Bühne konnte der Teufel vor den Augen des Publikums in die Hölle entweichen. Vermutlich machten diese Special Effects die Aufführungen des Haustheaters der Familie Fexer besonders sehenswert und über einen so langen Zeitraum interessant für das Publikum.

In der Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges scheint das Puppenspiel der Familie Fexer weitgehend zum Erliegen gekommen sein. Ferdinand Fexer, der laut seiner Tochter zwar eine „deutschnationale Gesinnung auf einem humanistischen Hintergrund“²⁹ besaß, stand dem Nationalsozialismus skeptisch bis ablehnend gegenüber.³⁰ Die aktive Widerstandstätigkeit gegen den Nationalsozialismus des Sohnes Friedrich Fexer, dessen Verhaftung und Inhaftierung im Jugendgefängnis Kaiser-Ebersdorf stellten die Familie zumindest ab Herbst 1941 nicht nur vor eine persönliche Katastrophe, sondern wohl unter erhöhte Beobachtung. Nach dem Ende des Krieges und der NS-Herrschaft wurden ab 1946 diverse Hörspiele von Ferdinand Fexer im Rundfunk gesendet.³¹ Von 1955 bis 1957 lebte das Haustheaterspiel in der Schüttelstraße nochmals für kurze Zeit auf.³² Danach war die Konkurrenz durch das Fernsehen zu groß. Das Theater wurde weggeräumt. Ferdinand Fexer starb 1968 als 73-Jähriger und wurde am Wiener Zentralfriedhof im Familiengrab beerdigt.

NORA WITZMANN UND ANNETTE GRIESENBERGER

29 Pawlik 2014 (wie Anm. 3), S. 27.

30 Dies zeigt sich auch daran, dass er ein von der Gestapo aufgefundenes Schmähedicht gegen die Zeitschrift *Völkischer Beobachter* verfasst hatte. Vgl. ebd., S. 28.

31 http://www.scriptdepartment.org/werk_info.php?id=778 (Zugriff: 5.4.2019) und http://www.scriptdepartment.org/werk_info.php?id=778 (Zugriff: 5.4.2019).

32 Vgl. Lieberth-Fexer (wie Anm. 6).

Chronik der Volkskunde



Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2018¹

Im Rückblick auf ein durchaus erfolgreiches Arbeitsjahr möchte ich zuallererst den Kolleginnen und Kollegen im Haus, den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, den vielen Volontärinnen und Volontären sowie den Projektpartnerinnen und -partnern sehr herzlich für das großartige Engagement im Rahmen unserer Aktivitäten danken. Die Anzahl der Veranstaltungen und Ausstellungen ist kaum zu überblicken, daher gewährt wohl das Archiv unserer Webseite den besten Einblick in das weite Spektrum an Arbeit von A wie Archiv bis Z wie Zeitschrift für Volkskunde.

Das Ausstellungsprogramm war dicht und jede einzelne der elf neuen Ausstellungen – ob groß oder klein – hat mit dem jeweiligen Rahmenprogramm und umfangreichen Vermittlungsangeboten zu diesem Erfolg beigetragen. Unter anderem wurde im Rahmen des Projekts *Museum auf der Flucht* – einem Fellowship-Programm, das wir gemeinsam mit Asylwerberinnen und Asylwerbern durchgeführt haben – die Schausammlung des Museums aktualisiert.

Die Arbeit und Haltung des Hauses während der letzten Jahre hat uns im Herbst 2018 den Österreichischen Museumspreis eingebracht. Abgesehen von einer hilfreichen finanziellen Dotierung hat uns die Begründung zur Verleihung besonders gefreut. Die Anerkennung erfolgte aufgrund einer gesellschaftskritischen, mutigen und experimentellen plattformbasierten Museumsarbeit. Die Hauptausstellung des Jahres 2018 zum Thema *Gewalt gegen Frauen* in Kooperation mit den Wiener Frauenhäusern und ein innovatives Forschungs- und Ausstellungsprojekt mit Public-Science-Aspekten zur privaten Fotografie zwischen 1930 und 1950 stehen exemplarisch für diese Museumsperspektiven.

Wir freuen uns über die interessierten, aber auch kritischen Feedbacks einer wachsenden Gemeinschaft von Besucherinnen und Besuchern. Wir sprechen oft von Nutzerinnen und Nutzern dieses Museums. Warum? Weil wir finden, dass Orte, die zu einem guten

1 Kurzfassung, die Vollversion ist auf www.volkskundemuseum.at/verein/jahresberichte einzusehen

Teil öffentlich finanziert sind, auch möglichst viel zurückgeben sollten. Wie das zu verstehen ist, lässt sich sicherlich lange diskutieren. Wir sehen dieses Diktum als eine Handlungsanleitung in der Museumsentwicklung.

Wir haben zudem viel Zeit und etwas Geld in den Ausbau unserer Digitalisierungsmaßnahmen gesteckt. Das werden wir weiterhin tun. Sichtbar werden diese Aktivitäten in unseren Online-Sammlungen sowie in den frei verfügbaren, volltextsuchfähigen Publikationen des hauseigenen Verlags.

Last, but not least freuen wir uns über unser neues Lokal mit Gastgarten und wunderbarer Küche. Das *Hildebrandt* begann im Winter 2018 mit einem engagierten Team und ist mittlerweile im wahrsten Sinne des Wortes und in der Social-Media-Welt in aller Munde.

Und da wäre noch der Zustand des Gebäudes. Vielleicht nur so viel: Wir sind dran, aber irgendwie laufen uns die Regierungen immer davon. Wir werden sehen, was 2019 ff. bringt.

Verein für Volkskunde

MITGLIEDER

- Neue Mitglieder: 25
- Ausgetreten: 42
- Verstorben: 6
- Mitgliederzahl (Stand 31.12.18): 579

BESUCHERINNEN UND BESUCHER

- Gesamt: 46.606 (36.700, 2017)
- Vermittlung: 6.885
- NÖ-Card: 1.926

ÖSTERREICHISCHE ZEITSCHRIFT FÜR VOLKSKUNDE

Normalpreis € 38,- / Mitglieder € 26,-

Einnahmen/Ausgaben 2018 Verein für Volkskunde

EINNAHMEN GESAMT €	1.230.727,66
Davon die wichtigsten Positionen	
BMUKK Subvention	530.000,—
Förderungen	240.110,06
Eigene Einnahmen	237.027,69
Davon Einnahmen aus Vermietungen	96.539,—
AUSGABEN GESAMT €	1.258.218,—
Davon die wichtigsten Positionen	
Sachaufwand (Mieten, Betrieb, Energie, Sammlungen, Bibliothek ...)	449.567,—
Personalkosten Verein (inkl. Kulturvermittlung)	224.315,—
Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung ...)	55.738,—
Ausstellungen	145.076,—
Projekte	207.152,—
Sammlung Erhaltungsaufwand	67.207,—
Bibliothek	12.392,—
Kulturvermittlung (Sachkosten/Rahmenprogramm)	9.939,—
Publikationen	23.179,—
PR, Werbung	27.091,—

Ausstellungen

- 8 eigene Ausstellungen 2018
- 5 Gastausstellungen 2018

AUS DEM JAHR 2017 WEITERLAUFENDE AUSSTELLUNGEN
(SIEHE JAHRESBERICHT 2017):

- heimat:machen. Das Volkskundemuseum in Wien zwischen Alltag und Politik, 18. Oktober 2017 bis 11. März 2018, Birgit Jöhler, Magdalena Puchberger
- Europoly: The European Identity Trading Game, 15. Dezember 2017 bis 12. Jänner 2018, Dejan Kaludjerović (Herbert Justnik)

ÜBERNAHME DER AUSSTELLUNG

- Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on stage durch das Salzburg Museum, gezeigt im Monatsschlössl 24. März bis 4. November 2018

NEUE AUSSTELLUNGEN 2018

- Heimatmacherei: Geschichten gemeinsam gestalten, 8. Februar bis 11. März 2018, Susan Plawecki, Raffaella Sulzner
- Die Gerechten: Courage ist eine Frage der Entscheidung, 15. März bis 31. März 2018, Michael John, Albert Lichtblau, Manfred Lindorfer, Ausstellung der Österreichischen Freunde von Yad Vashem (Susanne Bezdek, Matthias Beitzl)
- Testimony – Truth or Politics. Formen der Erinnerung an die Jugoslawien-Kriege, 13. April bis 30. September 2018, Noa Treister (Herbert Justnik)
- „Am Anfang war ich sehr verliebt ...“ 40 Jahre Wiener Frauenhäuser, 27. April bis 30. September 2018, Anne Wanner, Andrea Brem, Ausstellung in Kooperation mit dem Verein Wiener Frauenhäuser
- Die Küsten Österreichs. Die neue Schausammlung des Volkskundemuseum Wien, seit 19. September 2018, Yarden Daher, Alexander Martos, Negin Rezaie, Ramin Siawash, Niko Wahl, Sama Yasseen, Reza Zobeidi (Matthias Beitzl, Herbert Justnik)
- „Bitte warten!“ Afghanische Asylwerber zeigen Quilts aus handbedruckten Stoffen, 2. Oktober bis 14. Oktober 2018, Projekt von Kultur10Vorne (Claudia Peschel-Wacha)
- „Alle antreten! Es wird geknipst!“ Private Fotografie in Österreich 1930–1950, 10. Oktober 2018 bis 17. Februar 2019, Herbert Justnik, Friedrich Tietjen
- „Das Herz so schwer wie Blei“. Kunst und Widerstand im Ghetto Theresienstadt, 7. November bis 16. Dezember 2018, Rosemarie Burgstaller, Ausstellung des Vereins The Moving Holocaust Museum – Bildfeld Institut für Visuelle Studien (Kathrin Pallestrang)

IN DER PASSAGE

- Liebesgaben. Ein Gefühl materialisiert sich, 27. April bis 30. September 2018, Kathrin Pallestrang, Nora Witzmann

- Einblicke in die Sammlung Nathalie Bruck-Auffenberg, 9. Oktober bis 16. Dezember 2018, Kathrin Pallestrang
- „Ein gutes neues Jahr!“ Glücksbringer aus der Sammlung des Volkskundemuseum Wien, Schweinchen, 18. Dezember 2018 bis 17. Februar 2019, Kathrin Pallestrang, Nora Witzmann

Projekte

- Ausstellungsprojekte (siehe oben)
- EU-Projekt TREASURES Schätze aus Zentraleuropa. Kultur Natur Musik im Förderprogramm *INTERREG V-A Slowakei-Österreich*, bilaterales Ausstellungsprojekt, Oktober 2017 bis Dezember 2020, Projektleitung: Claudia Peschel-Wacha
- NS-Provenienzforschung (lt. BGBl. I, 181/1998) in den Sammlungen (Wittgenstein, Jonas, Mautner) und der Bibliothek (Mythenbibliothek), Claudia Spring
- Soja. Wissen – Gesellschaft – Stadt, Projektleitung: Magdalena Puchberger
- Stadt-Land-Kind. Eine intergenerative Ethnographie zu Sehnsuchtsbildern vom Land, Forschungsprojekt im Rahmen des Förderprogramms Sparkling Science, Projektleitung: Martina Fineder, Luise Reitstätter
- Junge MuslimInnen in Österreich. Eine sozialanthropologisch-kulturwissenschaftliche Forschung an Wiener Schulen, im Rahmen des Förderprogramms Sparkling Science, Projektleitung: Georg Traska
- „Kaiser Gerstel, Kapauner Würstel und Schnee Baalen“. Citizen Scientists transkribieren historische Kochrezepte
- Heimatmacherei: Geschichten gemeinsam gestalten, Projekt zur Geschichtsvermittlung im Rahmen des Programms *Geschichte gemeinsam verhandeln*, gefördert von KulturKontakt Austria im Auftrag des Bundeskanzleramtes, Dezember 2017 bis März 2018, Projektleitung: Susan Plawecki, Raffaella Sulzner
- reco(r)ding Heimat: die Aushandlung eines Begriffes zwischen Gesellschaft, Politik und medialer Inszenierung, gefördert von Culture Connected, Projektleitung: Katrin Prankl
- Pantha Rhei, in Kooperation mit Hunger auf Kunst und Kultur

im Rahmen von *Kultur-Transfair VIII*, gefördert durch das MehrWERT Sponsoringprogramm der Erste Bank, Jänner bis August 2018, Projektleitung: Katharina Richter-Kovarik

PUBLIKATIONEN

- Andrea Brem und Anne Wanner: Am Anfang war ich sehr verliebt ... 40 Jahre Wiener Frauenhäuser (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 104), Wien 2018
- Museum auf der Flucht (Red.): Die Küsten Österreichs. Die neue Schausammlung des Volkskundemuseum Wien (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 105), Wien 2018
- Rosemarie Burgstaller (Hg.): Das Herz so schwer wie Blei. Kunst und Widerstand im Ghetto Theresienstadt (= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 106), Wien 2018
- Timo Heimerdinger und Marion Näser-Lather (Hg.): Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Band 29), Wien 2018
- Claudia Peschel-Wacha, gem. mit Fabio Giansesi, Sabine Paukner: Gartenpalais Schönborn. Volkskundemuseum Wien (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 31), Wien 2018
- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LXXII/121, 2018, Heft 1 und Heft 2
- Nachrichten Volkskundemuseum Wien, Jahrgang 53, 2018: Heft 1, Heft 2, Heft 3, und Heft 4

BEITRÄGE

- Matthias Beitzl im Gespräch mit Magdalena Puchberger: 100 Jahre Volkskundemuseum Wien: das Museum als Useum. In: *neues-museum*, 18–1/2, S. 28–33
- Matthias Beitzl, Gastkommentar „Heimat zwischen Fiktion und Politik“ In: *miteinander. Zeitschrift des Canisiuswerk*, 7–8/2018, S. 3
- Kathrin Pallestrang und Magdalena Puchberger: Der Salzburger Tresterertanz in Wien: Objekt – Wissenschaft – Praxis. Eine Spurensuche im Wiener Volkskundemuseum. In: *Salzburger Tresterer – aufgefunden und dokumentiert* (= Salzburger

- Beiträge zur Volkskunde, 26). Salzburg 2018, S. 87–130
- Kathrin Pallestrang: Wir sind Europa: Kopftücher und Trachten. In: Axel Steinmann (Hg.): Verhüllt, enthüllt! Das Kopftuch. Wien 2018, S. 124–125
 - Claudia Peschel-Wacha: Eine Lutherkachel aus der Kollektion Karl Alfred Ritter Walcher von Molthein. In: Keramik zwischen Werbung, Propaganda und praktischem Gebrauch. Beiträge vom 50. Internationalen Symposium für Keramikforschung in Innsbruck 2017. Innsbruck 2018, S. 533–548
 - Claudia Peschel-Wacha: *Arbeitsgemeinschaft Schneeball*: Ein Freiwilligenprojekt mit nachhaltiger Wirkung im Volkskundemuseum Wien. In: gemeinsam/freiwillig. Ein Leitfaden zum freiwilligen Engagement in Museen. Hg. von ICOM Österreich. Wien 2018, S. 50 f.
 - Claudia Peschel-Wacha: Rezension des Buches: Hafnergeschirr aus dem Pustertal: Einzigartiges und umfassendes Werk. In: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde. Bozen 2018, S. 114–120
 - Claudia Spring: Wissen schafft Lücken. Provenienzforschung und Restitution im Volkskundemuseum Wien. In: Eva Blimlinger und Heinz Schödl (HgIn): ... (k)ein Ende in Sicht. 20 Jahre Kunstrückgabegesetz in Österreich (= Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung, Band VIII). Wien 2018, S. 205–212
 - Claudia Spring: Anna Mautner: Mehr als nur Witwe Konrad Mautners. In: Eva Blimlinger und Heinz Schödl (HgIn), ... (k)ein Ende in Sicht. 20 Jahre Kunstrückgabegesetz in Österreich (= Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung, Band VIII), Wien, 2018, S. 369–391

TAGUNGEN

- Symposium: Soja-Konstellationen. Wissenschaft – Gesellschaft – Stadt, im Rahmen des Forschungs- und Vermittlungsprojektes *Soja. Wissen – Gesellschaft – Stadt*, Magdalena Puchberger
- Symposium: Dinge, die wir voneinander ahnen!, Projekt in Kooperation mit *tranzit.at*, Herbert Justnik
- Verwischte Grenzen. Jüdische Identitäten in Zentraleuropa nach 1918, 28. Internationale Sommerakademie des Instituts für jüdische Geschichte Österreichs

- 80 Jahre Dersingenoizid, Eine Tagung der Aleviten Österreich zum Dersingenoizid
- Internationale Tagung Sprachinseln und Sprachinselforschung, Tagung des Vereins der im Mittelalter von Österreich aus gegründeten Sprachinseln

WORKSHOPS

- Kuratieren und Studieren. Projekte an der Schnittstelle von Museen und Universitäten, Workshop der Museumsakademie Universalmuseum Joanneum in Kooperation mit dem Volkskundemuseum Wien
- Causes for War. Looting the physical, monetary and symbolic socially owned property of Yugoslavia, im Rahmen der Ausstellung *Testimony – Truth or Politics*
- Is there a witness to the witness?, im Rahmen der Ausstellung *Testimony – Truth or Politics*
- Objective Archive? Archive vs. Keywords, im Rahmen der Ausstellung *Testimony – Truth or Politics*
- Photography Albums in Russia, im Rahmen der Ausstellung „Alle anreten! Es wird geknüpft!“ *Private Fotografie in Österreich 1930–1950*
- Visuell. Sensorisch. Ethnographische Videos im analytischen Fokus, im Rahmen des Projekts *Stadt-Land-Kind*
- Gedächtnis aus Plastik. Kunststoff sammeln, Workshop der Museumsakademie Universalmuseum Joanneum in Kooperation mit dem Volkskundemuseum Wien und dem Technischen Museum Wien, Anne Wanner

VERANSTALTUNGEN

- Lange Nacht der Forschung
- ORF Lange Nacht der Museen
- dotdotdot Open Air Kurzfilmfestival
- Filmklub ETHNOCINECA

PERFORMANCE/THEATER

- Die andere Hälfte des Himmels. Harham im Pinzgau. Eine Heimat, Barbara Gassner
- Tanzperformance Extegrity, Inter-Dance-Project

- Textperformance Hamletmaschine, im Rahmen der Initiative Culture Connected
- Performance Brunch #10 MUSI REAL
- ¡Rezolution! Eine last exit-Performance, im Rahmen der Ausstellung „*Am Anfang war ich sehr verliebt ...*“ 40 Jahre Wiener Frauenhäuser, Negin Resaie
- Performativer Museumsrundgang: Gaudiopolis – Stadt der Freude, in Kooperation mit Auf Grund, Dschungel Wien, DiverCITYLAB
- Sommertheater im Innenhof: Vorhang auf für Kaspar Hauser, Zenith Productions
- „My Jihad“. Ein Monodrama des Autors Jihad Al-khatib
- Stammbuch 1938 – Nachrichten aus der Barbarei, Zenith Productions
- Notebooks, small acts of friendship (Session 1+2), Alix Eynaudi

Kulturvermittlung

- Durchführung von 76 Führungen und 414 Vermittlungsprogrammen
- Indoor-Spielplatz in Zusammenarbeit mit dem Familienbund Wien
- Workshop im Rahmen der Kinderuni Wien
- Ferienspielaktion in Zusammenarbeit mit wienXtra
- Kinderaktiv-Tage zu den Themen: heimat:machen, Butterstempfen, blumige Köstlichkeiten
- trafo-K-Workshop für VermittlerInnen
- Teilnahme an externen Vermittlungsprojekten und Wiener Veranstaltungen
- Culture-Connected-Projekt

Kommunikation

- Homepage: Steigerung der User- und Zugriffszahlen (+5 % bzw. +12 %), Optimierung der NutzerInnenfreundlichkeit sowie Suchmaschinenoptimierung, DSGVO-konforme Umstellung aller betreffenden Bereiche des Museums

- Die Nachrichten. Volkskundemuseum Wien, viermal pro Jahr
- Newsletter: 50 zielgruppengenaue Aussendungen an den allgemeinen Verteiler (3.400 Adressen), PädagogInnen (700) und Presse (1.450)
- Professionalisierung und Pflege des Google-Profiles des Museums, Online-Marketing über Google-Grant (AdGrants)
- Social Media (Rosemarie Pilz): Erweiterung der Follower auf Instagram (2018: 1.490, 2017: 979) und Likes auf Facebook (2018: 4.667, 2017: 3.381)
- Pressearbeit: Verdichtung der Medienpräsenz
- Zusammenarbeit mit professionellen FotografInnen zur Erweiterung des Fotobestandes zur Nutzung in der Öffentlichkeitsarbeit
- Verstärkung des Teams durch Julia Schulte-Werning

Sammlung und Digitalisierung

ZUWACHS

- 393 Inventarnummern (88.375 bis 88.767), darunter 291 Schenkungen
- 68.652 Datensätze in der Datenbank, Ausbau der Online-Sammlung

LEIHGABEN

- 106 Leihgaben, 9 Dauerleihgaben, 141 Objekte und 20 Digitalisate in eigenen Ausstellungen
- 308 Dauerleihnahmen

DIGITALISIERUNG SAMMLUNGEN

- 68.652 Datensätze in der Datenbank, Ausbau der Online-Sammlung

ONLINE-PUBLIKATIONEN

Im Rahmen der Homepage des Museums wurde ein digitales Bibliotheksportal entwickelt, das einen Überblick über alle Publikationen aus der Verlagstätigkeit des Volkskundemuseums Wien und des Vereins für Volkskunde bietet: Ausstellungskataloge, Nachrichten,

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde und diverse Schriftenreihen. Gekennzeichnete Werke sind als Digitalisate kostenfrei online verfügbar und im Volltext durchsuchbar.

Zusätzlich finden sich in der Kategorie Bibliotheksbestand Digitalisate von ausgewählten Publikationen aus der Bibliothek des Volkskundemuseums mit einem Bezug zu den Objektsammlungen oder zu Forschungsschwerpunkten.

BIBLIOTHEK

- Externe BesucherInnen: 511
- Zuwachs an neuen Medien: 1.260
- Gesamter Datenbestand per 31. Dezember 2018: 55.584
- Tauschverkehr mit 190 fachverwandten Institutionen weltweit
- Bibliotheksverwaltungssystem ALEPH: Ablöse durch ALMA

ARCHIV

- 12 Recherchebesuche und Anfragen
- Ordnung, Verzeichnung und Verschachtelung der Akten der Direktion Franz Grieshofer, des Pressearchivs 1894 bis Gegenwart, des Bestandes Druckvorlagen und Illustrationen und des Bestandes ICOM Österreich (1987 bis 1996)
- laufende Ordnungsarbeiten
- Transkription der Manuskripte vom „Bericht des k. k. Majors Heinrich Himmel über die 1888 durchgeführte Sammlung ethnographischer Daten über die Rumänen und Ruthenen der Bukovina“

Personal

Vertragsbedienstete Bundeskanzleramt

DIREKTION

Matthias Beitzl, Direktor

Claudia Peschel-Wacha, Dir.-Stv.

WISSENSCHAFTLICHER DIENST

Herbert Justnik

Kathrin Pallestrang, Teilzeit

Nora Witzmann

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Barbara Lichtmanegger (in Karenz)

Gesine Stern

DIGITALE SAMMLUNGEN

Elisabeth Egger

TEXTILRESTAURIERUNG

Monika Maislinger

SEKRETARIAT

Susanne Bezdek

VERWALTUNGSPRAKTIKUM PROJEKTMANAGEMENT

Lena Nothdurfter

BIBLIOTHEK

Hermann Hummer

HAUSVERWALTUNG, EDV-BETREUUNG

Hubert Inführ

BESUCHERINNENSERVICE, VERANSTALTUNGSMANAGEMENT,

AUFSICHT

Helfried Machaczek

Günther Mohl

TECHNIK, BESUCHERINNENSERVICE,

VERANSTALTUNGSMANAGEMENT

Patrick Widhofner-Schmidt

GARTENBETREUUNG

Alexander Weiser

Privatrechtlich Angestellte des Vereins

WISSENSCHAFTLICHER DIENST

Astrid Hammer, Teilzeit

Katharina Zwerger-Peleska, Teilzeit ab September 2018

PRESSE UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Julia Schulte-Werning, Teilzeit

Rosemarie Pilz, Teilzeit

KULTURVERMITTLUNG

Alexandra Bröckl, Teilzeit ab Februar 2018

Dagmar Czak, Teilzeit

Irina Eder, Teilzeit

Desiree Haas, Teilzeit bis April 2018

Katrín Prankl, Teilzeit ab Jänner 2018

Katharina Richter-Kovarik, Teilzeit

Katharina Zwerger-Peleska, Teilzeit ab September 2018

REDAKTION ÖZV

Magdalena Puchberger, Teilzeit

BUCHHALTUNG

Ingeborg Milleschitz

PROVENIENZFORSCHUNG

Claudia Andrea Spring, Teilzeit

DIGITALE PUBLIKATIONEN, BESUCHERINNENSERVICE

Andreas Schmid, Teilzeit

EHRENAMTLICHE MITARBEIT

· 28 Personen mit 1.662 Arbeitsstunden

VOLONTÄRINNEN

· Volontariate zu Ausbildungszwecken: 39 VolontärInnen und 54 SchülerInnen (aus Österreich, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Kroatien, Italien, Polen, Australien, Ägypten und den USA) mit 8.039 Arbeitsstunden

Donationen und Kooperationen

DONATORINNEN VON SAMMLUNGSGEGENSTÄNDEN

C. Angelmaier, Anonymus, Klaus Beitzl, Irmgard Benesch, Franz Biba, Elisabeth Egger, Susanna Egger, Hertha und Werner Kraus, Renate Kufner, Irmgard Lieberth für die Erben der Familie Fexer, Heide Lorenz, Roswitha Mauerhofer, Ingeborg Milleschitz, Elfriede Neeb, Lisa Neumann, Kathrin Pallestang, Veronika Rohrhofer, Edda Slany, Manfred Stoy, Maria Turner

DONATORINNEN VON PRIVATFOTOGRAFIE 1930–1950

Karin Astler, Hannes Daniel, Jakob Dellacher, Gabriele Fink, Renate Grohmann, Franz Hainzl, Wolfgang Hitschmann, Klaus Hohensinner, Irene Irrgeher, Christine Kainz, Raimund Kainz, Josef Kern, Ingrid Kleindienst-John, Erika Linsbauer, Anna Markum, Claudia Mayer, Katharina Mayr, Gertraud Müller, Elisabeth Nemecky, Doris Nikl, Roswitha Orač-Stipperger,

Friedrich Polleroß, Gerhard Raimann, Friedrich Tietjen, Elisabeth Willvonseder

LEIHGEBERINNEN VON PRIVATFOTOGRAFIE 1930–1950

Anneliese Blasl-Müller, Eva Grois-Deimbacher, Ulrike Ehrlich, Franz Harrant, Edith Heinrich-Eben, Franz Kotyza, Sophie Lauringer, Elena Makarova, Elisabeth Soos, Památník Terežín, Helga Pollak-Kinsky, Herbert Rasinger, Elisabeth Reisinger, Georg Schrom, Marlies Zangerle

KOOPERATIONEN MIT INSTITUTIONEN (NATIONAL/
INTERNATIONAL)

Institut für Geschichte des ländlichen Raumes, St. Pölten, Jugend am Werk, Kulturkontakt Austria, M-Media (Simon Inou), Mauthausen Memorial, Meta Niederkorn-Bruck, Universität Wien, The Moving Holocaust Museum (MHM) – Bildfeld Institut für Visuelle Studien, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, Salzburg Museum, Thomas Hörl, KHM – Weltmuseum

DANK AN DIE SPONSOREN

Hauptsponsor Erste Bank, Nationalfonds, Wien Kultur, Zukunftsfonds, 2018 100 Jahre Republik

MATTHIAS BEITL

Bericht zur interdisziplinären Tagung „Kulturerbe als kulturelle Praxis – Kulturerbe in der Beratungspraxis“ des Freistaats Bayern, Bayerische Akademie der Wissenschaften, 30. Januar bis 1. Februar 2019, München

Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft haben sich seit den Beschlüssen der UNESCO zum Schutz des Immateriellen Kulturerbes 2003 mit dem Thema Kulturerbe wiederholt auseinandergesetzt, denn deren politischen Vorgaben fallen in eine Kernkompetenz der Disziplin, die sich mit Traditionen und Tradierung in kulturellen Prozessen beschäftigt.¹ Österreich ratifizierte die UNESCO-Konvention zur Sicherung des Immateriellen Kulturerbes 2009; Deutschland verabschiedete sie erst 2013.² Bis zum 30. Oktober 2019 haben TrägerInnen kultureller Aktivitäten in Deutschland zum vierten Mal die Möglichkeit, ihre Tradition als Immaterielles Kulturerbe auf eine Liste der UNESCO setzen zu lassen. Welche Traditionen unter welchen Bedingungen und nach welchem Antragsprocedere hier eine Aufnahme finden, das ist für Kulturausübende und PolitikerInnen in den Regionen von großer Bedeutung.

Mit Blick auf die aktuellen Fristen lud die Bayerische Akademie der Wissenschaften zur Diskussion ein, organisiert und gestaltet von Gabriele Wolf und Helmut Groschwitz. Die Veranstalter waren entsprechend hochrangig: der Freistaat Bayern, vertreten durch das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat, das Institut für Volkskunde der Kommission für Bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München, die Beratungsstelle Immaterielles Kulturerbe Bayern in inhaltlicher

- 1 Vgl. Ingo Schneider, Valeska Flor (Hg.): *Erzählungen als kulturelles Erbe – das kulturelle Erbe als Erzählung: Beiträge der 6. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 1.–4. September 2010 im Universitätszentrum Obergurgl. Münster, New York 2014; Immaterielles Kulturerbe in Sachsen-Anhalt, hg. von Kathrin Pöge-Alder und Annette Schneider-Reinhardt. Halle (Saale) 2017, darin der Beitrag von Christel Köhle-Hezinger: Erbe und Erben. Chancen und Risiken. Vom Umgang mit traditionaler Kultur, S. 14–22.*
- 2 Vgl. *HistLit 2014-1-117/Sabine Eggmann über Markus Tauschek: Kulturerbe. Eine Einführung. Berlin 2013. In: H-Soz-Kult 17.2.2014, S. 1.*

Kooperation mit der Gruppe der volkscundlichen Landesstellen und der außeruniversitären Institute in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde sowie dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e.V. (ISGV) in Dresden. Die vier Begrüßungen unterstrichen den hohen gesellschaftlichen und kulturpolitischen Stellenwert, die die jeweiligen Institutionen dem Thema Immaterielles Kulturerbe beimessen. Die TrägerInnen der Traditionen drückten ihre Freude über die positiven Stellungnahmen aus, so etwa Thomas O. Höllmann, Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, sowie Ministerialdirektor Alexander Voitl aus dem Bayerischen Staatsministerium der Finanzen und für Heimat. Da es in den Antragsprozessen und danach in der Ausübung der Traditionen immer auch um finanzielle Probleme, vor allem um Arbeitsstellen im Kulturbereich, geht, spielen die Verbindungen zwischen politischer und kultureller Ebene eine nicht zu unterschätzende Rolle. Letztlich ist aber schon hier ersichtlich, was auf politischer Ebene von den kulturell Engagierten erwartet wird: Die Präsentation von regionaler Kultur auch nach außen dient den weichen Standortfaktoren, die sich direkt auf die wirtschaftspolitische Ebene auswirken. Die beiden Vertreter der Wissenschaftsorganisationen – der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde Johannes Moser und der Vorsitzende der Kommission für Bayerische Landesgeschichte Ferdinand Kramer –, beide Ludwig-Maximilians-Universität München, bestätigten die wissenschaftliche Begleitung des Prozesses durch ihre Institutionen.

Im Eröffnungsvortrag stellte *Daniel Drascek* (Regensburg) das „Immaterielle Kulturerbe“ als Teil von Aushandlungsprozessen und Kontroversen dar. Es seien dies die immer wieder beklagten Bewertungsunterschiede zwischen den Juries auf Länderebene und Expertenkomitees auf deutscher Bundesebene. Deutlich wurde, dass sich das Kulturverständnis meist affirmativ und essenzialistisch darstellt, es sich bei der Antragstellung aber um einen komplexen kulturellen Aushandlungsprozess handelt, der zentrale Bereiche der Erinnerungskultur und der Identitätspolitik betrifft. Sie sind letztlich direkt mit der Ökonomisierung von Kultur verbunden, die mit der Antragstellung und dem Status des „Kulturerbe-Seins“ einhergehen.

Im Panel „Beratungseinrichtungen“ sprach *Kathrin Pöge-Alder* (Halle/Saale) über Erfahrungen bei ihrer Beratung von AntragstellerInnen, die sich „[z]wischen Würdigung, Anerkennung und

„Inwertsetzung“ bewegen. In Sachsen-Anhalt sind drei Traditionen auf die Bundesliste gesetzt worden: die Schachtradition in Ströbeck, das Finkenmanöver im Harz und der Pflingstanz in den Dörfern des Mansfelder Grundes als gute Praxisbeispiele. Im letzten Antragsverfahren waren wesentliche Traditionen zurückgewiesen worden, so das Questenfest und das Birkenblattblasen. Zwischen Antragstellenden und Bewertungskommission in Berlin gibt es kein (empathisches) Verhältnis, da es nur um eine Antragsprüfung geht. Zudem kommunizieren die ministeriale Ebene der Länder und die Geschäftsstelle Immaterielles Kulturerbe bei der Deutschen UNESCO-Kommission verwaltungstechnisch direkt mit denjenigen, die Anträge stellen, sodass Beratende kaum einbezogen würden. Anschließend sprach *Maria Harnack* (Paderborn) anhand des Osterräderlaufs von Lüdge mit Bezug auf die lange historische Forschung und den partizipativen Bewertungsprozess über Wahrnehmungen und Reflexionen der Trägergruppen. Die Folgen für letztere müssten im Vorfeld mitbesprochen werden, so etwa der Umgang mit Tieren, der oftmals den heutigen Erfordernissen angepasst werden müsse. *Pieter van Rooij* (Arnheim) stellte das Inventar vor, das in den Niederlanden zum Immateriellen Kulturerbe erstellt wird. Fünf wissenschaftliche Arbeitsstellen bearbeiten dabei pro Jahr 15 Traditionen bei 40 eingehenden Anträgen. Alle zwei Jahre erfolgt eine Rückfrage zu den Aktionen und Traditionen der im Inventar Verzeichneten, sie betrifft unter anderem auch nicht erledigte Anfragen.

Der Nachmittag des ersten Tagungstages war regionalen Beispielen aus dem Bayerischen Landesverzeichnis gewidmet, das beim Bayerischen Staatsministerium der Finanzen und für Heimat geführt wird.³ *Christiane Lembert-Dobler* (Augsburg) stellte das Augsburger Friedensfest vor, *Eva Martiny* die Aktivitäten des Jura-Hausvereins e. V., *Georg Rudolph* die Osingverlosung im Landkreis Neustadt/Aisch-Bad Windsheim, *Bärbel Kleindorfer-Marx* das Spitzenklöppeln im Opferpfälzer Wald und *Susanne Frey-Allgaier* die Tölzer Leonhardifahrt. Diese Beispiele gaben auch einen Einblick in die vielfältigen organisatorischen Strukturen, denn es bemühen sich Vereine, Genossenschaften und Ortsverbände um die Anträge zum Registereintrag.

3 <http://www.stmflh.bayern/heimat/ike/verzeichnis.htm> (3.7.2019).

Der Folgetag war von Panels zu kulturpolitischen Aspekten geprägt. *Elmar Walter* stellte heraus, dass eine Aufnahme in die Liste Immateriellen Kulturerbes für die TrägerInnen auch eine Form der Wertung sei. Vor den 1970er Jahren stand die Erhaltung von Bräuchen im Vordergrund, danach folgte ein Paradigmenwechsel, der zu einem strukturfunktionellen Ansatz geführt habe. Am Beispiel des Kötztinger Pflingstritts stellte er die identitätsstiftende Funktion der Bittprozession für die Teilnehmenden dar, die aber nach der Aufnahme in die Bayerische Landesliste im Bund abgelehnt wurde, da nur Männer einbezogen sind und das Kriterium der Inklusion damit nicht erfüllt wird. Beratung zeigt sich hier als ambivalent: zwischen emotionaler Verbindung zu den Brauchausübenden und zur Forschung. Walter plädierte dafür, Immaterielles Kulturerbe als das zu betrachten, was die Menschen vor Ort tun. *Dagmar Hänel* (Bonn) zeigte „[i]dentitätsstiftende Transformationsprozesse im Kontext der Auszeichnung immateriellen Kulturerbes“ anhand der Fischereibruderschaft zu Bergheim an der Sieg,⁴ im Jahr 987 erstmals erwähnt und 2016 auf die Bundesliste gesetzt. Den Abstand zwischen Jurys, Komitee und TrägerInnen der Tradition diskutierten die Anwesenden: Die Trägergruppen empfinden die Beantragung als Wettbewerb, und der Beratende ist voll Empathie, doch die Expertengremien sind davon abweichenden Prämissen verpflichtet. *Jochen Ramming* (Würzburg) verwies auf die gesuchte „Einzigartigkeit aller Orten“ und stellte das Thema Kulturerbe, die Heimatpreise und Förderprogramme als kulturpolitische Belohnungssysteme dar, die unter anderem eine aktive Bürgerschaft mit vernetztem Denken und Handeln sowie professionelle Beratung nach sich ziehen.

Im Panel „Authentizität und Aneignungen“ ging es *Ulrike Kammerhofer-Aggermann* bzw. dem Referenten *Michael Greger* (beide Salzburg) um Realität und „konstruierte Wirklichkeit“: Zur „Brauchpflege“ in Österreich gehörten Kuno Brandauer, Richard Wolfram und Tobias Reiser, auf deren Arbeit Brauch- und Trachtenerneuerungen sowie die Gründung zahlreicher Verbände bei Fortwirken

4 Vgl. auch Dagmar Hänel: Von Fischen und Männern. Das Fischereimuseum Bergheim an der Sieg im Diskurs um Tradition, Landschaft und Heimat. In: Mensch und Kulturlandschaft. Historische und aktuelle Strategien (= Beiträge zur Volkskunde für Sachsen-Anhalt, 4). Halle (Saale) 2013, S. 85–97.

der Mythologischen Schule über Forschungen der nationalsozialistischen Diktatur zurückgehen. Für die Gegenwart stellte Greger vor allem die Notwendigkeit von erweiterter Beratung heraus. Dazu sind Forschungs- und Beratungsstellen mit aktueller Ritualforschung erforderlich, die auch auf politischer und ideologehistorischer Ebene informieren können. Über das „[f]astnächtliche Brauchregime als ‚lebendiges‘ Welt-Kulturerbe“ sprach *Sabine Zinn-Thomas*, die vor dem Hintergrund aktueller Sponsoren und Förderungen der Fastnachtsaktivitäten die Zunahme von Umzügen zur Fastnacht feststellte. Die Konkurrenz der Gruppierungen untereinander zeige jeweils Dominanz und Machtausübung auch in der Auswahl der Brauchträger. Sichtbar werden Bürokratisierung und Kommerzialisierung, begleitet von Musealisierung, beispielsweise der Masken. Aus der Sicht des Beraters sprach *Helmut Groschwitz* über die Authentizität des Kulturerbes als belegbare, autorisierte, mit einem unverstellten Wesenskern⁵ geprägte kulturelle Ausdrucksform. Sie bestehe in einem Geflecht aus Trägergruppe[n], Performanzen, Wissenschaftler[n], medialen Repräsentation[en], Politik, UNESCO und Kulturförderung. Die Trägergruppe sucht nach dem Ursprung ihres Brauchs und findet ‚echte‘ und ‚unechte‘ Quellen, wie schon der Salzburger Beitrag ansprach. Die Diskussion fragte nach der Position der Beratenden: In mittlerer Position der Hierarchie solle das Ziel doch darin bestehen, die Bevölkerung so leben zu lassen, wie sie will. Die Unschärfe der Begriffe und Intentionen setzt sich bei Fragen der Instrumentalisierung der antragstellenden Gruppen und der Interessen von Netzwerken fort. Hier steht auch die Vertrauensbasis der Beratenden in Frage, die in ihrer Funktion Teil eines Bewusstwerdungsprozesses für die Brauchausübenden sind.

Diese Aspekte vertiefte das Panel „Kulturpolitik“, in dem *Manfred Seifert* über die „Positionssuche einer postindustriell-enttraditionalisierten Dienstleistungsgesellschaft“ sprach. Seine Reflexion zum Regelwerk der Anträge zur Aufnahme in die Liste des Immateriellen Kulturerbes zeigte die Kanonisierung von „Volkskultur“ aus der Zeit um 1900. Auch seine statistische Analyse der Anträge stellte vor allem eine Orientierung auf die Vergangenheit vor. Die

5 Vgl. Martin Sabrow/Achim Saupe (Hg.): *Historische Authentizität*. Göttingen 2016.

Diskussion verwies darauf, dass in diesen Prozessen emotionale Dimensionen ausgeblendet sind. Der Unterschied zwischen Antrag und Kulturform und das Thema von Nähe und Distanz zwischen TraditionsträgerInnen, den Jurys auf Länder- und Bundesebene und den zur Beratung Beauftragten sind offensichtlich.

Den Klerus als politischen Akteur betrachtete *Patrick Dondelinger* (Luxemburg) bei der Echternacher Springprozession. Anhand von Filmen zeigte er Veränderungen. Die kirchlichen Institutionen folgten vor allem einem Erkenntnisgewinn: Mitspringen ist gut für jeden. Eine Kulturerbe-Liste identifiziere Traditionen als Menge, die von Machthabenden konservativ auf eine Habenseite gestellt werden, die von der UNESCO aber nur bei Erfüllung von Kriterien wie gegenseitige Achtung, Respekt, Inklusion und Offenheit aufgenommen werden. *Ines Keller* und *Theresa Jacobs* (beide Bautzen) sprachen über das Immaterielle Kulturerbe der sorbischen Bevölkerung im Osten Deutschlands und sensibilisierten für die kulturelle Vielfalt der Traditionen, die viel häufiger und differenzierter dokumentiert werden müssten. Vier Felder aktiver Inwertsetzung machten sie aus: die Lobbyarbeit, beispielsweise auch für die Kulturlandschaft der sorbischen Region, die Partizipation, die Stärkung der Kultur- und Kreativwirtschaft sowie die Unterstützung der lokalen Identitätsbildung. Kultur wirke als Haltefaktor in der Binnenmigration und fördere eine „enkeltaugliche Lausitz“.

Inhaltlich vertiefte das folgende Panel „Identitäten“ diese Diskussionsrichtung. *Mathias Irlinger* (Obersalzberg) sprach über die Bewerbung der Berchtesgadener Weihnachtsschützen – er übt den militärisch geprägten Brauch auch selbst aktiv aus, so wie die anderen beteiligten Männer. *Anna Larl* und *Manuela Rathmayer* (Innsbruck) berichteten von ihrer Feldforschung zum Zillertaler Gauder Fest, bei dem sie Selbstfolklorisierung und männliche Geselligkeit ausmachten und methodisch nach dem Erkenntniswert für Mitmachende suchten.

Das Panel „Inventarisierungen und Perspektive“ bot die Vorstellung von EUROHERIT durch *Viktorija Čeginská* (Jyväskylä) und des Projektes zur alpinen Esskultur. *Peter Strasser* (Krems) hob aus seiner langjährigen Erfahrung beispielsweise die Bedeutung der Kulturerbelisten nach Erdbeben und Katastrophen hervor. Japan habe hier eine Vorreiterrolle übernommen. International gehe es

zunehmend um Resilienz und ein Notfallmanagement, beispielsweise für Handwerkstechniken, nicht nur um die Dokumentation.

Ira Spieker (Dresden) zog abschließend ein umfassendes Tagungsresümee, das auch unter wissenschaftsgeschichtlichem Aspekt den Weg von der Writing-Culture-Debatte und dem Prozess der Verschriftlichung bis hin zum kollaborativen Vorgehen im Beratungsprozess und zu eher mehrdimensionalem, partizipativem Arbeiten nachzeichnete. Von lokaler Performanz über internationale Vergleiche zu fluiden Konzepten, die Gemeinschaft, Identität und Brauch als zentrale Begriffe umfassen, reichen die gleichberechtigt vorhandenen Ressourcen von AkteurInnen und Beratenden. Der Volkskunde/Empirischen Kulturwissenschaft kommt hier die besondere Expertise zu.

Die Diskussionen hoben immer wieder hervor, dass gegen das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland gerichtete Traditionen „eigentlich“ verboten seien. Ein „Eigentlich“ gibt es jedoch nicht, daher müsste die Kultur in ihren Traditionen, zu denen auch Männerbräuche gehören, zu Veränderungen animiert werden. Erkennbar sind Konsequenzen für die Trägergruppen bei einer Ablehnung. Die im Antragsverfahren „nicht anerkannte Kultur“ wird als solche verstanden. Der Prozess steht dabei als Kulturpolitik in internationalen Kontexten, wo Folklorisierung und Funktionen von Bräuchen unterschiedliche Bedeutungen zugewiesen bekommen. Angemahnt wurden begleitende Forschungsarbeiten, so etwa ein Vergleich zwischen herausgehobenen und nicht gelisteten Bräuchen oder Festen und zur Rezeption, zu Motiven, Wünschen und Intentionen des Publikums, beispielsweise in Feldforschung und Befragung.

KATHRIN PÖGE-ALDER

Bericht zur Tagung „Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten“, ausgerichtet vom Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Universität Würzburg in Kooperation mit der Landesstelle Berlin-Brandenburgische Volkskunde und der dgv-Kommission Kulturanalyse des Ländlichen, 4. bis 6. April 2019, Würzburg

Zu Beginn der Tagung *Ländliches vielfach!* rief *Michaela Fenske* vom Organisationsteam zu einer neuartigen Reflexion des Ländlichen auf. Dessen Logiken seien nur verständlich, wenn wir nichtmenschliche AkteurInnen einbeziehen und eine Vielfalt kulturwissenschaftlicher, inter- und transdisziplinärer Perspektiven auf Wirtschaftsweisen, Entwicklungen und Praxisfelder entwickeln. Dementsprechend waren bei der Tagung in Würzburg nicht nur die KulturwissenschaftlerInnen vertreten, sondern auch die Agrargeschichte, Informatik und Kunst. Außerdem beteiligten sich MitarbeiterInnen zweier Freilichtmuseen und Bienenaktivistinnen in Vorträgen und Diskussionen.

Die Tagung hatte sich das Ziel gesetzt, zentrale Gedanken der dgv-Kommission Kulturanalyse des Ländlichen weiterzuentwickeln. Gemeinsames Vorhaben war eine Auseinandersetzung mit Lebens- und Arbeitsgemeinschaften im ländlichen Raum, mit Verbindungen zwischen Wirtschaften und Alltag und mit einer *Multispecies Ethnography* ländlicher Ökonomien.

Fenske (Würzburg) begründete das Programm mit dem Anliegen, Möglichkeitsräume der Zukunft zu erschließen. Sie stellte die folgenden Leitfragen: Wie wird den aktuellen sozio-ökonomischen und ökologischen Herausforderungen begegnet und welche Alternativen bieten sich in der Landwirtschaft? So drückte sie die Hoffnung aus, dass die Diskussionen auch Impulse für die Entwicklung ländlicher Räume liefern würden. Mehrere Programmpunkte waren dementsprechend auf die Praxisbereiche sowie auf inter- und transdisziplinäre Dialoge ausgerichtet. Die rein (kultur-)wissenschaftlichen Beiträge überwogen jedoch und rahmten die Praxisexkurse bzw. Beiträge aus anderen Disziplinen.

Den Einstieg in die Thematik machte die Kulturwissenschaftlerin *Friederike Gesing* (Bremen), indem sie divergente Rahmungen des „Gülleproblems“ durch LandwirtInnen, TierhalterInnen

und BürgerInnen im Oldenburger Münsterland auffächerte. Diese fasste sie als eine „Strategie der Verräumlichung“ zusammen, wobei ihr Ansatz ein *studying through* der neuen, strengeren Düngeverordnung darstellte. Die Diskussion zum Vortrag kreiste um die Frage, ob Verräumlichung heiße, dass das Problem nicht ursächlich bekämpft wird – und wie ein nachhaltiger Wandel der Massentierhaltung aussähe. „Nitratfreie Produkte“ erschienen als ein Lösungsansatz. Während Gesing eine Vielfalt menschlicher Perspektiven aufgezeigt hatte, kam bei *Jadon Nisly* (Bamberg), einem Historiker und Europäischen Ethnologen, das Thema *Multispecies* stärker zur Geltung. Er zeigte, wie die sogenannte agrarökonomische Aufklärung die Formen der Zusammenarbeit und Beziehungen zwischen Menschen und Kühen allmählich wandelte, denn Ende des 18. Jahrhunderts wurde die ganzjährige Stallhaltung propagiert. Nisly zitierte historische Dokumente, aus denen hervorgeht, wie unterschiedliche Vorstellungen von tierischer Agency diskutiert wurden. Nach Nisly traten *Marie-Helene Wichmann* (Kulturwissenschaft), *Carolin Johansen* (Informatik) und *Thorsten Kluß* (Psychologie) aus Bremen auf die Vortragsbühne; sie vertraten das Projekt *Urban Agriconnect (UAgriCo) – Dynamisches Modell des gesellschaftlichen Wandels zur Bioökonomie im urbanen Raum*¹. Es beschäftigt sich mit urbaner Agrikultur als einem Netz aus *Multispecies*-Entitäten. Den Ausgangspunkt ihrer Studie bildet die Frage, wie im städtischen Raum kleinbäuerliche Strukturen und alternative Wirtschaftsformen unterstützt werden können. In der Präsentation beschrieben sie das Vorgehen, speziesübergreifende Vernetzung von urbaner Imkerei und Agrikultur her zu verstehen und in einem Computermodell abzubilden.

Noch tiefer in die Praxis – weiter mit Blick auf das Ländliche in der Stadt – bewegten sich die Freizeit-Imkerinnen und Bienenaktivistinnen *Stefanie Breil* und *Iris Pinkepank* (HonigConnection, Köln)² sowie die Künstlerin *Bärbel Rothhaar*³ (Berlin). Pinkepank und Breil hielten einen engagierten Vortrag, der Fragen nach gesellschaftlicher Veränderung angesichts des Insektensterbens aufwarf. Die Vision der

1 <https://www.uni-bremen.de/kultur/forschung/forschungsprojekte/urban-agricconnect-uagrico-dynamisches-modell-des-gesellschaftlichen-wandels-zur-biooekonomie-im-urbanen-raum/> (Zugriff: 7.8.2019).

2 <https://www.honigconnection.com/> (Zugriff: 7.8.2019).

3 <http://www.baerbel-rothhaar.de/> (Zugriff: 7.8.2019).

beiden Frauen ist eine „bunte, kleinteilige und lebenswerte Welt“, in der Pflanzen und Tiere den Menschen gleichberechtigt sind. Gleichzeitig teilten sie ihre alltäglichen Fragen, wie solche Sichtweisen auf Nachhaltigkeit vermittelt werden könnten. Auch aus Rothaars Präsentation sprach eine enge Beziehung zur Biene und die Auseinandersetzung mit Nachhaltigkeit und Umweltbildung. Rothaar engagiert sich zum Beispiel in Projekten für Bienenwahrnehmung und urbane Waldgärten. So lässt sie Bienen ihre Wachsskulpturen umarbeiten und pflanzte mit BürgerInnen öffentlich nutzbare Obstgehölze neben eine Kleingartenanlage. In der anschließenden Diskussion wurden Rothaar kritische Fragen gestellt, die das Thema Gleichberechtigung verschiedener AkteurInnen in ihren Projekten aufgriffen. Rothaar hatte einerseits von Vandalismus während ihres Baumpflanzungsprojektes berichtet, andererseits räumte sie jedoch den Bienen das Recht ein, ihre Kunstwerke zu zerstören. Von den Bienen schwenkte *Helena Ruotsala* zu den Rentieren. Der umfangreiche Vortrag der Professorin für Europäische Ethnologie (Turku) entfachte sich am Gegensatz von Alltag und Urlaubsparadies, als das Finnland von Einheimischen und TouristInnen konträr wahrgenommen wird. Ruotsala gab einen Abriss über verwobene Entwicklungen: das Entstehen von Saisonarbeit und Multilokalität, den Rückgang von Dienstleistungen auf dem Land und die Folgen des Klimawandels. Im Nachgang gab es Anmerkungen zu zwei ihrer verwendeten Konzepte: Sollte das Idealbild Vollerwerb nicht hinterfragt werden? Und sei die Trennung in ländlichen und städtischen Raum nicht hinfällig und stattdessen von einer Hybridität zu sprechen?

Der nächste Tag begann mit zwei Vorträgen, in denen es um die Erhaltung kulturellen Erbes im ländlichen Raum ging. Der Vortrag von *Andrea Graf* (Bonn) fiel durch eine methodische Besonderheit auf: Die Kulturanthropologin zeigte Ausschnitte aus ihrem Filmprojekt⁴, in dem Narrative von Wald-, Museums- und SägewerksmitarbeiterInnen wiedergegeben werden. Aus den Sequenzen arbeitete sie heraus, wo eine Handlungsmacht der Säge(n), Borkenkäfer und Wildtiere sichtbar wird. Beispielsweise analysierte sie, wie die mit emotionalen Bedeutungen aufgeladene historische Gattersäge Menschen zu

4 https://rheinische-landeskunde.lvr.de/de/volkskunde/themen/ arbeitswelt_forst/arbeitswelt_forst.html (Zugriff: 7.8.2019).

einer Vereinsgründung veranlasste. Auch im Forschungsfeld von *Oli-
ver Müller* (Bonn) werden Vorstellungen von Landleben ausgehandelt
und rekurren Menschen angesichts ländlicher Wandlungsprozesse
auf die Vergangenheit. Er forscht im Projekt *Partizipative Entwicklung
ländlicher Regionen. Alltagskulturelle Ausbandlungen des LEADER-Pro-
gramms der Europäischen Union*⁵. Sein Vortrag handelte von der Agency
des EU-Regimes, aber auch der Pflanzen, Tiere und AnwohnerInnen
rund um eine Initiative zur Rekonstruktion einer Kulturlandschaft.
Gemeinsam konstituieren sie die Aulandschaft „Pappeldriesch“. Sei-
nen Forschungsgegenstand theoretisierte Müller als „rurale Naturen“:
eine Zusammensetzung aus physischen Orten mit eigenen Affordan-
zen und den sozialen Gebilden, die durch Praktiken des Erinnerns,
Bewahrens und der Aufmerksamkeit ein Placemaking betreiben.

Die folgenden beiden Präsentationen machten einen
Schwenk zur industriellen Massenproduktion. Der Agrarhistoriker
Ernst Langthaler (Linz) betrachtete das neoliberale Nahrungsregime
am Beispiel der Sojabohne. Langthalers These lautete: in der bishe-
rigen agrargeschichtlichen Forschung fehle die Agency der Pflanzen!
Es müsse von einem hybriden Akteursnetzwerk aus Regime, Wider-
stand, Sojapflanze, Herbiziden und Superunkräutern gesprochen
werden. Das Publikum überlegte daraufhin: Müssten wir mit diesem
Neomaterialismus die Praxistheorie überdenken? Auch wurde nach
einer konkreten Anwendbarkeit gefragt – ob der Ansatz helfen könne,
Lösungen für die Probleme der Industrialisierung zu finden. *Barbara
Wittmann* (Vergleichende Kulturwissenschaft, Regensburg) lieferte
einen Beitrag zum Akteursverständnis von IntensivtierhalterInnen.
Diese kämpfen mit schwindender gesellschaftlicher Anerkennung.
Ein Fazit war, dass in der Massentierhaltung sowohl menschliche als
auch tierische Agency eingeschränkt seien – obschon Wittmann für
einen differenzierenden Blick auf die Branche plädierte.

Diese gedanklichen Anregungen nahmen die Tagungsgäste
mit auf eine Fährfahrt über den Main, während der sie Informationen
über die vielfältige Nutzung des Flusses, entstandene Umweltpro-
bleme und Renaturierungsmaßnahmen erhielten. In der Bayerischen
Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau (LWG) in Veitshöch-

5 <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/322783243?context=projekt&task=showDetail&tid=322783243&> (Zugriff: 7.8.2019).

heim, zu der die Exkursion führte, standen Veränderungen durch den Klimawandel im Fokus. Eine Gartenbauführung stellte zahlreiche, auf Forschungen der Anstalt basierende Möglichkeiten vor, wie man sich im Gartenbau an den Klimawandel anpassen und dessen Mechanismen sogar eindämmen kann. Dieser Programmpunkt war rein anwendungsorientiert und stellte keine kulturwissenschaftlichen Bezüge her.

In einer Diskussion über den Klimawandel bzw. die Klimakrise tauschten sich aus: *Catrin Gersdorf* (Amerikanistin, Würzburg), *Hermann Kolesch* von der LWG, *Werner Krauß* (Kulturanthropologe, Zentrum für Nachhaltigkeit Bremen), *Heiko Paeth* (physischer Geograph, Würzburg) und *Leonore Scholze-Irrlitz* (Europäische Ethnologin, Berlin). Es war durchweg zu spüren, wie sich die natur- und geisteswissenschaftlichen Fronten aneinander rieben in ihrer Deutung des Klimawandels. Scholze-Irrlitz, Gersdorf und Krauß sprachen Probleme an, die über den Klimawandel hinausreichen und sich auf die Denkkonzepte im Umgang damit bezogen. Es gebe verschiedene Arten, die Daten zu erzählen und zu deuten, sagte etwa Gersdorf. Kolesch und Paeth plädierten stattdessen dafür, der Wahrscheinlichkeit einer Klimakrise nicht durch Metadiskussionen auszuweichen. Die anwesenden KulturwissenschaftlerInnen begriffen sich jedoch eher als einen Echoraum für die Gesellschaft. Scholze-Irrlitz erläuterte, dass eine Diskussion um Teilhabe ihr zentraler für den ländlichen Raum erscheine als das Sprechen über den Klimawandel. Krauß kritisierte die mangelnde Thematisierung undemokratischer Politik. Ernst Langthaler aus dem Publikum erklärte den Industriekapitalismus als zu beachtendes Problem. Hiermit wirkten Paeth und Kolesch wenig zufrieden. Zumindest darüber, dass die Maxime Selbstverwirklichung veraltet sei und man sich bewusster werden müsse, wie alles mit allem zusammenhängt, schien Einigkeit zu herrschen.

Tag drei führte von der Praxis zurück in den wissenschaftlichen Diskurs. *Renate Bärnthol*, *Beate Partheymüller*, *Christa Schleicher* und *Ariane Weidlich* waren aus den Freilichtmuseen Fladungen und Bad Windsheim angereist und nahmen an einer transdisziplinären Diskussionsrunde mit der Organisatorin *Arnika Peselmann* teil. Peselmann fragte zum Beispiel, worum es diesen Institutionen bei der Vermittlung von Ländlichkeit gehe und wie sie mit der Kritik einer Idealisierung von Ländlichkeit umgingen.

Im Anschluss stellte *Ina Dietzsch* (Kulturwissenschaft, Basel) ein Forschungsprojekt zu digitaler Landwirtschaft vor: *Digitales Leben in einer sich transformierenden Landwirtschaft*⁶. An dieser aktuellen Entwicklung interessiert sie unter anderem, welche Weltzugänge hinter den Transformationen stehen und wie sie sich auf Betriebe auswirkt. Aus ihrer Forschung ergaben sich erste Erkenntnisse, wie Grenzen in Mikropolitiken neu ausgehandelt (z. B. durch Dating-Apps für Rinder), Legitimierungen gesucht werden und LandwirtInnen neue Freiheiten gewinnen. Auch die Kulturwissenschaftlerin *Lina Franken* (Hamburg) forscht zu Digitalisierung und ihrer Akzeptanz, allerdings im Fall der Telemedizin. Im Vortrag diskutierte sie, wie Telemedizin argumentativ dargestellt und auch darüber Ländlichkeit ausgehandelt wird.

Den Abschluss der Tagung bildeten die kulturwissenschaftlichen Beiträge von *Anja Decker* (München) und *Judith Schmidt* (Mainz). Beide erforschen Praktiken und Lebenskontexte kleiner landwirtschaftlicher AkteurInnen. Deckers Forschungsfeld ist das Milieu urbaner AkademikerInnen, die sich für ein selbstversorgendes Leben in Westböhmen entschieden haben. Die „Lifestyle-MigrantenInnen“ wenden laut Decker subversive und konträre Strategien an, um ihrer „romantischen Idee der Einheit von Arbeit und Leben“ trotz prekärer Verhältnisse treu zu bleiben. Sie arbeitete außerdem die marginalisierte Position der lokalen Arbeiterschicht heraus. Judith Schmidt ging in ähnlicher Weise vor, um Überlebensstrategien im ländlichen Raum nachzuzeichnen. Sie hat biografische Interviews mit rumänischen SaisonarbeiterInnen geführt.

Insgesamt wurde die Tagung ihrem Anspruch gerecht, vielfältige Perspektiven aufzuzeigen und Multispecies-Ansätze zu versammeln. In den Vorträgen wurden zahlreiche Entwicklungen ländlicher Ökonomien sichtbar: aktuell und politisch induziert, historisch und die Arbeitsalltage von Mensch-Tier-Beziehungen betreffend, in Stadt-Land-Wechselbeziehungen usw. Dabei wurden der Klimawandel, Nutzpflanzen, Unkräuter, Wildtiere, Bienen, aber auch Politiken und Technologien nicht nur als Folgeerscheinungen oder Beiwerk aufgefasst. Die Vortragenden versuchten sich daran,

6 https://forschdbz.unibas.ch/infz/rm_projects/object_view.php?r=4483825&type=1 (Zugriff: 7.8.2019).

sie als AkteurInnen in ihre Forschungen einzubinden. Dies wurde in den unterschiedlichen Vorträgen mal mehr und mal weniger deutlich.

Viele Präsentierende befassten sich mit Aushandlungsprozessen und Machtverschiebungen, die zentrale gesellschaftliche Bewegungen und Interdependenzen widerspiegeln. So ging es um nostalgische Regungen, den kritischeren Blick der Bevölkerung auf die land- und forstwirtschaftliche Urproduktion und alternative Lebensentwürfe. Einige der Vortragenden arbeiteten demgegenüber auch konkret an Lösungsansätzen. Diese Lösungen weiterzudenken, hätte den Rahmen gesprengt und ihre Systematisierung war wohl auch nicht Ziel der schwerpunktmäßig wissenschaftlichen Tagung. Die starke Anwendungsorientierung spiegelte sich jedoch in den Diskussionen wider und schien im Interesse der TeilnehmerInnen zu liegen.

Dass die Atmosphäre der Tagung auch fachfremde Beiträge willkommen hieß, war nicht nur sehr angenehm und erfrischend, sondern auch fordernd. Die heterogenen Programmpunkte befanden sich zwar in sinnvoller Reihenfolge, lieferten Einsichten über den kulturwissenschaftlichen Tellerrand hinaus und entfachten lebendige Diskussionen. Sie wurden theoretisch und inhaltlich jedoch wenig verknüpft. Auch was es heißt, Multispecies-Forschung zu betreiben, hätte tiefer und vergleichender diskutiert werden können.

CORRIE EICHER

**Bericht zur 11. Jahresmitgliederversammlung und Tagung
des Vereins netzwerk mode textil e. v. mit Rahmenprogramm,
3. bis 5. Mai 2019, Berlin**

Gastgeber für die Tagung im Jahr 2019 war der Lette-Verein in Berlin-Schöneberg, der 1865 von Wilhelm A. Lette mit dem Ziel der „Förderung des weiblichen Geschlechts“ gegründet wurde. Heute befinden sich in dem Berufsausbildungszentrum mehrere Schulen und Studienzweige, die nicht mehr nur für Mädchen zugänglich sind. Die Ausbildung Modedesign und deren Räumlichkeiten konnten die Mitglieder des Netzwerks im Rahmen eines Rundgangs kennenlernen.

Am ersten Vormittag wurden vier spannende Programmpunkte zur Wahl angeboten. Man konnte die Aktivitäten des Lette-Vereins genauer kennenlernen oder die Sammlung Modebild und Grafikdesign im Gebäude des Kunstforums unter Leitung von Philip Zitzlperger besuchen. Eine Gruppe entschied sich für eine Führung durch die Kostümwerkstätten des Bühnenservice Berlin. Ein besonderes Erlebnis war die Kuratorenführung durch die Ausstellung *Hochzeitsträume* im Museum Europäischer Kulturen (MEK). Hier ging es vor allem um die Visualisierung von Emotionen und Vorstellungen, die mit „Hochzeit“ verbunden sind. Zahlreiche Einzelobjekte waren in Vitrinen ausgestellt, Hochzeitskleider mit der gesamten Brautausstattung aus verschiedenen Ländern wurden in Kojen präsentiert. Hochzeitsbräuche aus dem jüdischen, türkischen und deutschen Kulturkreis wurden in Videos und Installationen gegenübergestellt. Im letzten Teil der Ausstellung konnte man künstlerische Positionen und Arbeiten von ModeschülerInnen zur Thematik Hochzeitskleid besichtigen. Für TextilexpertInnen und EthnologInnen waren vor allem die zahlreichen speziellen Brautkronen und Kränze aus Ungarn, der Krim, Makedonien, Nordfriesland und aus einigen anderen deutschen Regionen interessant. Ein besonders bemerkenswertes Objekt war die sogenannte Totenkrone, die unverheirateten Verstorbenen aufgesetzt wurde. Die Totenkrone ersetzte so die im Leben nicht erhaltene Brautkrone für die jungen Frauen und Männer und zeugte von der großen Bedeutung, die der Heirat beigemessen wurde.

Am Nachmittag fand der erste Teil des Offenen Forums für Netzwerk-Mitglieder und Gäste statt. Mehrere Mitglieder hatten die Gelegenheit, ihre Arbeitsschwerpunkte in einem Kurzreferat zu präsentieren. Das Offene Forum war wie jedes Jahr sehr informativ und bereichernd. Besonders NachwuchsforscherInnen nahmen diese Möglichkeit zum Austausch mit den unterschiedlichen Mode- und TextilexpertInnen gerne in Anspruch.

Dabei referierte *Lioba Keller-Drescher* (Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Westfälische Wilhelms-Universität Münster) über die Trachtentafeln der sogenannten „Zürnerschen Landesaufnahme“ als Quelle für die Kleidungs-geschichte des frühen 18. Jahrhunderts. Es handelte sich hier um eine frühe statistische Erhebung mithilfe schriftlicher Aufzeichnungen und exakter Zeich-

nungen von Landschaften, Stadtprospekten usw. im Gebiet Sachsen. Für die Kostümforschung des frühen 18. Jahrhunderts ist es von großem Interesse, dass auf den Landschaftstafeln auch die damals übliche Kleidung exakt dargestellt wurde. Einen wertvollen Beitrag für den Erhalt alter Textiltechniken im Erzgebirge leistet *Bettina Levin* (Sehmatal/Sehma), die in ihrem Referat drei alte Posamenterie-Techniken vorstellte. Das Perlenhäkeln wurde in der Region bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts von 9.000 Perlenhäklerin in Heimarbeit ausgeübt. Levin präsentierte Musterpatronen, den Fädelpatronen für die Perlen, aufgefädelt Perlestränge und Fädelpatronen, in denen die Reihenfolge der verschiedenfarbigen Perlen aufgezeichnet war. In der zweiten fast vergessenen Technik, der Perlfransenherstellung, musste eine Frau pro Monat 15.000 Meter Perlfransen als Verzierung von Säumen, Taschen, Kopfbedeckungen und Vorhängen herstellen. Im Turmmuseum in Geyer ist noch das Werkzeug zu dieser fast verschwundenen Technik, zum Beispiel Perlnadeln, Fransenstöcke und Fädelschalen, zu besichtigen. Als weitere Technik stellte sie den Schling-Gorl vor, mit dem sogenanntes Schlingzeug, eine Bortenart, hergestellt wurde. Für diese alte Technik verwendete man das Böckel, das Gorlrad und die Schlingwelle. Levin legt nicht nur Wert darauf, die alten Arbeitstechniken ihrer Heimat wiederzubeleben, sondern auch auf die schlechten sozialen Bedingungen der Heimarbeiterinnen, deren große Arbeitsbelastung bei schlechter Bezahlung hinzuweisen.

Besonders für ModedesignerInnen und KostümhistorikerInnen ist das Arbeitsfeld von *Alexis Schwarzenbach* (Fachbereich Design und Kunst, Hochschule Luzern) interessant, der über die zürcherische Seidenindustrie-Gesellschaft und ihre Projekte referierte. Es handelt sich dabei um einen Verein von ehemaligen und aktiven Unternehmern der Seidenindustrie in Zürich, der auch mit dem Textilmuseum St. Gallen zusammenarbeitet. Man fördert Mode- und Designveranstaltungen, wie zum Beispiel den Design Preis Schweiz. Das aktuelle Archivprojekt *SILK* dient der Sicherung und Aufarbeitung der Bestände der Zürcher Seidenindustrie. Dabei wurden Musterbücher in Firmenarchiven, im Staatsarchiv und im Nationalmuseum durchgesehen. Aufgefundene Textilien/Seidenstoffe werden gereinigt und kommen danach ins Staatsarchiv. Genutzt werden die Seidenmuster aus dem späten 19. bis Anfang des 21. Jahrhunderts von Designe-

rInnen, AusstatterInnen und KostümbildnerInnen.¹ Seit 2016 kann man das Webportal *Silk Memory* gratis online nutzen. Im Jahr 2020 erscheint zu diesem Projekt der Band *Silk History since 1800*.

Gesa Kessemeier (Berlin) referierte über die Modestadt Berlin und die Geschichte der Berliner Konfektion sowie der Modosalons 1836 bis 1936. Für ihr Buchprojekt *Modestadt Berlin 1836–1936* hat sie zahlreiche historische Quellen wie Adressbücher, Bildarchive und Architekturpläne aufgearbeitet, da durch Zerstörung und Vertreibung andere schriftliche Aufzeichnungen fehlen. Kessemeier forscht zu ca. fünfzig Modehäusern der Berliner Modellkonfektion, zu deren Führungspersönlichkeiten und zu dahinterliegenden Familiengeschichten. Auch im nächsten Vortrag ging es um historische Modeforschung. *Melanie Haller* (Institut für Kunst/Musik/Textil, Universität Paderborn) präsentierte ein Projekt, in dem sechzig Studierende die ehemaligen Mitarbeiterinnen der Firma des Couturiers Werner Lauer als Zeitzeuginnen befragten. Der Fokus liegt auf erzählter Modegeschichte zur Haute Couture von 1950 bis 1970.

Die Doktorandin *Nathalie Dimic* (Institut für Kunst und materielle Kultur, TU Dortmund) berichtete über die kulturhistorische Untersuchung zur Ausstellung *Glanz und Grauen: Mode im Dritten Reich*². Man untersuchte 1.000 Kleidungsstücke aus dem Industriemuseum Ratingen und wertete Zeitzeuginnen-Interviews aus. In ihrem Dissertationsprojekt befasst sie sich mit Frauen als Fotografinnen. Der Lette-Verein beispielsweise wurde für Mädchen aus bürgerlichen Familien gegründet, damit diese in ein Erwerbsleben einsteigen konnten. Nach der ersten Schulgründung im Jahr 1872 wurde schon 1890 die fotografische Lehranstalt für Schülerinnen eröffnet. Man hielt Mädchen als geeigneter für den Fotografieberuf, weil man die notwendigen Eigenschaften wie Geduld, Sorgfalt, Konzentration und Einfühlungsvermögen als charakteristisch weiblich einstufte.

Ein sehr aktuelles Thema des 21. Jahrhunderts sprach *Heike Derwanz* (Sprach- und Kulturwissenschaften, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg) an. In ihrem Forschungsbereich befasst sie

1 www.silkmemory.ch (Zugriff: 8.8.2019).

2 *Glanz und Grauen. Kulturhistorische Untersuchungen zur Mode und Bekleidung in der Zeit des Nationalsozialismus*. Ratingen: LVR-Industriemuseum, Textilfabrik Cromford, 2018.

sich mit Textil-MinimalistInnen und der Frage, ob diese PionierInnen einer nachhaltigen Praxis seien. Derwanz ging der Frage nach, ob das Wissen über Nachhaltigkeit das Konsumverhalten in Bezug auf Kleidung verändere, und stellte fest, dass die Beweggründe dafür, seine Habe bewusst zu reduzieren, unterschiedlich seien. Durch vielfältige empirische Methoden wie Kurzfragebögen, Bekleidungs-Tagebücher, genaue Kleiderschrankkontrollen usw. wurden viele Daten erhoben und analysiert. Dadurch zeigten sich einzelne Typen von MinimalistInnen: unter anderem solche, die nur eine einzige Kleidung für alle Anlässe verwenden, oder andere, die nur wenige, aber zusammenpassende Kleidungsstücke besitzen, oder solche, die nur so viele Kleidungsstücke besitzen, wie in ein bestimmtes Schrankformat passen.

Nach den aufschlussreichen Vorträgen des ersten Nachmittags erlebten die Netzwerk-Mitglieder eine inspirierende Modenschau und konnten sich beim anschließenden Festessen austauschen.

Am nächsten Tag fand die 11. Mitgliederversammlung mit der Wahl des neuen Vorstands statt. Gundula Wolter wurde für ihre großen Verdienste geehrt und feierlich verabschiedet. Elisabeth Hackspiel, die seit der Gründung dem Vorstand angehört, bekleidet nun das Amt der ersten Vorsitzenden. Man berichtete über die Entwicklung des Vereins, unter anderem über den aktuellen Mitgliederstand. Von 289 Personen (davon 27 institutionelle Mitgliedschaften) sind die meisten aus Deutschland, 28 aus Österreich, 25 aus der Schweiz und 13 aus weiteren Ländern. Im Anschluss wurden jene Mitglieder vorgestellt, die Funktionen für die unterschiedlichen Bereiche des Vereins übernommen haben. Danach wurden regionale Aktivitäten der einzelnen Ländergruppen vorgestellt, wie zum Beispiel eine Veranstaltung am Volkskundemuseum in Wien unter der Leitung von Kathrin Pallestrang. Nach der Mittagspause präsentierte Hildegard Ringena die neue Netzwerk-Website und die Anwesenden wurden aufgefordert, wissenschaftliche Abschlussarbeiten zu den Themen Mode/Textil in die *nmt*-Datenbank zu stellen. Weitere Themen waren der aktuelle Stand der Winter School und Spring School, eines speziellen Doktorandenkolloquiums, das teilweise auch in Wien stattfindet. Michaela Breil sprach am Schluss über das Jahrbuch 2018/19, in dem Beiträge aus dem wissenschaftlichen, aber auch aus dem künstlerischen Bereich veröffentlicht werden.

Im anschließenden zweiten Teil des Offenen Forums präsentierte *Uta Bergemann* (AMD Akademie für Mode und Design, Hochschule Fresenius, Deutsches Textilmuseum, Krefeld) das Projekt *Kimono, Burka, Bogolan: Traditional and Contemporary Ethnic Costumes of Migrants*. Dabei handelt es sich um ein Forschungs- und Ausstellungsprojekt der AMD Düsseldorf und des Deutschen Textilmuseums Krefeld im Rahmen des internationalen EU-Projekts *Fabric of my Life*. Hier liegt der Focus darauf, dass durch Migration aus verschiedenen Regionen auch neue Bekleidungsformen ihren Weg nach Europa finden. Bei diesem EU-Projekt, an dem die Studiengänge Modedesign, Kulturwissenschaft, Management und Kommunikationswissenschaften beteiligt sind, untersucht man Bekleidungsstraditionen und Trageweisen unterschiedlicher Gruppen, zum Beispiel aus Ghana, Syrien, Japan, Kleinasien und Marokko. Im Mai 2020 soll zu den Ergebnissen eine Ausstellung stattfinden.

Das Forschungsgebiet von *Regina Lösel* (Institut für Kunst/Musik/Textil, Kulturwissenschaft des Textilen, Universität Paderborn) ist die Rekonstruktion von Bewegung beim Tragen bestimmter Bekleidungsformen aus der Zeit von 1850 bis 1910 auf Basis der durch Bewegung entstandenen Abnutzungsspuren an der Kleidung.

Brigitte Leben stellte ihr Arbeitsfeld als Kuratorin der Textilkunst-Galerie in Salzburg im Zusammenhang mit der Sammlung Aichhorn vor. Die Galerie präsentiert jährlich eine Ausstellung in Bezug auf Kleidung, zum Beispiel Saris, Batikkleidung, Sarongs und Phulkaris aus dem reichen Bestand der Sammlung, oder spezielle Objekte, zum Beispiel Goldhauben oder japanische Kasuris aus anderen privaten Sammlungen. Die große Textilsammlung von Ferdinand Aichhorn, die in drei Büchern (Ikat, Batik, Stickereien) dokumentiert ist, wurde bisher noch kaum durch einschlägige Forschung aufgearbeitet.³

Am Vormittag des letzten Tages hatten die Mitglieder Gelegenheit, vier interessante Angebote in Kleingruppen zu nutzen: Zur Auswahl standen ein Atelierbesuch bei der Künstlerin Alexandra Hopf, ein Atelierbesuch bei Twist, eine Exkursion zum Alternativen Kostümfundus in Adlershof sowie ein Atelierbesuch bei Isabel Vollrath und Peter O. Mahler. Diese Exkursionen führten an Standorte,

die normalerweise nicht öffentlich zugänglich sind, was von den Teilnehmenden besonders geschätzt wurde.

Die 11. Mitgliederversammlung bot damit ein gut durchdachtes und hervorragend organisiertes Programm. Die Mitglieder können sich auf die nächste Versammlung und Tagung des Netzwerks mode textil e.v. im Mai 2020 freuen, die in Zürich, Luzern und St. Gallen stattfinden wird.

BRIGITTE LEBEN

**Bericht über den Workshop „Wissen – Akteur*innen – Praktiken“
am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV),
9. bis 10. Mai 2019, Dresden**

Das Riesa EfaU Kultur Forum e.V. bot den interessanten Raum für einen vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) organisierten Workshop zum Thema „Nachlässe als Quelle volkscundlich-kulturanthropologischer Wissensgeschichte“. Für die geglückte Umsetzung waren Nadine Kulbe, Antje Reppe und Claudia Dietze hauptverantwortlich.

Anlass für den Workshop bot ein vom Sächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst subventioniertes Verbund-Projekt der landesfinanzierten geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen Sachsens mit dem Titel *Virtuelle Archive für die geisteswissenschaftliche Forschung*¹, innerhalb dessen das ISGV eine Erschließung und Teil-Digitalisierung des Nachlasses von Adolf Spamer (1883–1953) erstellen wird. In ihrer inhaltlichen Einführung tangierte *Nadine Kulbe* bereits jene Aspekte aus der Geschichte des ISGV (samt Vorgängerinstitutionen), die mit der Biografie Spamers verknüpft sind. Spamer hatte ab 1926 einen Lehrstuhl für Deutsche Philologie und Volkskunde an der TH Dresden inne und zeichnete nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges für die Gründung des Institutes für Volkskunde der TH Dresden verantwortlich. Einen Fokus der Nach-

1 <https://www.saw-leipzig.de/de/projekte/virtuelle-archiv> (Zugriff: 31.7.2019)

lasserschließung bildet der Bildquellen-Fundus. Als Ausgangsthese formulierte Kulbe, dass volkskundliche Nachlässe eine bedeutende Quelle der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte sind. So dokumentieren Nachlässe nicht nur den/die NachlasserIn, „sie bergen auch materialisierte Praktiken der Datenerhebung und -auswertung, -präsentation und -vermittlung.“ Sie geben also Auskunft über die Bedingungen der Wissensproduktion, über zeitgenössische Praktiken des Sammelns und Kategorisierens und damit über die Aushandlung von Wissen. Die digitale Bearbeitung von Daten mache diese unbekanntes Bezüge sichtbar.

Referate von *Anita Bagus* und *Friedemann Schmoll* (Jena) rahmten den Workshop, wobei Bagus die Reflexion über die Relevanz von Fachgeschichte zur Erschließung von volkskundlichen Nachlässen oblag. Im ersten Teil ging sie auf Chancen und Grenzen der Fachgeschichte für die Nachlass-Erschließung ein und sprach besonders die Probleme der Fachgeschichtsschreibung an. Die argumentative Basis bildete ihre Dissertation *Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt* (2005) zum Institutionalisierungsprozess der Volkskunde am Beispiel der Hessischen Vereinigung für Volkskunde (HVV, Gießen). Spamer hatte in Gießen promoviert und spätere Netzwerke verwiesen auch auf diese Universität. In einem zweiten Schritt stellte Bagus das fachliche Herkunftsmilieu der VolkskundlerInnen vor und ging drittens auf das disziplinäre Umfeld der Volkskunde-AkteurInnen in Gießen ein. Adolf Strack, Albrecht Dieterich, Richard Wünsch und andere stehen für die überregionalen Ambitionen der HVV sowie die Vertretung in der universitären Lehre, anfangs fast immer bei Nachbardisziplinen. Eine besondere Rolle spielten dabei die Altertumsforschung und die Religionswissenschaft. Wichtig war Bagus der Plural Fachgeschichten. Für die Fachgeschichtsschreibung der Frühzeit der Volkskunde sei der Blick auf Vorbild-, Nachbar-, Konkurrenz- und Hilfsdisziplinen wichtig. „Mutterdisziplinen“ vieler VolkskundlerInnen waren die Philologien.

Der Kunsthistoriker *Ole Wittmann* (Hamburg) beschäftigte sich mit Möglichkeiten, wie im Zeitalter von Social Media und Kommunikationsplattformen im Internet kulturwissenschaftliche Ergebnisse InteressentInnen und einen Markt (z. B. für Bücher, PR-Artikel) finden. Dazu gehören ein übersichtlich gestalteter Internetauftritt und – je nach Diversifikationsbedarf – mehrere Homepages.

Am Beispiel des „Nachlasses Warlich“² (Christian Warlich, 1891-1964) zeigte Wittman in instruktiver Weise, welche Möglichkeiten, besonders der Recherche und des Sammels, sich zum Thema Tattoo im Internet ergeben. Besonders das für eine Ausstellung und die verdichtete Biografieforschung notwendige Finden von ZeitzeugInnen, von TrägerInnen der Warlich'schen Tattoos ist über Instagram und Facebook möglich. Auch die Herausgabe eines Buches via Crowd-Funding und die Planung weiterer Publikationen stellte Wittmann vor, wobei er auch die rechtlichen Auflagen (z. B. Markenschutz) streifte. Seine Kern-Projekte finanziert Wittmann über immer neu entwickelte, verkäufliche Artikel(-gruppen). Insgesamt war Wittmanns Vortrag ein Beitrag zu (auch ökonomisch) gelingender Tätigkeit als kulturwissenschaftlicher Teilzeit-Freiberufler. In der angeregten Diskussion wurden Ausstellungsgestaltung, Ideenentwicklung und Forschungsfragen angesprochen.

Die an der Humboldt-Universität tätige *Franka Schneider* (Berlin) zeigte in ihrem Referat zum BMBF-Verbundprojekt *Foto-Objekte*³, dass kollaborative Arbeit zwischen vier Institutionen – der Antikensammlung und der Sammlung Fotografie der Staatlichen Museen zu Berlin, dem Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität und der Fotothek des Kunsthistorischen Instituts in Florenz – den Erkenntnishorizont und die Entwicklung von Forschungsfragen erweitern kann. Die Praxis, das eigene Archiv zu „entgrenzen“, KollegInnen aus anderen Disziplinen zu sich einzuladen und gemeinsam das Vertraute zu hinterfragen, kann zur Entwicklung der zentralen Thesen viel beitragen: Hierbei geht es „um die spezifische Materialität der Fotografie in ihren jeweiligen Erscheinungsformen“, die „Veränderungen der Fotografien selbst durch unterschiedliche Nutzungen und Gebrauchsweisen“ sowie die „Überlagerung der Bildhinhalte durch die verschiedenen wissenschaftlichen Fachdiskurse“. Relevanz gewann die Auslotung von „Unvergleichbarem“ wie die unterschiedliche Materialität von ca. 1.100 Negativrollen des Hahne-Niehoff-Archivs (Fotografien des Historikers Hans Hahne und des Fotografen und Dokumentarfilmers Heinz Julius Niehoff, 1928-1943) und den, in der Regel auf Karton montier-

2 <https://www.nachlasswarlich.de/> (Zugriff: 31.7.2019)

3 <https://fotobjekt.hypothesen.org/teilbestaende> (Zugriff: 9.7.2019)

ten, Fotos anderer Sammlungen. Dabei kam auch die Umnutzung (und zugleich Teil-Zerstörung) von offenbar ehemals nicht mehr als archivwürdig eingeschätzten, auf Katalogkarten geklebten Positiven des Hahne-Niehoff-Archivs als Buch-Stellvertreter, Karteireiter etc. zur Sprache.

Der Kulturanthropologe *Michael Münnich* (Hamburg) beschäftigte sich mit dem Tonbandnachlass Walter Hävernicks (1905-1983) am Museum für Hamburgische Geschichte (MHG). Der Hamburger Ordinarius und Museumsdirektor setzte Tonbänder als neuartiges Führungs- und Vermittlungsinstrumentarium ein. Münnich untersuchte 67 Magnettonbänder, die Hävernick im Museum, aber auch in der Lehre nutzte. Die Tonband-Technik steht dabei gleichermaßen für Hävernicks Forderung einer Großstadtvolkskunde wie auch für seine Technik-Affinität. Die Idee der Audio-Guides als akustische Wissensvermittlung wurde über die Tonbandführungen grundgelegt. In Hävernicks Feldforschungen kamen die Tonaufnahmen als Instrumente der Wissensgenerierung zum Einsatz, insbesondere für die sogenannte Seemannsvolkskunde. Im Rahmen von Hävernicks 25 Seereisen in der Nord- und Ostsee, die er auf Frachtschiffen durchführte, entstanden verdeckte Aufnahmen, die mit einem Mini-Drahtton-Recorder festgehalten und später auf Tonband überspielt wurden. Ein Vorläufer von E-Learning-Komponenten war Hävernicks Vorlesung vom Tonband, die er ab 1963 anbot. Der Tonband-Nachlass kann Auskunft über die generelle Ausstellungs-, Lehr- und Forschungspraxis sowie die Generierung und Vermittlung volkskundlicher Inhalte geben. Die Konsequenzen damaligen Lehrens, Forschens und Ausstellens sowie die Prämissen der Vermittlungsarbeit sind so zu erschließen.

Der von Jens Klingner (ISGV) verlesene Beitrag von *Siegfried Becker* (Marburg) war der Analyse des Nachlasses Ingeborg Weber-Kellermanns gewidmet, die schon mit ihren Lebensdaten 1918-1993 für Überlegungen zu Brüchen, Fortdauern, Anpassungsleistungen und Neuanfängen steht. Für Beckers Analysen boten Weber-Kellermanns Lebensstationen von der Dissertation auf der Basis der Sprachinselforschung der 1940er-Jahre bei Adolf Spamer über die Akademie der Wissenschaften in Ostberlin bis hin zur Entscheidung zur Habilitation und gleichzeitig jener, nach Marburg/Lahn zu wechseln, gute Anknüpfungspunkte. Becker verwob dabei Weber-Kellermanns Pub-

likationen mit ihren Materialsammlungen (z. B. Archive für Brauchforschung und für Kindheits- und Familienforschung), die sich heute größtenteils in Marburg befinden. Insgesamt konnte er zeigen, wie wissenschaftliches Veröffentlichen und das Anlegen von Materialsammlungen Hand in Hand gingen und Weber-Kellermann selbst mehrere Nachlässe gewinnbringend nutzen konnte: am prominentesten wohl jenen Wilhelm Mannhardts, aus dem sie ihre Habilitation entwickelte.

Anje Reppe (ISGV) widmete ihr Referat dem Blick auf ca. hundert Glückwunschkarten, die Adolf Spamer hauptsächlich zu seinem 60., 65. und 70. Geburtstag, also von 1943 an, erhalten hatte. Im Mittelpunkt standen wissenschafts- und mentalitätsgeschichtliche, sprachwissenschaftliche sowie personenspezifische Folgerungen.⁴ Die Grüße zu Spamers 60. Geburtstag sind durch wenig Kreativität gekennzeichnet. Eine Ausnahme bilden die illustrativ gestalteten Gratulationen der Berliner KollegInnen und SchülerInnen. In den Schreiben zu Spamers 65. Geburtstag 1948 lassen sich Bezüge zur Volkskunde finden. Anhand der Karten können Spamers Arbeitsfelder, sein Wirkungskreis wie auch sein Engagement um Vernetzungen nachvollzogen werden. Dabei liegt ein Schwerpunkt bei forschenden LaiInnen sowie Kunst- und Literaturschaffenden; vereinzelt sind auch Skurrilitäten wie eine Korrespondenz mit Hermann Hesse betreffs der Übersetzung von Hesse-Gedichten ins Gotische (erste Lehrveranstaltung Spamers) zu finden. Die wenigen Glückwunschschriften zum 70. Geburtstag sind wiederum persönlicher gehalten. Wissenschaftliche und private Beziehungen können klassifiziert werden.

Dem 1930 erschienenen Referenzwerk *Das kleine Andachtsbild vom 14. bis zum 20. Jahrhundert*⁵ widmete *Nadine Kulbe* (ISGV) ihren Vortrag und leuchtete die Entstehungshintergründe des Buches aus. Dieses bildete den Endpunkt einer jahrzehntelangen Forschungspraxis, die 1912 mit Lichtbildervortrag und Ausstellung im Verein für Volkskunst und Volkskunde in München bzw. 1908 bei Recherchen begann. Spannend ist an der Buchentstehung, dass diese weniger

4 <https://www.isgv.de/projekte/volkskunde/erschliessung-und-digitalisierung-des-nachlasses-adolf-spamer> (Zugriff: 31.7.2019)

5 Heute sind ca. 400 Exemplare der kleinformigen Heiligen-, Wallfahrts- oder Gebetbuchbildchen aus einer ursprünglich viel größeren Sammlung Spamers im ISGV erhalten.

von Spamer als vom Sammler Philipp von Kremer angeregt wurde. Die visuellen Quellen beschaffte sich Spamer über Antiquariate oder Besuche einschlägiger Ausstellungen bzw. Privatsammlungen. An Schriftquellen dienten Spamer Akten zu AndachtsbilderproduzentInnen und -künstlerInnen, Kodizes und Sekundärliteratur zu KünstlerInnenbiografien sowie zu technischen und kunsthistorischen Fragen. Hilfe bei der Bildbeschreibung holte er sich beim Kunsthistoriker Peter Halm vom Dresdener Kupferstichkabinett. Das Andachtsbild als kollektiver Sammlungsgegenstand eigne sich, so Kulbe, besonders als kollaboratives Arbeitsfeld zwischen SammlerInnen und FachkollegInnen. Nach der Publikation des teuren Buches, das sich noch dazu schlecht verkaufte, befasste sich Spamer nie mehr mit dem Andachtsbild. Insgesamt bot der Vortrag einen ambivalenten, spannenden und ungewöhnlichen Blick auf das Entstehen eines Referenzwerkes.

Friedemann Schmoll (Jena) bildete mit seinen Gedanken den Schlusspunkt. „Einschreiben ins Gedächtnis durch Vermächtnis“ – so der Kern des Referats. Anhand des Berichtes von Ingeborg Weber-Kellermann über den Transfer des Nachlasses Spamers nach Berlin zeigte Schmoll, wie es um das Weiterwirken via die Einschreibung der Erkenntnisse in RezipientInnen mittels des Nachlassbewusstseins⁶ ging. Schmoll problematisierte die verbindliche Formation des Nachlasses, die Grenze zwischen Verwahren und Entsorgen und kontextualisierte seine Überlegungen mit Quellenmaterial aus weiteren Archiven. Leben, Werk und Wirkung, der Dreiklang sei, so Schmoll, beim Blick auf Spamers Nachlass richtig. Ähnlich wie John Meier in der BRD legitimierte Adolf Spamer in der DDR durch seine – vom NS nicht korrumpiert erscheinende – Persönlichkeit gleichzeitig Neubeginn und Fortsetzung der Volkskunde. Schmoll ordnete Spamer auf interessante Weise in die Wissensgeschichte der Volkskunde ein, indem er Weber-Kellermanns Texte mit disparaten Quellen kontrastierte. Weber-Kellermann hatte Spamer ins 19. Jahrhundert (Vorbilder: Brüder Grimm) gerückt. Dabei wurde sein „Gemüt“ apostrophiert, ein Begriff, der seit Riehl gegen Szientismus in Stellung gebracht wurde. Beginnend bei Spamers sammlerischen Anfängen

6 Kai Sina, Carlos Spoerhase (Hg.): Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750-2000 (= marbacher Schriften, neue Folge 13). Göttingen 2017.

in Bayern über seine Habilitation (1921) bis zu seinem ambivalenten Umgang mit den neuen Machthabern ab 1933 analysierte Schmoll Spammers Handeln und die Auswirkungen. Ab 1936 musste Spamer seine faktische Demontage zur Kenntnis nehmen. 1938 argumentierte er angepasst und rechtfertigend zu den Vorwürfen des NS-Herrschafts-systems bezüglich einer zu geringen Berücksichtigung des *Rasse*-Ideologems, was das Nachkriegs-Bild des Unbeugsamen ins Wanken bringt. Seine Studien zur Tätowierung oder auch sein Interesse für Religiöses wurden ihm unter dem NS-Regime übel angerechnet; zu dieser Zeit Stigmata, die nach 1945 zu widerständigem Kapital umgewertet wurden. Er wurde zum Typus des „missbrauchten, aber im Kern denn doch integer gebliebenen Wissenschaftlers“.

Einzig die Programmierung einer mit „Workshop“ benannten Veranstaltung war etwas zu gleichförmig. Hier hätte man zum Beispiel verschiedene Präsentations- oder Vermittlungsformate erwarten dürfen. Thematische Sidesteps in Nachlass-Bereiche der österreichischen oder Schweizer Wissens- oder Wissenschaftsgeschichte waren im Workshop nicht vertreten.

MICHAEL J. GREGER

Bericht über die internationale Tagung „Creating Glass Lives. Konferenz und Workshop zur Zukunft im Glas“, Glasmuseum Frauenau und Bild-Werk Frauenau, 31. Mai bis 1. Juni 2019, Frauenau

Die Zukunft des europäischen Kulturerbes der Glasmacherei und Glasgestaltung wurde im Rahmen der internationalen Konferenz *Creating Glass Lives* von 31. Mai bis 1. Juni 2019 im ostbayerischen Frauenau diskutiert.

Hinter der Veranstaltung steht das Projekt *Glass Works*, in dem unter dem Motto *Taking Roots through Training and Networking* das Bild-Werk Frauenau als internationale Sommerakademie und Erwachsenenbildungseinrichtung in der Glasregion Bayerischer Wald, des Weiteren die Karl-Franzens-Universität Graz und die Königlich Dänische Kunstakademie mit einer Vielzahl an Partnern aus fünf glasproduzierenden Regionen in Europa – aus Tschechien,

Ostbayern, Dänemark, Lothringen und der Steiermark – zusammenarbeiten (www.glass-works.org). Das vierjährige Projekt wird im EU-Programm *Kreatives Europa Kultur* mit der Zielsetzung von Kompetenzentwicklung, Ausbildung und grenzüberschreitendem Austausch im Medium Glas im Spannungsfeld zwischen Kunst, innovativem Handwerk und traditionellem Kulturerbe gefördert. Ein Hauptziel ist es, langfristige Netzwerke zwischen Glasschaffenden aus unterschiedlichen Bereichen zu etablieren und Start-up-Trainings für angehende KünstlerInnen, KunsthandwerkerInnen und DesignerInnen anzubieten. Im Sinne einer angewandten Kulturwissenschaft ist dabei das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Graz nicht nur als Organisator der Auftaktkonferenz in Frauenau, einer internationalen Wanderausstellung und eines digitalen Handbuchs für Glasschaffende beteiligt, sondern es bringt sich auch maßgeblich ein, wenn es darum geht, aus dem Wissen um die historischen und soziokulturellen (und dabei stets grenzüberschreitenden) Arbeits- und Konsumkontexte der Glasmacherei Potenziale zukünftiger Entwicklung der beteiligten Glasregionen sowie junger Glasschaffender aufzuzeigen.

Die zweitägige Tagung stellte diese Frage nach zukunftsfähigen Konzepten für Glasschaffende und Regionen unter den Bedingungen von Globalisierung und Neoliberalisierung in den Mittelpunkt – eine Frage, die ebenso Ausbildungsstätten und glasproduzierende Manufakturen betrifft. Der erste Konferenztag gab auf Deutsch und Englisch Einblicke in historische Hintergründe und aktuelle Entwicklungen, Kontinuitäten und Neukonzeptionen in dänischen, schwedischen, tschechischen und bayerischen Glasorten und -regionen. Der zweite Tag im Akademiegebäude des Bild-Werks Frauenau, der in Form von Workshops abgehalten wurde, diente dem Austausch von Ideen und Erfahrungen selbstständiger Glasschaffender aus zwei Generationen und verschiedenen europäischen Ländern. In zwei Panels konnten sie in kurzen englischen Impulsvorträgen zum einen über „Networking and Collaborations“ und zum anderen über „Idealism and Business“ berichten. Anschließend wurden die Vorträge eines Panels in einem moderierten Workshop mit den Teilnehmenden vertiefend diskutiert.

Die tschechische Kunsthistorikerin und emeritierte Professorin *Sylva Petroná* (Prag) hielt den Festvortrag des ersten Tages.

Anhand einer Präsentation zeitgenössischer Glasobjekte stellte die Rednerin eine Dichte an herausragenden GlaskünstlerInnen, ProduktentwicklerInnen und HandwerkerInnen des 21. Jahrhunderts vor und sprach über den Wandel, aber auch über die Kontinuitäten in der stark internationalisierten Glas- und glasbezogenen Kunstszene in Tschechien. Das stärkste Charakteristikum der tschechischen Glasschaffenden ist ihre Kunst, es über die Jahre (und die Jahrhunderte!) immer wieder geschafft zu haben, auf die dynamischen Entwicklungen in Industrie, Markt, Geschmack und Gesellschaft zu reagieren. Inwiefern Glas seit viertausend Jahren ein kulturelles, soziales und innovatives Medium darstellt, behandelte *Katharina Eisch-Angus* (Universität Graz, Bild-Werk Frauenau). Mit Bildbeispielen und Fallgeschichten aus dem von ihr mitkonzipierten Glasmuseum Frauenau wurde ein historischer Bogen gespannt von den grenzüberschreitenden Traditionen europäischer Glashüttenkultur und kollaborativen Beziehungen von Manufakturen und KünstlerInnen zur Entwicklung des Orts Frauenau als einem Zentrum der internationalen Studioglasbewegung in den 1960er Jahren. Diese schuf wiederum die konzeptionelle, kollaborative und grenzüberschreitende Basis für die Gründung des Bild-Werks Frauenau in den späten 1980er Jahren und schließlich für das Projekt *Glass Works*.

Als besonders impulsgebend und wegweisend wurden die Vorträge der schwedischen und dänischen ReferentInnen empfunden. Die Insel Bornholm in Dänemark etwa wurde 2017 vom World Crafts Council zur europaweit ersten World Craft Region ernannt, wie *Jakob Bondo Schultz* (Center for Regional Crafts Grønbechs Gård, Bornholm, DK) referierte. Um gemeinsame Konzepte zu entwickeln und umzusetzen, müssen HandwerkerInnen, KünstlerInnen, Museen und Unternehmen ebenso wie die mit einem BA-Studiengang Glas und Keramik in Bornholm vertretene Dänische Kunstakademie und die Kommune an einem Strang ziehen. Die Museen im dänischen Holmegaard und im schwedischen Boda Glasbruk, die in stillgelegten Glasfabriken entstanden sind, verstehen sich nicht nur als Sammlungs- und Ausstellungsorte, sondern als aktive Kunst-, Bildungs-, Forschungs- und Begegnungszentren. Kuratorin *Mette Bielefeldt Bruun* (Museum Sydøstdanmark/Holmegaard Værk, DK, Eröffnung 2020) und Museumsdirektorin *Maja Heuer* (The Glass Factory, SE) erklärten in getrennten Vorträgen, aber mit ähnlichen

konzeptionellen Vorstellungen, wie wichtig Netzwerke, der Austausch von Wissen und Können sowie funktionierende Geschäftsmodelle (auch für den Museumsbetrieb) seien. Auch wenn es sich um Museen handelt, stehen im Zentrum immer noch die Produktentwicklung, die Ermöglichung hochwertiger Glasproduktion am Glasofen und in Veredelungswerkstätten sowie die Zusammenarbeit mit Gewerben. Anschaulich erzählten beide Referentinnen, wie vor Ort die Zusammenarbeit mit lokalen und internationalen GlaskünstlerInnen und DesignerInnen wie auch mit Bildungseinrichtungen passiere bzw. passieren solle. Ziel ist, ein öffentliches Verständnis für Geschichte und Sozialkultur der Glasmacherei zu wecken und zu zeigen, welche Ausdruckspotenziale dieses überlieferte, handwerklich-industrielle Wissen für die Gegenwart besitzt.

Der zweite Tag gab Einblicke in Realitäten und Strategien europäischer GlaskünstlerInnen in Hinblick auf Netzwerke, Kollaborationen und Business. Die angehende schweizerische Glaskünstlerin *Nathalie Flückiger* (Prag), die kalifornische Glas-Kulturmanagerin *Nadania Idriss* (Berlin Glas e. V., Berlin) und die deutsche Glaskünstlerin *Susanne Sorg* (glasspool e. V. Passau) sprachen im ersten Panel über ihre jeweiligen Werdegänge sowie die Gründung und Entwicklung ihrer Projekte auf Vereinsbasis. Es ging um die Arbeit und das Lernen mit dem Glas, um den sozialen Aspekt der Glasgestaltung, aber auch um Knotenpunkte, an denen sich Netzwerke entwickeln, es ging um Plattformen sowie Programme des Austauschs. Vor allem für angehende, selbstständige Glasschaffende sei es – so die einhellige Meinung – von enormer Wichtigkeit, Möglichkeiten und Orte zu finden, an denen sie arbeiten, sich weiterentwickeln und vernetzen können. Berlin Glas etwa bietet unter anderem vor allem auch im sozialen Bereich ein „Visiting Artist“-Programm an, innerhalb dessen die KünstlerInnen das dortige Studio nützen können. In diesem Sinne sollen die geplanten Start-up-Trainings des Projekts *Glass Works* in den Werkstätten des Bild-Werks Frauenau mit Praktika in Tschechien und Marketing-Kursen auf Bornholm eine Chance für NachwuchskünstlerInnen bieten, die Nathalie Flückiger und Ricardo Hoineff als StipendiatInnen ab Oktober 2019 auch nützen werden. *Ronald Fischer* (Glasfachschule Zwiesel, Atelier Männerhaut, Frauenau), der tschechische Glasgraveur Jaroslav Šára (Kolektiv Ateliers, Nový Bor, CZ), der brasilianische Künstler *Ricardo Hoineff* (Prag)

und der deutsche Kunsthandwerker *Cornelius Réer* (Nürnberger Glaswerkstätte) erzählten im zweiten Panel über ihre künstlerische Arbeit, über ihre Zusammenarbeit mit anderen und über ihre Geschäftsmodelle. Auffallend war bei den bayerischen und tschechischen Vortragenden die Verwurzelung im traditionellen Handwerk und in regionalen Glasindustrien, aber auch in der internationalen Studioglasbewegung. Dies betrifft sowohl die Ausbildungswege als auch den Idealismus, mit dem zeitgemäße künstlerische Projekte – von Rauminstallationen bis zur Designserie – für internationale Märkte verwirklicht werden. Beispielhaft arbeiten im nordböhmischen Nový Bor sechs befreundete Glaskünstler unter dem Namen Kollektiv Ateliers zusammen, das Jaroslav Šára als ein „Gesamtkunstwerk“ beschreibt. Die selbstständigen Künstler arbeiten flexibel, mit wenig bürokratischem Aufwand in unterschiedlichen Werkstätten unter einem Dach innerhalb eines kollaborativen Netzwerkes, das sich in der nordböhmischen Glasregion seit den frühen 1990er Jahren zwischen alteingesessenen Fabriken und Produktionsbetrieben, drei Glasfachschulen, einer lebendigen Designszene und einem auftrags- und projektorientierten Luxusmarkt entwickelt hat. Gerade im Vergleich mit den deutschen und österreichischen Glasregionen, wo der Niedergang der Handglasindustrie bereits vollzogen ist bzw. die neoliberal motivierte Schließung traditionsreicher Glashütten seit 2009 durch die Firma Riedel (Schneegattern, Riedlhütte, Spiegelau, Frauenau) ihre Schatten wirft, zeigt das tschechische Beispiel, wie junge Selbstständige auch im Kunst- und Designbereich auf die soziokulturelle und technische Umgebung gewachsener Industrien angewiesen sind – und wie diese umgekehrt das kreative und handwerkliche Potenzial des Nachwuchses brauchen und mittlerweile wieder vehement suchen. Mit Friedrich Nietzsche: „Das ist nun mein Weg, wo ist der eure? [...] [D]en gibt es nicht“, betonte Ronald Fischer, der vom Glasschleiferlehrling zum im öffentlichen Raum tätigen Künstler und inzwischen auch zum Fachlehrer wurde. „Networking“ wäre ein eher neues Wort, wie *Glass Works*-Projektleiter *Heinz Fischer* (Glasfachschule Zwiesel, Bild-Werk Frauenau) meinte, dahinter liege jedoch eine weit zurückreichende Selbstverständlichkeit des handwerklichen, aber immer auch geselligen Austauschs der GlasmacherInnen. Um dem Austausch, dem Nachsinnen, dem Networking und dem Verbindenden im Glas der anwesenden

internationalen KünstlerInnen, HandwerkerInnen, DesignerInnen, Glasfachlehrer, AusbilderInnen, WissenschaftlerInnen und Museumsfachleute genug Raum und Zeit zu geben, wurde die Tagung mit einer Farewell Party im Bild-Werk Frauenau beendet.

Die Konferenz *Creating Glass Lives* hat gezeigt, wie vielfältig sich die Zukunft in Hinsicht auf den Werkstoff Glas gestalten kann und dass das Schaffen einer Vision dafür essenziell ist. Die Politik, Unternehmen und Schulen müssen mit hereingeholt werden, wenn es um die gemeinsame Entwicklung von Glasregionen geht. Gezeigt hat sich jedoch auch, welche Anwendungspotenziale in der europäisch-ethnologischen und kulturalanthropologischen Forschung und Vermittlungsarbeit liegen, wenn historisches und gesellschaftswissenschaftliches Wissen um kulturelles Erbe, Arbeits- und Konsumkulturen, Regionalisierung und Internationalisierung mit den Anliegen zeitgenössischer AkteurInnen zusammengebracht werden.

LISA EIDENHAMMER

Bericht zum Festsymposium für Burkhard Pöttler „Historische Kulturalanthropologie: Quo vadis? Zur Positionierung zwischen Europäischer Ethnologie und Geschichtswissenschaft“ am Institut für Kulturalanthropologie und Europäische Ethnologie der Karl-Franzens-Universität Graz, 4. Juni 2019, Meerscheinschlössl Graz

Unter diesem Titel begann das Symposium anlässlich des 60. Geburtstages von Prof. Burkhard Pöttler (Graz). Gerade wenn es um die Verbindung von Geschichts- und Kulturwissenschaft geht, ist er ein profunder Experte und Brückenbauer am Institut für Kulturalanthropologie und Europäische Ethnologie der KFU Graz. Die Veranstaltung im barocken Meerscheinschlössl begann mit einer Vorstellung der Vortragenden und FachkollegInnen durch *Katharina Eisch-Angus* (Graz). Die Frage, wohin sich die Fächerkombination aus Geschichts- und Kulturwissenschaft entwickeln werde, steht schon seit langem im Zentrum zahlreicher Diskussionen innerhalb beider Fächer. Der stetige Wechsel zwischen Mikro- und Makroebene, zwischen Gegenwart und Vergangenheit und deren Zusammenschau, so

Eisch-Angus, blieben eine Herausforderung, der aber beide Fachdisziplinen mit Innovation und Wandel begegnen könnten, um so einen „Ort im Umbruch“ zu schaffen. Burkhard Pöttler stellte sie als eine Forscherpersönlichkeit dar, die solche Orte bespielen kann. Pöttler verstehe es, die Dinge des historischen wie gegenwärtigen Alltags zum Leben und zum Sprechen zu bringen, und erforsche AkteurInnen wie Lebenswelten in dieser umfassenden Perspektive (z. B. in den Projekten *Alltagswelten* von 2005 und *Geerbte Dinge* von 2018).

Im Anschluss an diese erste Zusammenschau ergriff *Gernot Burgsteiner* (Graz) das Wort. Er ist Mitglied der steirischen Landeskommision für Geschichte, welcher auch Burkhard Pöttler angehört. Burgsteiner hob in seinem Grußwort insbesondere die umfangreichen Verdienste des Jubilars als langjähriges Mitglied des Ausschusses des Historischen Vereins Steiermark hervor, für den er zahlreiche Publikationen verfasst hatte. Gemeinsam mit Eduard Staudinger (Graz) hat Pöttler seit 2001 die Schriftleitung der landeshistorischen Zeitschrift inne, die der Verein seit 1923 herausgibt. Des Weiteren hob Burgsteiner insbesondere die Bemühungen durch Pöttler und andere FachkollegInnen hervor, verstärkt junge Studierende von der Nutzung des Landesarchivs zu überzeugen. Der Unterricht im Lesen der Kurrentschrift sei hierfür eine Grundvoraussetzung, die Burkhard Pöttler als einer der wenigen Professoren im deutschen Sprachraum in seinen Proseminaren regelmäßig anbietet.

Die beiden Referate von *Gudrun König* (Dortmund) und *Robert Pichler* (Freiburg, Braunschweig, Berlin, Graz) waren ebenfalls der Verbindung von Kultur- und Geschichtswissenschaft gewidmet. Unter dem Titel *Der Archivist: Dokumentenanalyse einer Sammlung* präsentierte König den Sammler Oskar Spiegelhalter (1864–1925). Er wurde in Lenzkirchen im Schwarzwald geboren und war von Beruf Uhrenfabrikant. Im Verlauf seines Lebens entwickelte er eine akribische Vorliebe für das Sammeln subjektiv wertvoller Dinge. König erläuterte den Aufbau, die Wiederentdeckung und die umfassende Erforschung der drei großen Sammlungen Spiegelhalters, die sie derzeit in einem Forschungsprojekt im Team katalogisiert und sowohl historisch wie kulturwissenschaftlich einordnet. Ein wesentlicher Aspekt dabei sind die Dokumente als Überreste und wichtige Zeugnisse der Sammlungstätigkeit. Informationen über Spiegelhalters Netzwerke, seine Vorlieben und insbesondere die Praktiken

der Sammlungstätigkeit wurden analysiert. Das Hauptaugenmerk, so König, sei hierbei auf dem „Unsichtbaren“ gelegen. Gemeint sind damit jene musealen Praktiken, die die Sammlung erst zu der machten, die sie ist. Dazu notwendig wurde die „Entzauberung“ des musealen Artefakts, das eins zu eins als museologisches Zeugnis missverstanden werden kann, ohne reflektiert und einer Kritik unterzogen zu werden. Im Schlusswort zum Vortrag positionierte Gudrun König den Archivisten Spiegelhalter als einen bedeutsamen privaten Sammler für die vernakuläre Musealisierungsgeschichte.

Robert Pichler referierte zum Thema *Historische Balkanforschung – Ergebnisse und Perspektiven eines transdisziplinären Forschungsfeldes*. Pichler, der Geschichte in Graz studierte und sich im Anschluss auf die südosteuropäische Geschichte spezialisierte, nahm in seiner umfassenden Forschungstätigkeit viele Einflüsse der Europäischen Ethnologie auf. Er hob das Potenzial der Balkanforschung zur Überwindung ethnozentrischer Sichtweisen hervor. Historisch gewachsene transethnische Verflechtungen, kulturvergleichende Perspektiven und das reiche Erbe oraler Kultur auf dem Balkan sind nur einige von vielen Schwerpunkten der heutigen Balkanforschung. Diese wurde maßgeblich von dem in Graz tätigen Historiker Karl Kaser begründet und bis heute geprägt. Die Grazer Südosteuropaforschung, die nächstes Jahr ihr 60-jähriges Jubiläum feiert, wurde in den ersten Jahrzehnten als Teil der klassischen Geschichtswissenschaften gesehen. Ab den 1990er Jahren erlebte die Europaforschung, mitbegründet durch die Dynamik des Jugoslawien-Krieges, einen entscheidenden Aufschwung. Die Gewalt und die sich zeigenden Konsequenzen riefen HistorikerInnen auf den Plan, welche verstärkt Antworten auf dringende gesellschaftspolitische Fragen bereitstellen sollten. Kaser begann, mit neuen Forschungsdisziplinen zusammenzuarbeiten und neue Forschungsnetzwerke aufzubauen. Im zweiten Teil seiner Präsentation ging Pichler aus der Sicht des Historikers darauf ein, welche Folgen die zunehmende Anthropologisierung von Teilen der Geschichtswissenschaft gehabt habe und welchen Reiz die Methoden der Kulturwissenschaft auf HistorikerInnen ausübten. Er hob die Praxis der Feldforschung hervor, deren Umsetzung maßgeblich durch jahrelange Zusammenarbeit mit KulturwissenschaftlerInnen verbessert worden sei. Zusammenfassend stellte Pichler der aktuellen Zusammenarbeit von Geschichts- und Kulturwissenschaft ein gutes Zeugnis aus.

Nach der Kaffeepause eröffnete *Johann Verhovek* (Graz) als Moderator die Diskussionsrunde. Neben den beiden Vortragenden *Gudrun König* und *Robert Pichler* saßen außerdem die beiden FachkollegInnen *Silke Göttisch-Elten* (Kiel) und *Elke Hammer-Luza* (Graz) am Podium. Zu Beginn merkte Verhovek an, dass man in Bezug auf die Definition von Historischer Anthropologie bis heute zu keiner einheitlichen Lösung gekommen sei. Auch die Historikerkollegen Hannes Grandits und Karl Kaser bestätigten, dass es kein einheitliches Konzept über die Ziele, Methoden und Kerninhalte gebe. Laut dem Schweizer Historiker Jakob Tanner sei gerade dies ein Anziehungspunkt für neue Methodologien und Fragestellungen. Auf die Eingangsfrage, was die einzelnen DiskussionsteilnehmerInnen an der Kombination von Geschichts- und Kulturwissenschaft bzw. der sich daraus ergebenden Historischen Anthropologie fasziniere bzw. wie sie dazu gekommen seien, kamen sehr vielfältige Reaktionen. Als gemeinsamer Nenner kristallisierte sich die Erkenntnis heraus, Geschichte nie ohne Gegenwartsinteresse verstehen zu können. Die Frage, ob es sich bei der Historischen Anthropologie um einen Zweig der Kulturwissenschaft oder um eine bestimmte Richtung der Geschichtswissenschaft handle, welche die Alltagsrealitäten vor allem „unterer sozialer Schichten“ erforscht, blieb letztlich unbeantwortet. Göttisch-Elten versteht Historische Anthropologie bis heute als ein gemeinsames Projekt von HistorikerInnen und KulturanthropologInnen. Hammer-Luza sieht sich diesbezüglich als ein typisches Beispiel einer Forscherin, die in beiden Feldern gleichwertig verortet ist und somit einer strengen Unterscheidung beider Studien ablehnend gegenübersteht.

Im Anschluss an die Podiumsdiskussion folgte der offizielle Festakt für Burkhard Pöttler. *Helmut Eberhart* hielt eine Festrede, in welcher er als langjähriger Weggefährte Pöttlers dessen biografischen und akademischen Werdegang sowie seine universitären Leistungen in Forschung und Lehre in ausgewogener Weise hervorhob.

Umrahmt von der Musik einer Abordnung des Universitätsorchesters, klang das Symposium in gemütlicher und kommunikativer Atmosphäre bei Speis und Trank aus.

Literatur der Volkskunde



Nadja Neuner-Schatz: Wissen Macht Tracht im Ötztal
(= Bricolage Monografien, Bd. 2). Innsbruck: innsbruck
university press 2018, 228 Seiten, zahlr. Abb.

Open access: <https://www.oapen.org/search?identifier=1000292>

„Wissen Macht Tracht im Ötztal“ lautet der Titel der 2018 veröffentlichten Studie von Nadja Neuner-Schatz. Die Forschung, die der Publikation zu Grunde liegt, wurde im Zuge einer Masterarbeit an der Universität Innsbruck 2015/16 durchgeführt. Mit ihrer Untersuchung hat die Kulturwissenschaftlerin den Versuch unternommen, „das vermeintlich alte Thema ‚Tracht‘ einer Aktualisierung zu unterziehen“ (S. 11) und nach Bedeutungen zu fragen, die mit dem Wissensbestand „Tracht“ seit dem 19. Jahrhundert verwoben sind. Die Arbeit bezieht sich strukturell wie diskursiv auf das Forschungsprojekt *Tiroler Trachtenpraxis im 20. und 21. Jahrhundert*¹ – einer Kooperation zwischen dem Tiroler Volkskunstmuseum in Innsbruck und dem Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Universität Innsbruck – das Reinhard Bodner am Exempel der *Mittelstelle Deutsche Tracht* und deren zentraler Figur Getrud Pesendorfer federführend bearbeitet. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem genannten Themenkomplex geht auf eine öffentlich geführte, politische Diskussion, die sogenannte „Ploner-Debatte“ (2011–2014) zurück. Im Wesentlichen ist damit das Ringen um einen zeitgenössischen Modus der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gemeint. Gerade auf dem Gebiet der Volkskultur ist die Aufarbeitung einer ideologischen Verstrickung von Institutionen, Netzwerken und AkteurInnen und infolgedessen auch das Sichtbarmachen von Verantwortlichkeiten bis dato nicht erfolgt. Um dieses Forschungsdesiderat zu beheben, hat das Land Tirol eine Förderlinie zur Erinnerungskultur aufgelegt und damit Studien in dem Bereich ermöglicht.

Am Exempel der Tracht hat sich Nadja Neuner-Schatz auf eine Spurensuche begeben und ist historischen Prozessen der ethnografisch-volkskundlichen Wissensproduktion ebenso nachgegangen wie der Aushandlung und kontinuierlichen Aktualisierung solcher

1 <https://www.uibk.ac.at/geschichte-ethnologie/ee/trachten/projekt.html>

Wissensbestände in der Gegenwart. Der vorliegende Band verknüpft in überzeugender Weise die Perspektive einer historischen Anthropologie mit dem empirischen Zugang einer ethnografischen Feldforschung. Kulturtheoretische Überlegungen zum Wissenskomplex „Tracht“ verwebt Nadja Neuner-Schatz dabei gekonnt mit einer Analyse der Herstellung von „Trachtenwissen“ seit dem 19. Jahrhundert. Feld und Gegenstand lassen sich regional verorten, die Kulturwissenschaftlerin befasst sich ausgehend von der konkreten Situation in Tirol mit den Relationen, in denen ein kulturelles Phänomen wie „Tracht“ in ihrer Prozesshaftigkeit zu denken ist. An der Schaffung von sogenannten Trachtenlandschaften waren nicht zuletzt KünstlerInnen und EthnografInnen beteiligt, benannt werden auch die Rolle des aufkommenden Tourismus – der Blick von außen, der den Blick auf das Innen wandelt – sowie machtpolitische Aspekte in der Inszenierung von regionaler Identität.

„Meine Untersuchung“, schreibt die Autorin, „macht nicht allein das Wissen von ‚Tracht‘ und die Umstände der Produktion dieses historisch zu situierenden Wissensbestandes im Ötztal zum Gegenstand. Es ging mir, ausgehend von der gegenwärtigen Praxis der AkteurInnen darum, diesen Wissensbestand als Vorbedingung und gleichzeitigen Effekt dieser Praxis zu begreifen“ (S. 55). Als Ausgangspunkt für den zweiten Teil ihrer Analyse wählte die Kulturwissenschaftlerin die Methode der teilnehmenden Beobachtung und besuchte selbst einen Nähkurs, in dem Tiroler Trachten nach den Entwürfen von Getrud Pesendorfer geschneidert werden. Diese in den 1930er und 1940er Jahren auf der Basis von historischen Vorbildern entwickelten Kleider prägen die „Trachtenlandschaft Tirol“ und ihre Gliederung bis in die Gegenwart. In der Beschäftigung mit Sachkultur, Schnittmustern und Farben ließ sich die diskursive Aneignung und machtvolle Behauptung von Bezügen beobachten. Das Schaffen von Bedeutungen ist dabei eng verwoben mit Materialitäten und deren Interpretation. Über das Nähen wurden Deutungshoheiten verhandelt, ein „Wissen“, das sich zu den Interessen einer empirischen Kulturwissenschaft mitunter anachronistisch verhalten mag. An diesem Punkt wird jedoch offensichtlich, wie Kultur produziert wird und was es heißt, ein Wissen zu hinterfragen, das sich im kulturellen Gedächtnis der Region über eine *longue durée* verfestigt hat. Derart abstrahierend ist die Analyse transformierbar und reicht

in der Komplexität ihrer Erkenntnisse weit über das Ötztal hinaus. Der vorliegende zweite Band *Wissen Macht Tracht im Ötztal* aus der Innsbrucker Reihe *Bricolage Monografien* ist nicht nur methodisch und theoretisch herausragend konzipiert und in der Forschung umgesetzt, sondern ebenso durchdacht, kulturanalytisch reflektiert und nicht zuletzt auf den Punkt in Textform gefasst.

SIMONE EGGER

Ulrich Ermann, Ernst Langthaler, Marianne Penker, Markus Schermer: *Agro-Food Studies. Eine Einführung.* Köln/Weimar/Wien: utb Böhlau 2017, 263 Seiten, zahlr. Abb. u. Tab.

„Ein englischer Titel für ein deutschsprachiges Buch zur Einführung in ein sozial- und kulturwissenschaftliches Themenfeld?“ (S. 11) fragen Ulrich Ermann (Humangeographie, Graz), Ernst Langthaler (Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Linz), Marianne Penker (Landsoziologie und ländliche Entwicklung, Wien) und Markus Schermer (Agrar- und Regionalsoziologie, Innsbruck) gleich zu Beginn ihrer interdisziplinären Einführung in das Feld der *Agro-Food Studies*. Mit der Erklärung für die Namenswahl, die unter anderem in der Anbindung an den angloamerikanischen Diskussionszusammenhang gründet, folgt auch die Vorstellung des Themenfeldes: Es gehe nicht nur darum, sich mit Landwirtschaft und Ernährung zu beschäftigen, die *Agro-Food Studies* bezeichnen eine spezifische, „quer zu den konventionellen disziplinären Grenzen“ (S. 12) liegende Forschungsrichtung mit sozial- und kulturwissenschaftlichem Schwerpunkt. Geforscht wird mit einer kritischen Grundperspektive, um eine Verbindung zwischen produktions- und konsumorientierten Ansätzen herzustellen. Damit schließen die *Agro-Food Studies* gewissermaßen eine Lücke, um einen ganzheitlichen Blick auf die gesamte Lebensmittelwertschöpfungskette zu etablieren. Bereits vor etwa vierzig Jahren entwickelte sich diese Forschungsrichtung aus der Agrarsoziologie heraus und erfuhr in den letzten Jahrzehnten mehrere Erweiterungen. In den 1990er Jahren kamen mit dem *consumption turn* (S. 12) vermehrt Praktiken des Essens, Kaufens und Konsumierens in den

Blick. Der *material turn* brachte eine stärkere Konzentration auf „Natur, Umwelt, Leben und Körperlichkeit“ (S. 12) mit sich und der *cultural turn* verschob die Perspektive der Agro-Food Studies hin zu einer Adaptierung kulturwissenschaftlicher Ansätze.

In diesem ersten Einführungsband für den deutschen Sprachraum wird eine grundlegende Aufarbeitung der englischsprachigen Basisliteratur geleistet und deren Fokus um Beispiele aus dem deutschsprachigen Raum erweitert. Struktur und Aufbau, ebenso das Layout entsprechen einem durchdachten und gut handhabbaren Einführungsband. So haben auch wir in unserem zweisemestrigen Lehrforschungsprojekt: „Was is(s)t Tirol? Sich zu ernähren zwischen globalem Markt und regionaler Lebensmittelproduktion“, unter der Leitung von Nadja Neuner-Schatz am Fach Europäische Ethnologie der LFU Innsbruck, gewinnbringend damit gearbeitet.

Den einzelnen Kapiteln vorangestellt bieten kurze Zusammenfassungen einen ersten thematischen Überblick und Information zu den jeweils behandelten theoretischen Zugängen. Infoboxen mit empirischen und historischen Beispielen, Grafiken und Tabellen ergänzen den klar gegliederten Text. Jedes Kapitel wird durch Kontroll- und Diskussionsfragen ergänzt und im Fließtext wird bei Schlüsselbegriffen auf das hilfreiche Glossar verwiesen. Zudem erleichtert ein Register die Orientierung durch die durchwegs hohe Dichte an empirischen Beispielen. Beim umfangreichen Literaturverzeichnis fällt auf, dass das Hauptaugenmerk auf der anglophonen Literatur der 2000er Jahren liegt. Damit lösen die AutorInnen den Anspruch ein, die grundlegende englischsprachige Literatur aufzuarbeiten. Neuere Texte sind zumeist jene der BuchautorInnen selbst. Zu bemerken ist allerdings, dass die deutschsprachige, europäisch-ethnologische Nahrungsforschung nur mit wenigen Ausnahmen (*Europäische Esskultur*, Hirschfelder 2015 oder *Essen in Europa*, Bauer et al. 2010) zur Kenntnis genommen wurde. Es ließe sich also fragen, ob es sich von Seiten der Europäischen Ethnologie vielleicht lohnen würde, intensiver nach Schnittmengen und sich gegenseitig ergänzenden Zugängen von Agro-Food Studies und europäisch-ethnologischer Nahrungsforschung zu fahnden. Als Beispiel dafür haben wir untenstehend zwei Kapitel herausgegriffen.

In allen Kapiteln folgen thematische Auswahl und Gliederung durchgängig dem Grundthema Dichotomie – Zweiteilung. Durch die

erkenntnisanleitende Doppelung der dichotomen Struktur bekannter Denkmuster wie Produktion und Konsum wird der Versuch unternommen, die Trennung vermeintlicher Gegensätze aufzuheben und auf die Relationalität der jeweiligen Konzepte hinzuweisen. Es geht den AutorInnen also um die Auflösung der Trennung von *Agro* und *Food*, von Produktion und Konsum, auch von global und regional, um den Blick auf die Zusammenhänge zu lenken. Dem entsprechen die Titel und der Aufbau der einzelnen, in ihrem Umfang ausgewogenen Kapitel, die je eine eigene „Leitperspektive“ (S. 14) verfolgen, mithilfe derer die besprochenen Phänomene beleuchtet werden.

Im dritten Kapitel verhandeln die AutorInnen die Konzepte Regionalisierung und Globalisierung. Aus europäisch-ethnologischer Sicht lässt sich Regionalisierung in Bezug auf Ernährung als Prozess der soziokulturellen Verortung und symbolischen Aufladung verstehen. Auf der Alltagsebene geht es darum, Nahrung, deren tatsächliche Herkunft oft nicht leicht zu eruieren ist, mit Kontextwissen anzureichern. Wenn die Verbindung von Nahrung und Wissen über Herkunft und Kontext, nicht nur im räumlichen Sinne, gelingt, dann wird Regionalität hergestellt. Regionalisierung in diesem Sinne steht in einer dialektischen Wechselbeziehung zur Globalisierung (Timo Heimerding 2005). Während die europäisch-ethnologische Perspektive Regionalisierung vor allem als einen mit der Globalisierung verwobenen, konsumkulturellen Prozess interpretiert, verweisen die *Agro-Food Studies* auf die gesamte Wertschöpfungskette und die „arbeitsteiligen Produktions- und Verarbeitungsschritte“ der Lebensmittel (S. 40). Die einzelnen Glieder dieser Kette sind eingespannt in sowohl globale als auch regionale Zusammenhänge und diese gelte es zu untersuchen. Dazu wird das Konzept der *Sozialen Einbettung* vorgestellt. Globalisierung ist damit als „graduelle Entbettung der Lebensmittelproduktion aus ihrem sozialen, regionalen und ökologischen Kontext“ (S. 42) zu interpretieren. Regionalisierung meint dementsprechend die „stärkere Wiedereinbettung von Produktions- und Konsumvorgängen in soziale und ökologische Strukturen konkreter Regionen“ (S. 42). Zu fragen wäre dabei freilich auch nach einer Form der kulturellen Einbettung. Insbesondere wenn als Beispiel der „Dynamik und Kontinuität zwischen mehr oder weniger eingebetteten Lebensmittelsystemen“ (S. 42) die „geografische Herkunftsangabe“ (S. 42) von Lebensmitteln genannt wird. Sarah May

und Bernhard Tschofen zeigten beispielsweise 2016 mit ihrer Untersuchung des Herkunftsschutzsystems der Europäischen Union, dass es dabei insbesondere um die Verknüpfung von Lebensmitteln mit Raum und Wissen geht. Um einen Prozess also, der kulturellen Kontext herstellen muss, um ein bestimmtes Lebensmittel einer bestimmten Region zuzuschreiben oder diese Region gewissermaßen in das Lebensmittel einzuschreiben.

Im fünften Kapitel beschreiben die AutorInnen mithilfe der Konzepte und Begriffe der Akteur-Netzwerk-Theorie Lebensmittel als „das Ergebnis von Netzwerkbildungen aus gesellschaftlichen Interessen, Tieren, Apparaturen, Bedeutungen usw.“ (S. 96). Diese Lebensmittel-Akteur-Netzwerke sollen rekonstruiert und analysiert werden, nicht nur um „Verbindungen zwischen bestehenden Dingen, Orten und Menschen“ aufzuzeigen, sondern um zu rekonstruieren, „wie durch das Herstellen von Verbindungen Dinge, Orte und Menschen neu definiert werden“ (S. 103). Als ein Beispiel dafür wird der „Follow the thing-Ansatz nach Ian Cook“ (S. 104) genannt. Es geht darum, einem Lebensmittel und seinem Weg bis auf den Tisch mit „multilokalen ethnografischen Methoden (multi-sited ethnography) nachzuspüren“ (S. 104). Bereits vor mehr als zwanzig Jahren wurde die Multi-Sited Ethnography von George Marcus (1995) in die ethnologische Methodendebatte als eine mögliche Konsequenz der Globalisierung ethnologischer Forschungsfelder eingebracht. Eine seiner Forderungen war: Follow the Thing. Mit seiner thematischen Fokussierung auf eine Frucht (Follow the thing: papaya, 2004) setzte Ian Cook diese Forderung um und bereicherte damit die Agro-Food Studies um einen methodischen Zugang, der auch in der Europäischen Ethnologie erprobt und angewendet wird. Zuletzt beispielsweise von Silke Meyer, Fatma Haron und Claudius Ströhle, die im Projekt *Follow the Money. Remittances als soziale Praktiken* untersuchen (LFU Innsbruck).

Wir verstehen gerade auch diese Anleihen der Agro-Food Studies aus dem ethnologischen Methodenrepertoire als Einladung und Aufforderung, es mit der Interdisziplinarität ernst zu nehmen und uns als Europäische EthnologInnen auch am Forschungsfeld der Agro-Food Studies zu beteiligen.

Alexandra Rabensteiner: Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung eines Lebensmittels (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 43). Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2017, 168 Seiten

Sich zu ernähren bedeutet, politisch zu handeln. Deshalb stand und steht gegenwärtig die Nahrungswahl zur Debatte. Darunter fällt auch die Frage nach dem Konsum von Fleisch. Fleisch zu essen – in Analogie zum Vegetarismus als Karnismus bezeichnet –, wird transmedial verhandelt. Das Internet, analoge Ratgeberliteratur und verschiedene andere Medienformate nehmen sich des Themas aus unterschiedlichen Interessenslagen heraus an und prägen öffentliche Meinungen wie alltägliche Ernährungspraxen. Selbst vegan lebend, ging Alexandra Rabensteiner der Frage nach, wie Fleisch im gegenwärtigen öffentlichen Diskurs zweier großer Tageszeitungen und in drei sogenannten Fleischzeitschriften *neu* – so die These der Autorin – *ausgehandelt* wird.

Ausgangspunkt ist die Vermutung, dass Fleisch als Lebensmittel und das Fleischessen als menschliche Ernährungspraktik in die Krise geraten seien (S. 51). Fleischkonsum rufe „heute überwiegend negative Assoziationen“ hervor (S. 51), dabei sei eine Diskrepanz von gleichbleibend hohem Fleischkonsum (der weltweit sogar steigt) und der alltäglich wahrgenommenen negativen Konnotation zu beobachten.

Es handelt sich bei dieser Veröffentlichung des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien um die Masterarbeit der Autorin, die im Jahr 2017 abgeschlossen wurde. Formal, in ihrer Sprache und Argumentation, scheinen die Anforderungen an eine akademische Abschlussarbeit durch: So wird der Forschungsstand der europäisch-ethnologischen Nahrungsforschung aufgearbeitet, Klassiker aus Volkskunde (Günter Wiegmann), werden Sozialgeschichte (Hans-Jürgen Teuteberg) und Soziologie (Eva Barlösius) konsultiert und die eigene Position im Feld wird dargelegt. Das methodische Vorgehen wird erklärt und eine Einordnung der eigenen Arbeit als „medienanalytische Untersuchung des Ernährungswissens“ (S. 18) vorgenommen. Fünf Abschnitte in zwei Teilen gliedern die Arbeit, vom Prolog über die „kulturelle Dimension von (Fleisch-)Essen“ (S. 34) mit einem Zwischenresümee, über einen Abschnitt zu den

Fleischzeitschriften, der Inszenierung von Fleisch in den Zeitschriften bis zum abschließenden „Resümee: Vom guten und schlechten Fleisch“ (S. 147).

Zunächst erarbeitet sich Rabensteiner im ersten Teil mit der Analyse der beiden Tageszeitungen *Der Spiegel* und *Der Standard* fünf Kategorien, die in Zusammenhang mit Fleisch gestellte Themen aus dem öffentlichen Diskurs beschreiben: Gesundheit, Fleischskandale, Veg_ismus (für Vegetarismus und Veganismus), Tier/Tierleid und Umwelt. Damit sind die „fünf dominanten Themen“ (S. 92) benannt, die den Diskurs zu Fleisch zwischen 2009 und 2014, dem Untersuchungszeitraum, bestimmen. Die herausgearbeiteten Themen verweisen auf zwei Ebenen: die des individuellen Erlebens, wo Auswirkungen von Fleischkonsum oder Fleischskandalen auf die Gesundheit der/des Einzelnen thematisiert werden. Und auf eine moralische, als gesellschaftlich-geteilt wahrgenommene Ebene, die auf Tierleid, Umwelt und die positive Bewertung fleischloser Ernährungspraxen verweist. Wie sich aus der Zusammenschau weiterer Quellen wie Kochanleitungen, Reiseberichten und Restaurantkritiken ableiten lässt, stehe der „öffentliche Diskurs gegenwärtig zwischen Kritik und indirekter Befürwortung“ (S. 93). Auf der ersten, individuellen Ebene führe dies zur Neuaushandlung eines richtigen oder guten Fleischkonsums oder Fleischverzichts. Auf der moralischen Ebene fallen zwei Argumente besonders auf: Klimawandel und Tierleid. Mit Melanie Joy spricht Rabensteiner von einem „Widerspruch zwischen Tierliebe und Fleischverzehr“ (S. 96), der offenbar werde, wenn vegetarische oder vegane Ernährungspraxen positiv konnotiert werden und damit Fleischkonsum hinterfragbar wird. Daraus entstehe ein neuer „Rechtfertigungsdruck“ (S. 99) für Fleischkonsum, der sich unter anderem auch in den sogenannten Fleischzeitschriften manifestiere. Die Zeitschriften über Fleischproduktion und Fleischkonsum interpretiert die Autorin somit als Reaktion auf die negative mediale Bewertung von Fleisch und als Teil der Neuaushandlung des Lebensmittels Fleisch.

Im zweiten Teil der Arbeit geht es um die mediale Inszenierung von Fleisch und Fleischkonsum in den drei untersuchten Fleischzeitschriften. Nach einer kurzen Vorstellung der einzelnen Zeitschriften folgt die Darstellung der Ergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse, die mittels der im ersten Teil erarbeiteten Kategorien durchgeführt wurde. Rabensteiner knüpft dabei an die im zweiten

Kapitel beschriebene „kulturelle Dimension“ (S. 34) von Fleischkonsum an: Fleisch als Distinktionsmittel, das einen hohen Stellenwert einnimmt und mit Männlichkeit assoziiert wird. Diese „Dimension“ begreift sie als „historisch entstandene Zuschreibungen, auf denen die positive Beurteilung von Fleisch“ (S. 147) beruhe. In den Fleischzeitschriften werden diese Zuschreibungen wiederholt, sodass sie wirkmächtig und handlungsanleitend bleiben.

Rabensteiner arbeitet anhand ihrer medienanalytischen Studie heraus, dass Fleisch als Lebensmittel und Fleischkonsum als menschliche Nahrungsweise gegenwärtig im öffentlichen Diskurs neuverhandelt, aber nicht grundsätzlich infrage gestellt werden. Die Grundfrage des Diskurses richtet sich nach dem richtigen Fleisch und diese Frage führt wiederum zur Unterscheidung von schlechtem und gutem Fleisch. Für die Interpretation dieser Neuaushandlung entlehnt Rabensteiner die Konzepte *Food from Nowhere* und *Food from Somewhere* aus der Nahrungsregimeforschung der Agro-Food Studies. Das im Diskurs als das richtige dargestellte, zum Essen empfohlene Fleisch sei demnach ein Fleisch from somewhere. Fleisch also, für das die KonsumentInnen über Herkunfts- und Kontextwissen verfügen. Im Gegensatz zu Fleisch from nowhere, für das kein Kontext hergestellt werden kann. Zuletzt kommt die Autorin auf die festgestellte Diskrepanz zwischen schlechtem Image (S. 150) und gleichzeitig hohem Fleischkonsum zurück. Diskurs und Praxis scheinen in diesem Feld weit auseinanderzuliegen. Rabensteiner erklärt dies mit einer Beharrlichkeit von „Gewohnheiten und Routinen“ (S. 150), einer frühkindlichen Geschmacksprägung und mit der Wirkmächtigkeit der kulturellen Zuschreibungen, die Fleisch als Lebensmittel von hohem Prestige, verknüpft mit Männlichkeit auszeichnen. Auch Pierre Bourdieus „Hysteresis-Effekt“ (S. 151) wird als Erklärung bemüht. Letztlich bleibt offen, ob es sich tatsächlich um die Trägheit des Habitus der westlichen Gegenwartsgesellschaft handelt. Wie die Autorin zurecht feststellt, läge hier ein Anknüpfungspunkt für weitere europäisch-ethnologische, die Praxis des Fleischkonsums untersuchende Forschung. Die gemachten theoretischen Anleihen aus Agro-Food Studies und Human-Animal Studies dürfen als Wegweiser dafür gelesen werden.

Kaspar Maase: Populärkulturforschung. Eine Einführung.**Bielefeld: Transcript 2019, 288 Seiten**Open access: <https://www.transcript-verlag.de/media/pdf/b6/58/a5/oa9783839445983.pdf>

Theoretische Konzepte zu populärer Kultur sind bekanntlich vielfältig, und unterschiedliche Perspektiven kreisen um ähnliche Begrifflichkeiten, differenzieren und nähern sich, führen zu Streit und polarisieren, sind produktiv oder verhalten – und bilden so einen bisher kaum überschaubaren Möglichkeitsraum der Auseinandersetzung mit populärkulturellen Phänomenen. Kaspar Maase macht sich in seinem Einführungswerk zur „Populärkulturforschung“ diesen Raum zunutze, indem er verschiedene Ansätze vorstellt, diskutiert, in Beziehung setzt und vor allem – das ist die große Stärke des Bandes, der ein Standardwerk für die kulturwissenschaftliche Populärkulturforschung werden dürfte – die Chancen ihrer Kombinationen herausarbeitet, um sich der Komplexität unserer Lebenswelten und ihrer Verschränkung mit Populärkultur analytisch zu nähern.

In seinen Überlegungen geht es Maase um die Bestimmung von populären Feldern, um das Ausloten ihrer massenmedialen und kommerziell geprägten Vermittlung und um die spezifischen Weisen des Vergnügens, die Menschen in westlichen Gesellschaften prägen. Im Zentrum steht dabei sein Anliegen, Populärkultur als „Gegenstand ernsthafter, vorurteilsfreier, professioneller Kritik“ (S. 16) wahrzunehmen. Daher richtet sich seine Einführung dezidiert an empirisch Forschende in den Feldern des „ästhetischen Produzierens, Erlebens und Genießens“ (S. 10). Die konzeptionelle Breite der Phänomene, die in den Kulturwissenschaften und ihren Nachbardisziplinen kursieren, unterstreicht dabei Maases Auffassung von Forschung als „transdisziplinäre Querschnittsaufgabe“, und er bietet hierfür einen äußerst fruchtbaren Werkzeugkasten an, mit dem Forschende zu unterschiedlichen Betrachtungsweisen gelangen können. Dass Maase dabei besonders Transparenz, Reflexion und Offenheit fokussiert, ist darin begründet, dass er sich selbst in seiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung intensiv um das populärkulturelle Feld bemüht hat – und dass mit diesem Band jener Beschäftigung Tribut gezollt wird. Die Leistung des Bandes liegt daher weniger in

einer methodischen Anleitung, sondern in seiner Komplexität und der Verknüpfung der diskutierten Konzepte, die Maase teilweise kurz und knapp auf ihre Anwendbarkeit prüft und damit einen wesentlichen Beitrag zur empirischen Arbeit an populärkulturellen Phänomenen liefert.

Schon die kurze Übersicht von Begrifflichkeiten in Kapitel 2 macht deutlich, wie Maase die Fülle der Definitionen produktiv aufgreift, um „die Potenzen einer unscharfen Semantik des Populären zu nutzen“ (S. 37). Anleitend hierfür sind Ludwig Wittgensteins Überlegungen zu den „Familienähnlichkeiten“ (Kap. 2.4), die Bedeutungsfacetten betonen und damit den Ambivalenzen und Polyvalenzen der Praktiken gerecht werden können.

Kapitel 3 folgt erwartungsgemäß mit der Vorstellung der einflussreichsten Theoriekonzepte von der Frankfurter Schule über die Cultural Studies bis hin zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Maase nennt hier bekannte und programmatische Zugänge, bleibt allerdings bei einer knappen Besprechung, was passend erscheint und verkraftbar ist, gemessen an den vielfältig vorhandenen Überlegungen zu den jeweiligen Konzepten. Überraschend liest sich hier nur die Einführung in den Ansatz Ernst Blochs, der zwar keine eigenständige Theorie zu Populärkultur entwickelt hat, dennoch mit der Konzentration auf die „Wünsche und Träume der ‚Durchschnittsbürger‘“ (S. 52) für eine hoffnungsvolle „positive Anthropologie“ (S. 53) nutzbar sein kann. Und genau diese konzeptionelle Unvoreingenommenheit, verschiedene Ansätze für die populärkulturelle Analyse herauszuarbeiten, ist der große Verdienst Maases mit diesem Band.

In den Kapiteln 4 bis 6 nun entfaltet Maase sein Programm zur Erforschung und analytischen Durchdringung der populären Kultur und macht dabei den Begriff der Massenkunst als Äquivalent stark. Der definitorische Rekurs auf Masse dient dabei auch einer geforderten begrifflichen Offenheit, da das Publikum von Massenkunst sich über die „Grenzen von Klasse und Stand, Schicht und Milieu“ (S. 39) zusammensetzt. Maase wählt zunächst den Weg über die Diskussion zur Unterscheidung von Populärkultur und Kunst (Kap. 4). Seine Ausführungen verdichten sich in der These, dass ein Gros der Angebote im populärkulturellen Feld, „in erster Linie wegen seines Potenzials gesucht und geschätzt [wird], an der Erzeugung ästhetischen Erlebens mitzuwirken“ (S. 74). Der Band stellt

somit den Genuss eigenen Tuns, eigener Performanz in den Mittelpunkt der Betrachtungen.

Mit Blick auf die Menschen, die Massenkunst konsumieren, folgen in Kapitel 5 Fragen nach der Rezeption ästhetischer Praktiken im Alltag wie auch unter der Wirkung von zunehmender Digitalität. Maase führt hier beispielsweise die Aushandlungsprozesse zwischen Laien und Expert*innen als fruchtbar für eine ergänzende Perspektive auf Prozesse populärkultureller Aneignung an (5.5.). Es geht um die sinnlich erlebte Steigerung von Vergnügen in der Rezeption von Populärkultur, in der Maase die wesentliche Unterscheidung zu traditionellen Künsten ausmacht, wobei die Grenzen zwischen den Feldern auch hier fließend und dynamisch sind.

Im sechsten Kapitel nun ruft Maase die Ebene der sozialen Rahmung auf, indem er nach der Wirkung fragt, die Populärkultur auf gesellschaftliche und politische Strukturen haben kann. Dabei sieht er die Kraft populärer Kultur vor allem im digitalen Raum und unter dem Vorzeichen einer Partizipationskultur im Web, der allerdings kommerzielle Interessen wie auch die Persistenz von habitualisierten Gewohnheiten entgegenstehen (Kap. 6.6). Maase konstatiert der Populärkultur im digitalen Raum zwar eine geradezu symbiotische Verschränkung von „Kulturindustrie und Nutzern“ (S. 238), die bestehenden machtvollen Asymmetrien setzen sich jedoch seiner Meinung nach in der Ausbeutung immaterieller Arbeit im Web 2.0 oder über den massenhaften Datenklau fort.

Die Aufforderung an die empirisch Forschenden, jene „Binde- und Beharrungskräfte westlicher Lebensformen“ (S. 14) zu hinterfragen und „empfindlich“ zu werden für die Anliegen unserer Zeit (S. 12), zieht sich durch den Band und wird in der kurzen, finalen Hegemoniekritik noch einmal deutlich. Der Ausblick in Kapitel 7 formuliert somit folgerichtig, den Blick auch über den lokalen Tellerrand auf die globalen populärkulturellen Verflechtungen und Netzwerke zu richten und so die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung weiter herauszufordern und ihre theoretischen Konzepte zu schärfen. Man solle, so das Plädoyer des Bandes, „das realistische Bild hässlicher Zustände ergänzen durch jene Facetten der Wirklichkeit, die Hoffnung auf mögliche Veränderung machen können“ (S. 12). Den Kopf nicht in den Sand zu stecken, weder in der kulturanthropologischen Forschung, die damit an Perspektive gewinnt,

noch in der Deutung der Welt, ist also Maases zentrales Anliegen – und das scheint vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Verhältnisse und Entwicklungen besonders relevant.

NIKOLA NÖLLE

Werner Koroschitz (Hg.): Zimmer frei. Die Entwicklung der „Fremdenpflege“ in Kärnten. Klagenfurt: Heyn 2018, 270 Seiten, zahlr. Abb.

Die kulturwissenschaftliche Tourismusforschung widmet sich seit einigen Jahren den vielfältigen und dynamischen Wechselbeziehungen zwischen Reisenden einerseits und Gastgeberinnen und Gastgebern andererseits in ihrer historischen Gewordenheit. An diesen Punkt knüpft der Katalog *Zimmer frei. Die Entwicklung der „Fremdenpflege“ in Kärnten* an, der begleitend zur gleichnamigen Ausstellung erschien, die von 4. Mai bis 31. Oktober 2018 im Museum der Stadt Villach zu sehen war. Ausgehend von der Privatzimmervermietung beschäftigte sich die Ausstellung und somit auch dieser Band mit der Tourismusgeschichte Kärntens, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Der Kärntner Historiker und Ausstellungsmacher Werner Koroschitz, u. a. für seine Sachbücher zum Nationalsozialismus in Kärnten bekannt, konzipierte die Ausstellung und gab den Katalog zusammen mit dem Verein Industriekultur und Alltagsgeschichte heraus. Die Beteiligung von Kärntnerinnen und Kärntnern an der Ausstellung „in Form von Filmen, Fotos, Dokumenten und Erinnerungen“ (S. 4) verweist auf deren vom Tourismus geprägte Biographien. Dies beeinflusst die reich bebilderte und ansprechend gestaltete Publikation, die historische, kulturwissenschaftliche und essayistische Beiträge zusammenbringt und an ein breites Lesepublikum gerichtet ist.

Die vielseitigen „positiven und negativen Erfahrungen“ (S. 5) touristischer Alltage, die Koroschitz in der Einleitung andeutet, wurden in der Eingangssituation der Ausstellung aufgegriffen. Dort sahen sich Besucherinnen und Besucher mit einem Lattenzaun konfrontiert, auf dem ein Alpen- und Seenpanorama und damit das

klischeebehaftete Bild des Gastlandes Kärnten abgebildet war. Dies gab einen Vorgeschmack auf das romantisierte und vom Tourismus geformte Bild der Landschaft und seiner Bewohnerinnen und Bewohner, deutete gleichzeitig aber auch den Blick hinter Urlaubsklischees an und nahm diverse räumliche und kulturelle Grenzziehungen durch touristische Praktiken vorweg.

Im Katalog gehen die Autorinnen und Autoren in 20 unterschiedlich langen Beiträgen nicht nur der Geschichte, Gegenwart und Zukunft des Tourismus am Beispiel Kärntens nach, sondern nehmen auch seine Konsequenzen für die Menschen sowie ihre Lebensräume in den Blick und zeigen die weitreichenden gesellschaftlichen Verzweigungen der Tourismuswirtschaft auf. Die Texte werden durch visuelle Beiträge von Fotografinnen und Fotografen und Künstlerinnen und Künstlern ergänzt.

Im ersten und umfassendsten Beitrag des Katalogs widmet sich Werner Koroschitz der Geschichte der Fremdenpflege in Kärnten seit ihren Anfängen von 1870 bis 1930. Er skizziert neben infrastrukturellen, räumlichen und institutionellen Entwicklungen den von politischer und wirtschaftlicher Seite forcierten Prozess, Kärntnerinnen und Kärntner in Gastgeberinnen und Gastgeber zu verwandeln und „sich auf die Fremden und deren Ansprüche einzustellen“ (S. 25). Neben der steten Germanisierung der slowenischsprachigen Bewohnerinnen und Bewohner führt Koroschitz die ausgrenzenden Mechanismen des völkischen Fremdenverkehrs aus, an dem Tourismusverbände und lokale Politik mitwirkten, und stellt den touristischen Neubeginn nach 1945 mit seinen neuen Urlaubsformen dar.

Neben historischen Ausführungen zu Kinderlandverschickungen und Müttererholungsheimen (Alexandra Schmidt) befassen sich die weiteren Beiträge u. a. mit dem Einfluss des Fremdenverkehrs auf die Benennung von Straßen, Orten und Landschaften (Heinz-Dieter Pohl), dem Wandel Kärntens in ein „Zweit- oder Drittisland“ (S. 115, Astrid Meyer-Hainisch, fotografisch dokumentiert von Johannes Puch), der Barrierefreiheit (Erwin Riese) und dem „Gastland anderer Art“ (S. 221, Gordana Brandner-Gruber) hinsichtlich Kärntens Umgang mit asylsuchenden Menschen am Beispiel der Umnutzung von Gasthöfen für Integrationsprojekte. Doris Moser legt in ihrer „literarisch-fotografischen Vergeltung“ (S. 55) die Auseinandersetzung kritischer Heimatliteratur mit der

touristischen Inwertsetzung der Region dar, die Gerhard Maurer begleitend in seinen Bildern erzählt. Die Räumlichkeiten des Hotels und seine Funktionen werden aus historischer Perspektive (Roland Flückiger-Seiler) und als „Mikrokosmos und zugleich Refugium der Alltäglichkeit“ (S. 107, Nikola Langreiter) betrachtet und bildlich festgehalten (Gisela Erlacher). Michael Zinganel beleuchtet den Einfluss der Demokratisierung des Urlaubs auf „Ferienarchitekturen in Kärnten“ (S. 169). Ute Holfelder und Klaus Schönberger zeichnen die Funktionen von Urlaubsselfies nach, die sich zu einem „vielfach genutzten Modus der Urlaubsdokumentation“ (S. 214) entwickelten. Andere Texte behandeln ironisch Ökonomisierung und Privatisierung durch den Tourismus (Egyd Gstättnner, Stefanie Sargnagel). Neben historischen, kritisch-analytischen und literarisch-essayistischen Beiträgen dokumentiert der Katalog auch persönliche Eindrücke (Harald Schwinger, Katharina Herzmansky). Die abgebildeten, gegenwärtigen künstlerischen Positionen, die touristische Praktiken und Fantasien reflektieren und kommentieren, ergänzen die Texte auf unterhaltsame und kluge Weise und machen soziale und räumliche Transformationen besonders sichtbar. Dass auch der touristische Ausverkauf eine Geschichte hat, zeigt das Gedicht „Da Ausvakaf III“ von Bernhard C. Bünker aus dem Jahr 1975, das die Ambivalenzen des Tourismus, mit denen sich Ausstellung und Katalog differenziert auseinandersetzen, auf den Punkt bringt. Impressionen der Ausstellung, fotografiert von Gisela Erlacher, runden den Katalog ab.

Die Publikation setzt sich mit sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Facetten des Fremdenverkehrs auseinander und reflektiert die Kontinuität von Debatten über Distanz und Nähe, Erlebnis und Authentizität. Die Beiträge verdeutlichen, wie Räume durch touristische Praktiken gestaltet werden, beleuchten die an den Prozessen beteiligten Akteure und deren Bedürfnisse und loten die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Raum aus, für die schon der einleitend erwähnte Lattenzaun symbolisch steht.

Kritisch anzumerken ist lediglich, dass die Aneinanderreihung der Texte an einigen Stellen etwas willkürlich erscheint, wichtige Themen wie der Umgang mit Ressourcen oder Arbeitsmigration zwar an mehreren Stellen angesprochen, aber nicht ausführlich behandelt werden und keine Informationen zu den beteiligten Autorinnen und Autoren sowie Künstlerinnen und Künstlern abgedruckt

sind. Diese Aspekte schmälern allerdings in keinster Weise den Wert des Katalogs und seiner vielseitigen, anregenden Lektüre.

JANINE SCHEMMER

**Karen Ellwanger, Andrea Hauser, Jochen Meiners (Hg.):
Trachten in der Lüneburger Heide und im Wendland
(= Visuelle Kultur. Studien und Materialien, Bd. 9).**

Münster/New York: Waxmann 2015, 435 Seiten, zahlr. Abb.

[https://uol.de/fileadmin/user_upload/materiellekultur/
Studien_Mat_Kult_Band_01-30/Trachtenpublikation/Trachten
_Lueneburger_Heide_Wendland.pdf](https://uol.de/fileadmin/user_upload/materiellekultur/Studien_Mat_Kult_Band_01-30/Trachtenpublikation/Trachten_Lueneburger_Heide_Wendland.pdf)

Die Lüneburger Heide und das Wendland sind keine Regionen, deren Bekanntheitsgrad in Österreich besonders hoch ist, schon gar nicht, was die dortige traditionelle Kleidung betrifft. Dennoch lohnt es sich, dieses Buch, Ergebnis eines dreijährigen Forschungsprojektes am Institut für Materielle Kultur der Carl-von-Ossietzky Universität in Oldenburg unter der Leitung von Karen Ellwanger, zur Hand zu nehmen. Die Herangehensweise, die Methode, die Aufbereitung, die Vielfalt an unterschiedlichen und interdisziplinären Zugängen, die optische Gestaltung mit einer Fülle an rezenten und historischen Aufnahmen – all dies macht dieses Buch zu einer anregenden Lektüre über regionale Kleidung, ihre museale Fixierung und Visualisierung, zum einen, sowie über Kleidung im Allgemeinen und die Möglichkeiten bzw. Grenzen ihrer Erforschung zum anderen.

In ihrer Einleitung verweisen Karen Ellwanger, Andrea Hauser und Jochen Meiners auf die Widersprüchlichkeit des stark geschwundenen volkskundlich fachlichen Interesses an „Trachten“, da man hier die meisten Fragen entschlüsselt wähte und der neuen Welle der Trachtenbegeisterung in Mode und Medien noch nicht nachging. Viele Museen haben in den letzten Jahrzehnten ihre Trachtenabteilungen abgebaut und sehen sich nun mit neuen Anfragen zur Geschichte und den Rahmenbedingungen regionaler Kleidung und „Tracht“ konfrontiert. „Trachten“ sind zugleich Bestandteil materieller Kultur und Kleidungsstil, Körpertechnik und Heimatzeichen,

gehören zu den frühesten Sammlungsgebieten kulturhistorischer Museen, eine Tatsache, der auch die vorliegende Publikation Rechnung trägt, indem die Wechselwirkungen zwischen Repräsentation und den Bedingtheiten von Kleidung fokussiert werden. Tracht wird zunächst als „bäuerlich“ bzw. „ländlich“ wahrgenommene Kleidung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts definiert (S. 13).

In einem kurzen, aber sehr dichten Beitrag, reflektiert Karen Ellwanger 14 Thesen zur Trachtenforschung heute. Darin stellt sie einen neuen Bedarf an ‚Trachten‘-Forschung als Metaforschung fest und plädiert für eine Erweiterung des Begriffes. Sie stellt Bezüge zum Konzept der *ethnic dress*- und zur Modetheorie her. Der Terminus ‚Tracht‘ bleibt durchgängig unter Gänsefüßchen – eine Alternative scheint allerdings nicht in Aussicht. Ein Kernstück dieser Publikation ist der Beitrag im Abschnitt 1 „Museale Überlieferung“ von Andrea Hauser und Gerda Engelbracht über „Vestimentäre Formen der Lüneburger Heide und des Wendlandes – Objekte, Bilder Texte“. Der Begriff „vestimentär“ verweist darauf, dass etwas mittels Bekleidung ausgedrückt und etwas mit der Bekleidung mitgeteilt werden soll. Vier Museen und die Universität Oldenburg waren an dem Projekt beteiligt: das Bomann-Museum Celle, das Museum für das Fürstentum Lüneburg in Lüneburg, das Landwirtschaftsmuseum Lüneburger Heide in Suderburg (Museumsdorf Hösseringen) und das Rundlingsmuseum Wendlandhof Lübeln in Küsten. Ein wichtiges Ziel des Projektes war es, deren bisher größtenteils unbearbeitete Sammlungen zur ländlichen Kleidung systematisch zu erforschen. Konkret handelte es sich um rund 3500 Kleidungsstücke, die in einer Objektdatenbank dokumentiert und im Sinne einer kontextuellen Sachkulturforschung zu untersuchen waren. Sammlungsstrategien waren dabei ebenso interessant wie die Beschäftigung mit wirtschaftlichen Einflussfaktoren, die Erforschung des umfangreichen Archivalienbestandes und die Einbeziehung der Sekundärliteratur sowie wichtiger Quellen (Zeitungen, Inventare, Zeitungsanzeigen etc.) Dabei gehen die Autorinnen von der These aus, dass bereits im Vorgang des Sammelns, der musealen Dokumentation und der musealen Präsentation vestimentäre Wunschbilder und Idealisierungen von ländlicher Kleidung konstruiert wurden, die auf das Bild der ländlichen Kleidung in den Untersuchungsregionen zurückwirkten (S. 24).

Bei der Analyse der Objekte zeigt sich die Schwierigkeit, die sich aus der mangelhaften Dokumentation ergibt bzw. aus den sehr stark differierenden Schwerpunktsetzungen der frühen Sammler gegenüber heutigen Forschungsinteressen. Die Schwierigkeiten der Analyse von Kleidung entsprechend heutigen kulturanthropologischen Gesichtspunkten wurden deutlich, da es so wenig Hinweise auf ihren vestimentären Gebrauch gibt. Allerdings waren die Autorinnen dabei kreativ und umsichtig, aber stießen immer wieder an Grenzen des Möglichen. Die unterschiedliche disziplinäre Herkunft der AutorInnen wirkt hier erfrischend und beleuchtet das Sujet von ganz unterschiedlichen Gesichtspunkten. Zu diesen kreativen Herangehensweisen gehören die in die langen Fließtexte eingeschobenen „Inserts“, mittels derer einzelne Aspekte vertieft werden, sehr anschauliche kurze Beiträge wie beispielsweise über das „Hannoversche Polizeiblatt“. Die Autorin Pina Weymann hat die Kleidungsbeschreibungen von Steckbriefen und anderen Rubriken der Jahre 1853–1869 ausgewertet und dabei Wert auf die Geschlechterspezifika, Farbgebung, Materialien und sozialen Kontexte gelegt. In anderen Inserts erfährt man spannende Details über Schnittformen, Verarbeitungen, Färben, Auszier, Brautkronen u. v. m. Diese Lebendigkeit, Vielseitigkeit und Originalität zeigen sich auch in den übrigen Abschnitten mit ihren unterschiedlichen Blickrichtungen, die immer wieder über die regionale Schwerpunktsetzung hinausschweifen, angereichert durch Gastbeiträge externer FachkollegInnen: Die „textilwissenschaftlichen Analysen“ beziehen sich direkt auf das Projektmaterial und schließen designorientierte, textilanalytische und naturwissenschaftliche Methoden ein. Fragen der Datierung, Typbildung und der technischen Grundlagen der Entwicklung der „Trachten“ stehen hier im Zentrum. „Visualisierungen“ thematisieren fotografische und mediale Einflüsse auf die regionalen Kleidungsstile. „Musealisierung“ als Fixierung und Inszenierung ländlicher Kleidung beschäftigt sich nicht nur mit den Präsentationsformen spezifischer Museen, sondern führt zum überregionalen Phänomen der „Volkskultur in der Vitrine“. Durch einen Vergleich zwischen Oberpfalz und Wendland sind „Formen des Folklorismus“ inkludiert. Speziell der letzte Abschnitt „Aktualisierungen“ weist noch einmal weit über die regionalen Grenzen von Wendland und Lüneburger Heide hinaus und betont die Brisanz des Themas „Tracht“, das bis heute oder

besser heute wieder neue Aufladungen in Modelabels, in aktuellen Prozessen der Nationenbildung (z. B. Usbekistan) und in modernen Museumskonzepten erfährt. Die Beiträge stammen von namhaften WissenschaftlerInnen und ausgemachten ExpertInnen zum Thema Kleidung, Mode und „Tracht“ im deutschsprachigen Raum, aber auch junge KollegInnen konnten hier ihre Forschungsergebnisse einbringen: Thomas Antoniotti, Julia Buckmiller, Petra Eller, Karen Ellwanger, Gerda Engelbracht, Charlotte Giese, Ulrich Hägele, Andrea Hauser, Norbert Henzel, Gudrun Hildebrandt, Rita Kalbermatten-Ebener, Lioba Keller-Drescher, Barbara Kloos, Anja Mede-Schelenz, Jochen Meiners, Gabriele Mentges, Laura Schibbe, Claudia Selheim, Karin Walter, Inge Weid.

Alles in allem eine inhaltlich äußerst interessante und aktuelle Publikation nicht nur zur Geschichte des Trachtentragens, sondern auch im Hinblick auf Alltagsgeschichte und Museologie, die nicht zuletzt durch eine grandiose optische Aufbereitung besticht. Bemerkenswert ist weiters, dass die Ergebnisse als Open Source zur Verfügung stehen.

ADELHEID SCHRUTKA-RECHTENSTAMM

Arlette Kosch: Le voyage pédestre dans la littérature non fictionnelle de langue allemande. „Wanderung“ et „Wanderschaft“ entre 1770 et 1850 (= Historische Arbeiten zur deutschen Literatur, Bd. 59). Berlin u. a.: Peter Lang 2018, 1434 Seiten, zahlr. Abb. u. Tab.

Dieses Buch gibt eine germanistische Dissertation wieder, die unter der Leitung von Gérard Laudin entstanden ist und an der Universität Sorbonne 2017 verteidigt wurde. Die Autorin hat daran ein halbes Leben lang gearbeitet und im Geiste einer früheren „thèse d'état“ sämtliche Literatur zu ihrem Thema aufgearbeitet, die in ihrem Falle besonders reich an „persönlichen Dokumenten“ wie Autobiographien und natürlich Reiseschilderungen ist. Einbezogen ist der gesamte deutsche Sprachraum. Ausgeklammert oder doch zurückgefahren sind, obwohl auch hier eine Grenze kaum zu ziehen ist, die „schöne Literatur“ und in gewissem Maße auch die übrigen Künste

sowie methodologisch-wissenschaftstheoretische Erörterungen. Der Ansatz ist ein literaturwissenschaftlicher. Die Autorin hat sich als Französin dafür entschieden, dieses, ihr Lebenswerk in ihrer Muttersprache zu veröffentlichen, womit sie dessen sehr wünschenswertes Bekanntwerden im deutschsprachigen Raum sicher nicht gefördert hat; hinzu tritt der exorbitante Preis. Gerade deshalb sei auf diese Neuerscheinung besonders hingewiesen.

Wie gesagt, handelt es sich um eine germanistische Dissertation, die im guten alten Sinn die gesamte Literatur zum Thema zu erfassen sucht und zugleich das Werk einer Liebe und eines Lebens darstellt. Thema ist die Reise zu Fuß („Wanderung“) im deutschsprachigen Raum in der angegebenen Epoche. Mit dem „Sturm und Drang“ war die Fußreise als wichtigste Quelle authentischer Erfahrung von der Außenwelt, zugleich aber auch von der Innenwelt des Reisenden neu bestimmt worden. Zunächst in aufmüpfigem, sozialkritischem Geiste unternommen, wurde die hinterher auch zu beschreibende Wanderung im Verlaufe der Epoche zu einer als selbstverständlich hingenommenen Kulturpraktik von Gebildeten, vor allem im Übergang von der Jugend zum Erwachsenenleben. Länger und tiefer eingewurzelt als die aus freien Stücken unternommene Wanderung war indes die stärker ritualisierte und von den Zünften kontrollierte „Wanderschaft“ der Handwerksgesellen. Diese wurde mit der einsetzenden Industrialisierung ab den 1830er Jahren von den Behörden zunehmend behindert, zugleich aber auch vom Publikum romantisiert. Der erste, 924 Seiten starke Band beschreibt die Wanderung, der zweite, schlankere die Wanderschaft und dies in beiden Fällen nach allen denkbaren Richtungen.

Dieses Werk ist insofern eine Fundgrube, die weiterer Ausschürfung harrt: hier liegen noch Dissertationen und Habilitationsschriften verborgen. Von unabhängigem Wert ist dabei die „methodische Bibliographie“ von über hundert eng bedruckten Seiten. Die Bedeutung des Themas für die Volkskunde/Europäische Ethnologie ist evident. Höchst wünschenswert wäre es, wenn sich ein frankophoner Fachkollege fände, der diese Schätze für die eigene Disziplin zu heben unternähme.

Sabine Eggmann, Birgit Johler, Konrad Kuhn, Magdalena Puchberger (Hg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen: Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945 (= culture [kylty:r] Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, Bd. 9). Münster/New York: Waxmann 2019, 453 Seiten

Waren die späten 1980er und frühen 1990er Jahre der fundierten Aufarbeitung und Erzählung der Geschichte der Volkskunde als „Völkischer Wissenschaft“ gewidmet, so ist in den letzten Jahren die Nachkriegsgeschichte des Faches bis in die 1970er Jahre in den Mittelpunkt gerückt. Die Öffnung der Archivsperrn und die Bearbeitung von inzwischen erschlossenen Nachlässen bilden Hintergründe für diese Entwicklung. Der gerne zitierte Paradigmenwechsel von der traditionsgeleiteten Ursprungszentrierung hin zum „Abschied vom Volksleben“ gelangt langsam in den Fokus der FachhistorikerInnen, aber die Zeit davor bedarf offenbar noch der konstruktiven Aufklärung.

Der Ausgangspunkt des hier zu behandelnden Bandes ist – wie so oft – eine Tagung, die vom 16. bis 18. November 2017 am Wiener Volkskundemuseum stattgefunden hat. Die Schweizer Gesellschaft für Volkskunde und der Verein für Volkskunde in Wien traten dabei als Veranstalter auf und die österreichisch-schweizerischen fachhistorischen Beziehungen bildeten einen der Referenzrahmen. Paritätisch korrekt agierten jeweils zwei KollegInnen der genannten Nationen als HerausgeberInnen und gemeinsam verfassten sie den ersten von 25 Beiträgen dieser sehr umfangreichen Publikation. Darin wird als Ziel definiert, die „kleinen Nationen“ im deutschsprachigen Raum als Basis für einen internationalen Vergleich der empirisch fassbaren Kooperationen in der Disziplin Volkskunde zu nehmen. Es geht um die Modi des wissenschaftlichen Arbeitens, um Wissensproduktion im Fach, um Netzwerke, Positionierungen, Orientierungen und um geschickte Umdeutungen von Axiomen, die notwendig waren, um dem nationalsozialistischen Image des zu Recht in Frage gestellten Faches entgegenzutreten und ihm eine Zukunft zu geben.

Elisabeth Timm schließt mit *In Wahrheit und im Wahren vor und nach 1945 – Kultur und Quellenforschung bei Hans Moser und*

Bruno Schier am Phänomen der Umdeutungen, sie nennt sie „Umstellungen“, fulminant an. Als dramaturgischen Kniff präsentiert sie zu Beginn eine Textpassage aus einer zweiseitigen, unveröffentlichten Verteidigungsrede, die Ende der 1940er Jahre verfasst und in der die Volkskunde als kulturvergleichende und universalistische Wissenschaft präsentiert wurde, in der sehr viele jüdische Gelehrte maßgeblich mitgewirkt hatten. Timm verschweigt den Namen des Autors bis drei Seiten vor Ende ihres Textes und lässt die LeserInnen spekulieren, ob der an sich unverdächtige Hans Moser oder der wegen seiner prononciert völkischen Haltung bekannte Bruno Schier der Urheber ist. Eine Überraschung im Text gelingt Timm aber auch insofern, als sie akribisch Hans Mosers Umdeutungen und Positionierungen nach dem Krieg aufzeigt, deren Wahrheitsgehalt relativiert und antisemitische Kontinuitäten in seinem Denken offenbart. An der Korrespondenz zwischen Fachvertretern belegt Timm das Phänomen, dass selbst vermeintlich unvereinbare Positionen diskursiv integrierend wirkten und zu ungewöhnlichen persönlichen Verbindungen führten, da man sich letztendlich über die „bedeutsamen Fragen“ einig war (S. 48).

Mit Bedeutungen, Chancen und Grenzen der Internationalisierungsprozesse im Fach nach 1945 befasst sich Anita Bagus. Sie untersucht verschiedene Ansätze der Internationalisierung und setzt sie in Beziehung zu den außenpolitischen Haltungen der involvierten Länder bzw. zu den Netzwerken der wissenschaftlichen Akteure und Akteurinnen. Politische und fachliche „Systemgrenzen“ werden von ihr ausgelotet, wobei immer wieder deutlich wird, dass es besonders aktive Einzelakteure und Persönlichkeiten sind, die für das Funktionieren von Kommissionen, die Durchführung von internationalen Konferenzen und die Wirksamkeit von Netzwerken verantwortlich waren. Als „Bühnen“ der Internationalisierung werden die internen Konflikte und die daraus folgenden Veränderungen innerhalb der CIAP (Commission Internationale des Arts et Traditions Populaires) und der späteren SIEF (Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore) vorgestellt. Die Generationskonflikte, die den Paradigmenwechsel in den 1970er Jahren begleiten, sind in der Zeit davor bereits auf der Ebene der europäischen Zusammenarbeitsinitiativen sichtbar.

Die Entwicklungs- und Transnationalisierungsprozesse nationaler Volkskunden stehen auch im Mittelpunkt der folgenden Bei-

träge. Ingrid Slavec Gradišnik verfolgt die schrittweise Integration slowenischer EthnologInnen und FolkloristInnen in internationale Unternehmungen (z. B. Ethnologischer Atlas von Europa). Christian Marchetti zeigt anhand der Biographien eines nach dem Krieg geflüchteten ungarndeutschen Volkskundlers namens Eugen Bonomi und der siebenbürgischen Forscherin Luise Treiber-Netoliz exemplarisch die Hemmnisse und Wege, die Brüche und Anknüpfungen die VertreterInnen kleiner südostdeutscher Volkskunden in ihren Versuchen an die Vorkriegspraxis anzuschließen, durchlebten. Seltene Einblicke in die estnische Volkskunde gewährt Marleen Metslaid ebenfalls anhand zweier Biographien: Der nach der russischen Annexion des Landes 1944 nach Schweden geflüchtete, politisch sehr aktive Eerik Laid kann zwar als Exil-Gelehrter in Schweden Fuß fassen, erfährt aber eine fragmentierte akademische Karriere. Die in Estland gebliebene Aliise Moora war den strengen Repressionen sowjetischer Wissenschaftspolitik unterworfen und wandte sich traditionellen Folkloreforschungen zu.

Im zweiten Drittel des Buches tritt die nationale Wissensproduktion im Fach in den Vordergrund. Da eine kursorische Aufzählung der zahlreichen Beiträge hier wenig Substanz aufweisen würde, möchte ich auf drei die Tagung resümierende Kommentare am Ende der Anthologie verweisen. Leonore Scholze-Irrlitz geht auf die Suche nach dem Material-Culture-Ansatz in Volkskunde, Ethnografie und Europäischer Ethnologie in den 1950er bis 1970er Jahren. Ihre Perspektive ist auf die Sachkulturforschung gerichtet und auf Studien im ländlichen Raum, beides Themen, die zwischenzeitlich „aus dem Blick“ (S. 416) geraten seien, wie sie mit erkennbarem Bedauern feststellt. Die Beiträge der Tagung verdeutlichen ihrer Meinung nach in groben Umrissen, wie intensiv sich der internationale und interdisziplinäre Austausch in diesem Zeitraum entwickelte. Zudem weist sie drauf hin, dass im Rahmen der Tagung eine junge Generation von ost- und südosteuropäischen WissenschaftlerInnen das frühere „sozialistische Andere“ aus ihrer Perspektive thematisierten.

Friedemann Schmoll arbeitet in seinem Resümee einige blinde Flecken und Probleme der Fachgeschichtsschreibung heraus. Die Einsichten und Erkenntnisse der Studien blieben demnach zu oft auf der Ebene des Überschaubaren, des Familialen, des Biografischen und Nationalen. Das Verharren in kleinen fachgeschichtlichen

Erzählungen, die nur aus den lokalen Bedingungen heraus erklärt werden, sei zwar charakteristisch für die Wissenschaftsgeschichtsschreibung ethnografischer Disziplinen. Für ihn stellt sich aber viel mehr die Frage nach der Einbettung der nationalen Fachgeschichten in Prozesse der internationalen Wissenschaftsentwicklung. Als nach wie vor unterrepräsentiert erachtet er die Analyse der Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft und die Miteinbeziehung international übergreifender Bedingungen.

Zuletzt behauptet Sophie Elpers, dass die Volkskunde der behandelten Zeit durch im Grunde gar nicht so viele AkteurInnen geprägt gewesen sei, eine Folgerung, die allerdings zu hinterfragen ist, da die Fachgeschichtsforschung tendenziell zur Akzentuierung einiger weniger Persönlichkeiten neigt, zu denen meist entsprechend breite Quellenlagen vorhanden sind. Elpers plädiert für eine visuelle Darstellung der Netzwerke der Akteure und für weitere Mikroanalysen von Allianzen, Freundschaften und Feindschaften. Sie schreibt den reichhaltigen Quellen, die auf der Konferenz ans Licht gekommen sind, einen ethnologischen als auch historischen „Sensationswert“ zu und gleichzeitig einen hohen Informationswert bezüglich der Denkstile im Fach in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Diesem Statement ist beizustimmen. Die LeserInnen erwarten ein sorgfältig redigiertes und lektoriertes Geschichtswerk für Fachinsider, dem auch die grafische Winzigkeit der Fußnotenhinweise nichts von seiner Lesenswertheit nimmt.

JOHANN VERHOVSEK

Eingelangte Literatur¹

- After Practice.** Thinking through matter(s) and meaning relationally. Hg. von der Humboldt-Universität zu Berlin, Labor: Umweltanthropologie, Menschlichen Beziehungen. Band 1 und 2. Berlin, Panama Verlag, 2019. 151 und 153 Seiten (Berliner Blätter, Heft 80 u. 81)
- Alley, Jasmin und Kurt Wettengl (Hg.):** Vergessen. Warum wir nicht alles erinnern. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Historischen Museum Frankfurt, 7. März 2019 bis 14. Juli 2019. Petersberg, Michael Imhof Verlag und Frankfurt, Historisches Museum Frankfurt, 2019. 231 Seiten, Ill. (Schriften des Historischen Museums Frankfurt, 37)
- Allgäuer, Hubert:** Unternehmen – Archivieren – Erforschen. Einblicke in Vorarlbergs Wirtschaftsgeschichte und ihre Dokumentation. Hg. vom Wirtschaftsarchiv Vorarlberg und der Rheticus-Gesellschaft. Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 2019. 171 Seiten, Ill. (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, 78)
- An homage to The Sound of Music – life ball style bible.** 25th anniversary edition. Konzept: Gery Keszler, Photographie: Markus Morianz, Text: Ted Chapin, Janina Lebiszczak. Wien, Verlag für Moderne Kunst, 2018. 112 Seiten, Ill.
- Anttonen, Pertti, Cecilia af Forselles and Kirsti Salmi-Niklander (Hg.):** Oral tradition and book culture. Helsinki, Finnish Literature Society, SKS 2018. 173 Seiten, Ill. (Studia Fennica, Folkloristica, 24)
- Badr, Tamara u. a.:** Gemischter Satz. Aus der Wiener Europäischen Ethnologie. Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2018. 175 Seiten (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 46)
- Ballenberg.** Sichtweisen auf das Freilichtmuseum der Schweiz. Hg. von Ballenberg. Freilichtmuseum der Schweiz. Bern, Haupt Verlag, 2019. 160 Seiten, Ill.
- Baumann, Christoph:** Idyllische Ländlichkeit. Eine Kulturgeographie der Landlust. Bielefeld, transcript, 2018. 266 Seiten, Ill.
- Baumgärtel, Bettina (Hg.):** Angelika Kauffmann. Unbekannte Schätze aus Vorarlberger Privatsammlungen. Erscheint anlässlich der Ausstellung in der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz, 8. Juli – 21. Oktober 2018 und des vorarlberg museums, Bregenz, 15. Juni – 6. Oktober 2019. München, Hirmer, 2018. 303 Seiten, Ill. (Kataloge und Schriften der Kulturstiftung Dessau-Wörlitz, 40) (Vorarlberg Museum Schriften, 37)
- Bauriedl, Sybille u. a. (Hg.):** Smart City – kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten. Bielefeld, transcript, 2018. 361 Seiten, Ill. (Urban Studies)
- Bieling, Simon:** Konsum zeigen. Die neue Öffentlichkeit von Konsumprodukten auf Flickr, Instagram und Tumblr. Bielefeld, transcript, 2018. 292 Seiten, Ill. (Konsumästhetik, 3)
- Bitzegeio, Ursula u. a. (Hg.):** Flucht, Transit, Asyl. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein europäisches Versprechen. Bonn, Dietz, 2018. 467 Seiten, Ill.
- Blimlinger, Eva und Heinz Schödl (Hg.):** ... (k)ein Ende in Sicht. 20 Jahre Kunstrückgabegesetz in Österreich. Wien, Böhlau Verlag, 2018, 422 Seiten, Ill. (Schriftenreihe der Kommission für Provenienzforschung, 8)

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- Bodner, Reinhard:** *Berg/Leute. Ethnografie eines ausgebliebenen Bergsturzes am Eiblschrofen bei Schwaz in Tirol* (1999). Münster, New York, Waxmann, 2018. 564 Seiten, Ill. (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, 5)
- Der Hände Werk.** Katalog zur Ausstellung „Der Hände Werk“, 16. März – 3. November 2019 Schallaburg. Schallaburg, 2019. 5 Bände im Schuber
- Eberle, Armin, u. a.:** *Die Bauernhäuser des Kantons St. Gallen. Band 1.* Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 2018. 408 Seiten (Die Bauernhäuser der Schweiz, 35)
- Eggmann, Sabine, Birgit Johler, Konrad J. Kuhn Magdalena Puchberger (Hg.):** *Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen : Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft in Europa nach 1945.* Münster, Waxmann, 2019. 453 Seiten, Ill. (culture [kylty:r], Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 9) (Die Beiträge: Sabine Eggmann, Birgit Johler, Konrad J. Kuhn und Magdalena Puchberger, Österreich-Schweizer Beziehungen. Zur Wissensgeschichte der Volkskunde/ Kulturwissenschaft in Europa nach 1945 – Positionen und Orientierungen. 7–23; Elisabeth Timm, In Wahrheit und im Wahren, vor und nach 1945. *Kultur und Quellenforschung* bei Hans Moser und Bruno Schier. 25–60; Anita Bagus, Internationalisierungsprozesse in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie nach 1945. Bedeutungen, Chancen, Grenzen. 63–85; Ingrid Slavec Gradišnik, „Slovenia is Europe in Miniature“. *Slovenian Volkskunde on the Way to European Ethnology.* 87–109; Christian Marchetti, Marginalität und Kontinuität. Deutschsprachige Volkskunden in und aus Südosteuropa vor und nach 1945. 111–124; Marleen Metslaid, The Adjustment of Ethnographic Practice to New Political and Cultural Circumstances. *Estonian Ethnology at Home and in Exile after World War II.* 127–145; Helmut Eberhart, „... daß
- es seine Seele doch noch nicht ganz verloren und verkauft hat“. *Volkskultur und ihre Pflege als Remedium gegen Identitätskrisen nach 1945 am Beispiel der Wiedereinführung des Sternsingens in Wien.* 147–168; Reinhard Bodner, „Lebendige Tracht in Tirol“. Ein Buch als Beispiel volkskundlicher Wissensproduktion nach 1945 und Gegenstand aktueller Debatten. 171–204; Benno Furrer, *Das schweizerische Bauernhaus – „umfassend, lückenlos und abschließend dargestellt“.* 207–227; Jiří Woitsch, *The Comparative Study of Material Culture in the 1960s. From Personal Friendships to the Internationalisation of Czech Ethnology.* 229–250; Helmut Groschwitz, *Beharrung und Wandel. Neuausrichtungen und Neuinterpretationen im Rahmen des Atlas der deutschen Volkskunde.* 253–268; Meret Fehlmann und Mischa Gallati, *Fachgeschichte aus dem Erdgeschoss. Eine (vielleicht) andere Geschichte des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich (1967–1983).* 271–289; Herbert Nikitsch, *Zur Rezensionspraxis in der österreichischen Nachkriegsvolkskunde. Distanzierungen – Positionierungen.* 291–303; Michael J. Greger, „Sonst: Meuli reizend. Wackernagel prächtig.“ *Bemerkungen zum Wissensformat „Kollegenkorrespondenz“ am Beispiel österreichischer und Schweizer Volkskundeforscher.* 305–323; Christine Burckhardt-Seebass, *Avanti! Robert Wildhaber, ein Europäer in der Epoche des Kalten Krieges.* 325–337; Sabine Kienitz, *In der Gegenwart nicht angekommen? Walter Hävernich und die Deutsche Altertums- und Volkskunde in Hamburg.* 339–367; *Nebenschauplatz Hamburg? Der Nachlass Hävernich und die Nachkriegsgeschichte des Seminars für Deutsche Altertums- und Volkskunde:* Michael Münnich und Sabine Kienitz, *Die Akte Hävernich. Vom Zufallsfund zum Forschungsprojekt.* 371–376; Eva Axtmann, Julia Grösch, Sophia Klampfleuthner und Theresa Müller, *Walter Hävernich und seine*

- Perspektiven der Hamburger Schule nach 1945. 379–385; Marie Gerz und Sabine Kienitz, Schläge als Strafe. Mit innovativen Methoden zu konservativen Ergebnissen. 387–391; Moritz Christian Loch, Ragna Quellmann, Sachgüter als Quelle. Der Matrosenanzug als Beispiel einer modernen Grossstadtvolkskunde. 393–397; Eva Paetzold und Michael Münnich, Neue Wege im Museum für Hamburgische Geschichte. Wiederaufbau und Wissensvermittlung. 399–413; Leonore Scholze-Irrlitz, Ein Resümee. Vernetzung praktizieren: Der Material-Culture-Ansatz in Volkskunde, Ethnografie und Europäischer Ethnologie in den 1950er- bis 1970er-Jahren. 415–421; Friedemann Schmoll, Lokales Wissen und nationale Fachgeschichten. Plädoyer für eine Internationalisierung ethnografischer Wissenschaftsgeschichte. 423–430; Sophie Elpers, Ein Blick auf die Erforschung volkskundlicher Wissenschaftsgeschichte aus internationaler Perspektive. Ein Kommentar. 433–439)
- Ehrmann-Shek, Alisa, Ruthi Lamberg-Ofek, Daniel Shek und Ze'ev Shek:** Ich denke an einen ewigen Sommer. Tagebuch und Zeichnungen aus Theresienstadt. 1944/45. Wien, Schönböcker-Verlag, 2018. 143 Seiten
- Ettl, Maria, Franz Gangelmayer und Daniel Maier (Red.):** Räume des Glaubens. Das religiöse Leben in der Josefstadt. Buch zur Ausstellung „Sakralbauten in der Josefstadt“ im Bezirksmuseum Josefstadt 11. März 2018 – 19. Dezember 2018. Wien: Wiener Bezirksmuseum 8. Josefstadt, 2018. 200 Seiten (Publikation / Bezirksmuseum Josefstadt, 22)
- Farasin, Kurt u. a.:** Stift Göttweig. Gut bedacht. St. Pölten, Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung Kunst und Kultur, 2018. 64 Seiten (Denkmalpflege in Niederösterreich, 59) (Mitteilungen aus Niederösterreich, 8/2018)
- Felder, Franz Michael:** Liebeszeichen. Und andere Dorfgeschichten aus dem Brengenzerswald. Lengwil, Libelle, 2018. 186 Seiten (Jahresgabe des Franz-Michael-Felder-Vereins, 2018)
- Ferber-Bauer, Katrin, Andrea Graf (Hg.):** Erfinden, Empfinden, Auffinden. Das Rheinland oder die (Re-)Konstruktion des Regionalen im globalisierten Alltag. 10. Jahrestagung der Bonner Gesellschaft für Volkskunde und Kulturwissenschaften e.V. Münster, New York, Waxmann, 2018. 195 Seiten, Ill. (Bonner Beiträge zur Alltagskultur, 12)
- Fischer, Norbert u. v. a. (Hg.):** Tod – Gedächtnis – Landschaft. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, 2018. 215 Seiten, Ill. (Irseer Dialoge, 21)
- Fritz, Peter (Hg.):** Märchen, Mythen und Symbole. Der Mensch und seine Geschichten. Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellungen 2019 im MAMUZ Museum Mistelbach und 2020 im Liechtensteinischen Landesmuseum, Vaduz. Mistelbach, WMB Weinviertel Museum Betriebs GmbH, 2019. 110 Seiten, Ill.
- Gajek, Eva Maria u. a. (Hg.):** Reichtum in Deutschland. Akteure, Räume und Lebenswelten im 20. Jahrhundert. Göttingen, Wallstein Verlag, 2019. 367 Seiten, Ill. (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, 57)
- Glaser, Silvia und Angelika Hofmann (Hg.):** Menschen, Dinge, Provenienzen. Interessantes und Kurioses aus dem Germanischen Nationalmuseum. Festgabe für G. Ulrich Großmann. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum, 2018. 188 Seiten, Ill. (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum, 20) (Jahresgabe für die Mitglieder und Förderer des Germanischen Nationalmuseums, 2018)
- Gottfried, Claudia u. a.:** Glanz und Grauen. Kulturhistorische Untersuchungen zur Mode und Bekleidung in der Zeit des Nationalsozialismus. Hg. von der Textilfabrik Cromford. Ratingen, LVR-Industriemuseum, 2018. 417 Seiten, Ill.
- Haibl, Michaela (Hg.):** Material/An/Sammungen. Sachen suchen Bedeutung. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund. Dortmund,

- Technische Universität Dortmund, 2018. 157 Seiten, Ill.
- Hamm, Marion, Ute Hoffelder, Christian Ritter, Alexandra Schwell und Ove Sutter (Hg.):** Widerständigkeit des Alltags. Beiträge zu einer empirischen Kulturanalyse. Festgabe für Klaus Schönberger zum 60. Geburtstag. Klagenfurt/Celovec, Drava Verlag, 2019. 298 Seiten, zahlr. Ill.
- Hammerl, Tobias:** LEGO. Bausteine einer volkswissenschaftlichen Spielkulturforschung. Münster, New York, Waxmann, 2018. 354 Seiten, Ill. (Regensburger Schriften zur Volkskunde – vergleichenden Kulturwissenschaft, 34)
- Harvilahti, Lauri u. a. (Hg.):** Visions and traditions. Knowledge production and tradition archives. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 2018. 384 Seiten (FF communications, 315)
- Heimerdinger, Timo und Marion Näser-Lather (Hg.):** Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie. Wien, Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2019. 294 Seiten, Ill. (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 29)
- Hessenberger, Edith und Klaus Beitzl (Hg.):** Das Tschaggenser Mirakelbuch. Wallfahrt und Wunderglaube im 18. Jahrhundert. Dir. i. R. Hon.-Prof. Dr. Klaus Beitzl zum 90. Geburtstag gewidmet. Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2018. 206 Seiten, Ill. (Montafoner Schriftenreihe, 29)
- Holzer, Anton:** Die erkämpfte Republik, 1918/19 in Fotografien. Publikation anlässlich der gleichnamigen Sonderausstellung des Wien Museums vom 25. Oktober 2018 bis 3. Februar 2019. Salzburg, Wien, Residenz Verlag, 2018. 207 Seiten (Sonderausstellung des Wien Museums, 423)
- Hutter, Ernestine (Hg.):** Alte Techniken neu belebt. 20 Jahre Werkstätten für Klosterarbeiten und Veranstaltungen im Salzburg Museum – Sammlung Volkskunde. Erschienen anlässlich der Präsentation der Ausstellung im Volkskunde Museum, 12. Mai bis 4. November 2018. Herausgegeben von Peter Laub. Salzburg, Salzburg Museum, 2018. 175 Seiten, zahlr. Ill.
- Jerrentrup, Tabea:** Therapie vor der Kamera? Zum Potential inszenierter Menschenfotografie. Münster, Waxmann, 2018. 149 Seiten, Ill.
- Kaerlein, Timo:** Smartphones als digitale Nahkörpertechnologien. Zur Kybernetisierung des Alltags. Bielefeld, transcript, 2018. 360 Seiten, Ill. (Digitale Gesellschaft, 21)
- Kammerhofer-Aggermann, Ulrike u. a.:** Salzburger Tresterer – aufgefunden und dokumentiert. Salzburg, Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2018. 443 Seiten, Ill. (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 26)
- Karner, Herbert, Elisabeth Loinig und Martin Scheutz (Hg.):** Die Jesuiten in Krems – die Ankunft eines neuen Ordens in einer protestantischen Stadt im Jahr 1616. Die Vorträge der Tagung des Instituts für kunst- und musikhistorische Forschungen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, des Niederösterreichischen Instituts für Landeskunde und des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung der Universität Wien, Krems, 28. bis 29. Oktober 2016. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2018. 432 Seiten (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde, 71)
- Kasper, Michael u. a.:** Volksschule Galgenul 1818–2018. Daten – Fakten – Episoden. Beiträge zur Montafoner Bildungsgeschichte. Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2018. 168 Seiten, Ill. (Montafoner Schriftenreihe, 30)
- Knodel, Bernard (Hg.):** Le musée réinventé. Une exposition du TP d'ethnomuséographie. Neuchâtel, Musée d'Ethnographie, 2018. 79 Seiten
- Köstlin, Konrad:** Karl-S. Kramer und seine Rechtliche Volkskunde. In: Signa Iuris, Band 16 (2018). Seite 9–26
- Kühne, Monika:** Wohlgeordnet aufgestapelt. Privatbibliotheken im 19. Jahrhundert – Josef Andreas Ritter von Tschavoll und Franz Xaver Moosmann. Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 2018. 148 Seiten,

- Ill., Diagramme. (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, 75)
- Kuster, Brigitta:** Grenze filmen. Eine kulturwissenschaftliche Analyse audiovisueller Produktionen an den Grenzen Europas. Bielefeld, transcript, 2018. 342 Seiten (Post_koloniale Medienwissenschaft, 6)
- Lahoda, Karin:** Arbeitsalltag in Werkstätten für behinderte Menschen. Zur Bedeutung von Arbeit, sozialen Interaktionen und rechtlichen Rahmenbedingungen. Münster, New York, Waxmann, 2018. 403 Seiten (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 33)
- Ludewig, Bianca:** Utopie und Apokalypse in der Popmusik. Gabber und Breakcore in Berlin. Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2018. 300 Seiten, Ill. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 47)
- Martin, Andreas und Norbert Fischer (Hg.):** Die Elbe. Über den Wandel eines Flusses vom Wiener Kongress (1815) bis zur Gegenwart. Leipzig, Leipziger Universitätsverlag u. a., 2018. 678 Seiten, Ill. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 58) (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 53)
- Maul, Bärbel und Cornelia Röhle (Hg.):** Museum und Inklusion. Kreative Wege zur kulturellen Teilhabe. Bielefeld, transcript, 2019. 166 Seiten, Ill. (Edition Museum, 34)
- Melichar, Peter:** Otto Ender 1875–1960. Landeshauptmann, Bundeskanzler, Minister. Untersuchungen zum Innenleben eines Politikers. Wien u. a. Böhlau, 2018. 369 Seiten, Ill. (Vorarlberg Museum Schriften, 39)
- Mohrman, Ute:** Ethnographie in der DDR. Rückblicke auf die Fachgeschichte. Berlin, Panama-Verlag, 2018. 253 Seiten (Berliner Blätter, 79)
- Musealisierte Häuser.** Bausubstanz, Ideologien, Gründungspersönlichkeiten. Ausgewählte Referate der 28. Jahrestagung des Arbeitskreises für ländliche Hausforschung in Nordwestdeutschland und der Interessengemeinschaft Bauernhaus e.V., 18. bis 20. März 2016 in Bielefeld. Münster, Waxmann, 2018. 211 Seiten (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 129)
- Opll, Ferdinand und Martin Scheutz (Hg.):** Fernweh und Stadt. Tourismus als städtisches Phänomen. Innsbruck u. a., StudienVerlag, 2018. 528 Seiten (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas, 28)
- Pensold, Wolfgang und Otmar Moritsch:** Geheimsache Enigma. Geschichte und Kryptologie der legendären Verschlüsselungsmaschine. Wien, Technisches Museum Wien, 2018. 198 Seiten (Edition TMW, 9)
- Petermayr, Klaus und Thekla Weissengruber (Hg.):** Stille Nacht! Heilige Nacht! Advent- und Weihnachtslieder in Oberösterreich. Linz, Oberösterreichisches Landesmuseum, 2018. 201 Seiten, Ill. (Kleine Schriften zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, 2)
- Reckinger, Gilles u. a. (Hg.):** Von der Odyssee zum europäischen Grenzregime. Kulturelle Begegnungen im Mittelmeerraum. Würzburg, Königshausen & Neumann, 2018. 119 Seiten (Cultural encounters and transfers, 5)
- Rella, Christoph und Martina Fuchs (Hg.):** „Wir schießen schon auf die unmöglichsten Sachen“ der Briefwechsel des Payrbacher Artillerieoffiziers Tonio Rella mit seiner Gattin Camilla 1914–1917. St. Pölten, Verlag NÖ Institut für Landeskunde, 2018. 384 Seiten, Ill. (Studien und Forschungen aus den NÖ Institut für Landeskunde, 72)
- Reuter, Ingo:** Surfaces, Oberflächen. Haut, Spiegel, Kleidung, Wasser, Bildschirm, Erde. Würzburg, Königshausen & Neumann, 2019. 182 Seiten, Ill.
- Rohrhofer, Veronika:** Fadenkunst. Wolfsberg, der wolf verlag, 2018. 119 Seiten, Ill.
- Rolshoven, Johanna u. a. (Hg.):** Heroes – Repräsentationen des Heroischen in Geschichte, Literatur und Alltag. Bielefeld, transcript, 2018. 604 Seiten, Ill. (Edition Kulturwissenschaft, 156)
- Ruhl, Sophie, Gerlinde Bartenschlager, Jan Borgmann und Monika Kania-Schütz (Hg.):**

- Vom Hopfen zur Halben. Geschichten rund um Bier- und Wirtshauskultur in Oberbayern. Begleitheft zur Sonderausstellung im Freilichtmuseum Glentleiten vom 10. Mai bis 2. Dezember. Großweil, Freilichtmuseum Glentleiten, 2018. 80 Seiten, Ill. (Schriften des Freilichtmuseums Glentleiten des Bezirks Oberbayern, 33)
- Saini, Pierrine und Thomas Schärer:** Das Wissen der Hände = Gestes d'artisans. Die Filme der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1960–1990 = Les films de la Société suisse des traditions populaires 1960–1990. Münster, Waxmann, 2019. 819 Seiten, Ill. (culture [kylty:r], Schweizer Beiträge zur Kulturwissenschaft, 8)
- Schimek, Michael u. a. (Hg.):** Mittendrin. Das Museum in der Gesellschaft. Festschrift für Uwe Meiners. Cloppenburg, Museumsdorf Cloppenburg, 2018. 352 Seiten, Ill. (Kataloge und Schriften des Museumsdorfs Cloppenburg, 35)
- Schmelz, Linda:** Kochen im Fernsehen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Münster, New York, Waxmann, 2018. (Studien zur Volkskunde in Thüringen, 7)
- Scholl-Schneider, Sarah und Moritz Kropp (Hg.):** Migration und Generation. Volkskundlich-ethnologische Perspektiven auf das östliche Europa. Münster u. a., Waxmann, 2018. 274 Seiten (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/ Volkskunde, 16)
- Schönebeck, Christine:** Frei sein – mündig werden. Die Konfirmation als pädagogisches Instrument zur Popularisierung der Aufklärung (1770–1840). Münster, Waxmann, 2018. 311 Seiten (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 128)
- Schwarz, Werner Michael, Georg Spitaler und Elke Wikidal (Hg.):** Das Rote Wien 1919–1934. Ideen, Debatten, Praxis. Der Katalog erschien aus Anlass der 426. Sonderausstellung des Wien Museums im MUSA, die von 30. April 2019 bis 19. Jänner 2020 stattfand. Basel, Birkhäuser, 2019. 469 Seiten, Ill. (Sonderausstellung des Wien Museums, 426)
- Schwarz Müller, Ernst:** Die Wallfahrtskirche Christkindl. Ihre Zeit, ihre Architekten, die Wallfahrt. Interessantes und Wissenswertes rund um die Wallfahrtskirche. Garsten/Christkindl, Eigenverlag Ernst Schwarz Müller, 2018. 91 Seiten
- Schweiger, Tobias:** Die kulturelle Textur des Innviertels. Zur Konturierung einer Region. Wien, Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2018. 272 Seiten (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 45)
- Schwell, Alexandra und Katharina Eisch-Angus (Hg.):** Der Alltag der (Un-)Sicherheit. Ethnografisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft. Berlin, Panama Verlag, 2018. 260 Seiten, Ill.
- Schwering, Burkhard:** Gloria Deo – Die Sammlung Johannes Peter Broel. Sachzeugnisse der Volksfrömmigkeit und der Volkskunst, des Kunsthandwerks und der Kunst: Goch; Völckersche, 2018. 144 Seiten (Schriften des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte e.V., 19)
- Schwering, Burkhard:** Kunstwerke des Monats (Dezember 2011 – Juni 2018). Aus den Sammlungsbeständen des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte e.V. Kevelaer. Zur Funktion und Bedeutung von Dingen. Kevelaer, Niederrheinisches Museum für Volkskunde und Kulturgeschichte e.V., 2018. 104 Seiten (Schriften des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte e.V., 20)
- Steinmann, Axel (Hg.):** Verhüllt, enthüllt! Das Kopftuch. Erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 18. Oktober 2018 bis 26. Februar 2019 im Weltmuseum Wien. Wien, Sonderzahl, 2018. 167 Seiten
- Thaler, Jürgen u. a. (Hg.):** Wacker im Krieg. Erfahrungen eines Künstlers. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im

- Vorarlberg Museum, Bregenz, 9. Juni 2018 – 17. Februar 2019. Salzburg u. a., Residenz, 2018. 237 Seiten, Ill. (Vorarlberg Museum Schriften, 36)
- Tschaikner, Manfred u. a. (Hg.):** Montafon 3. Gesellschaft – Ökonomie – Mentalitäten. Vom 16. bis ins 19. Jahrhundert. Schruns, Stand Montafon, 2018, 358 Seiten, Ill.
- Walcher, Maria und Edith A. Weinlich:** Ein Erbe für alle. 103 Traditionen aus Österreich. Eingetragenes immaterielles Kulturerbe Österreich. Illustrationen von Caterina Krüger. Wien u. a., Folio Verlag, 2018. 254 Seiten
- Watzlawik, Jan C.:** Auf Möbeln. SitzPolsterModen. Begleitkatalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund. Dortmund, Technische Universität Dortmund, 2019. 124 Seiten, Ill. (Dortmunder Materialien zur materiellen Kultur, 9)
- Weiss, Christian (Hg.):** Meisterwerke der Gottfried Keller-Stiftung. Diese Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung „Glanzlichter der Gottfried-Keller-Stiftung“ Schweizerisches Nationalmuseum, Landesmuseum Zürich, 14. Februar bis 22. April 2019. Zürich, Scheidegger & Spiess, 2019. 215 Seiten, zahlr. Ill.
- Welt in Bewegung! Stadt. Geschichte. Mobilität.** Publikation zur gleichnamigen Niederösterreichischen Landesausstellung 2019 in Wiener Neustadt vom 30. März bis 10. November 2019. Schallaburg, Schallaburg Kulturbetriebsges., 2019. 279 Seiten, Ill.
- Werner, Richard:** Die Chronik der Waserversorgung von Sulz. Feldkirch, Rheticus-Gesellschaft, 2019. 143 Seiten, Ill., Diagramme, Karten. (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, 79)
- Zöllner, Renate u. a.:** Heimat? Ringvorlesung. Linz, Ö. Landesarchiv, 2018. 262 Seiten

Internationale Zeitschriftenschau

- Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.** 148. Band, 2018. Die Beiträge aus der Abteilung Volkskunde: Mario-Dominik Riedl und Viktor Pietschmann – Kriegsdokumente eines Forschers, Abenteurers und Spions. 179–190; Anna Bauer, Die Taube zieht mit dem Hund in den Krieg. Tiere im Ersten Weltkrieg. 191–202; Anna Kaiser und Julia Walleczek-Fritz, Vom Krieg zum Schutz. Österreich-Ungarns Kulturgüterschutz im Ersten Weltkrieg und die Erhaltung seiner baulichen Überreste. 203–218; Anna Wexberg-Kubesch, 243 Tage // 1938. Die Tage vor Kriegsbeginn aus der Perspektive jüdischer Kinder. 219–230

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Dr. Matthias Beitzl

Österreichisches Museum
für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

Dr. Simone Egger

Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt am Wörthersee,
Universitätsstraße 65–67
Simone.Egger@aau.at

Corrie Eicher, MSc

Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaft
Universität Tübingen
72074 Tübingen, Ob dem Himmelreich 7
corrie.eicher@uni-tuebingen.de

Lisa Eidenhammer, BA BA MA

8010 Graz, Maygasse 20/8
lisa.eidenhammer@gmx.at

Sarah Galadriel Erlebach

6020 Innsbruck, Amberggasse 1
saraherlebach@gmx.at

Dr. Michael J. Greger

Salzburger Landesinstitut
für Volkskunde
5020 Salzburg,
Michael-Pacher-Straße 40
michael.greger@salzburg.gv.at

Annette Griessenberger, BA BA

1140 Wien, Lützowgasse 6-8/3/21
annette.gri@outlook.com

Dr. Stefan Groth

Institut für Sozialanthropologie
und Empirische Kulturwissenschaft,
Populäre Kulturen
Universität Zürich
8050 Zürich-Oerlikon,
Affolternstraße 56
stefan.groth@uzh.ch

Univ. Prof. Dr. Timo Heimerdinger

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

Prof. Dr. Rudolf Jaworski

78462 Konstanz, Raitenaustraße 2
jaworski@arcor.de

Hannah Kanz, BA BA MA

6020 Innsbruck, Pradler Straße 68
hannahkanz@gmx.at

Mag. Brigitte Leben

5020 Salzburg, Steingasse 35
beleben@gmx.at

Nadja Neuner-Schatz, MA

6492 Imsterberg, Ried 15
mail@nadjaneuner-schatz.com

Nikola Nölle, MA

Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
79100 Freiburg, Maximilianstr. 15
nikola.noelle@mail.kaee.uni-freiburg.de

Dr. Kathrin Pöge-Alder

Landesheimatbund Sachsen-Anhalt e.V.
06112 Halle (Saale),
Magdeburger Straße 21
poege-alder@lhbsa.de

MMag. Dr. Andreas Rudigier

vorarlberg museum
6900 Bregenz, Kornmarktplatz 1
a.rudigier@vorarlbergmuseum.at

Dr. Janine Schemmer

Institut für Kulturanalyse
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt,
Universitätsstraße 65–67
Janine.Schemmer@aau.at

**Priv.-Doz. Dr. Adelheid
Schrutka-Rechtenstamm**
Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie
Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/1
adelheid.schrutka-rechtenstamm
@uni-graz.at

Univ. Prof. Dr. Justin Stagl
Abteilung Soziologie und
Kulturwissenschaft
Universität Salzburg
5020 Salzburg, Rudolfskai 42
Justin.Stagl@sbg.ac.at

Raphael Stefaner, BA
8020 Graz, Austeingasse 26
raphael.stefaner@aon.at

Raffaella Sulzner, MA
Landesmuseum Württemberg,
Altes Schloss
70173 Stuttgart, Schillerplatz 6
raffaella.sulzner@
landesmuseum-stuttgart.de

Mag. Dr. Johann Verhovsek
Institut für Kulturanthropologie
und Europäische Ethnologie
Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/1
johann.verhovsek@uni-graz.at

Mag. Nora Witzmann
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
nora.witzmann@volkskundemuseum.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde zweimal jährlich herausgegeben von Katharina Eisch-Angus, Timo Heimerdinger, Ute Holfelder und Brigitta Schmidt-Lauber

Redaktion

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. Hd. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

ABHANDLUNGEN, MITTEILUNGEN,
NEUERDINGS, CHRONIK
Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

CHRONIK
Silke Meyer
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN)
Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN)

Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,- (Heft 1, Heft 2,
exkl. Versand)
Ermäßigter Tarif für Mitglieder des
Vereins für Volkskunde € 26,- (Heft 1,
Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Novographic, Wien

Offenlegung

Die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde steht zur Gänze im Eigentum des Vereins für Volkskunde in Wien. Der Verein dient der wissenschaftlichen Erforschung der Volkskunde Österreichs im europäischen Kontext – namentlich der in den Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde wesentlich vertretenen Gebiete Zentral-, Ost- und Südosteuropas – und der Verbreitung volkskundlichen Wissens im Sinne einer Europäischen Ethnologie. Der Verein ist Rechtsträger des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien.

Dem Vorstand des Vereins für Volkskunde gehören an: Präsident Hofrat Dr. Wolfgang Muchitsch, Vizepräsidentin Univ. Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber, Vizepräsident Univ. Prof. Dr. Timo Heimerdinger, Generalsekretär Mag. Matthias Beidl, Generalsekretär-Stellvertreterin Mag. Magdalena Puchberger, Kassier Mag. Stefan Benesch, Kassier-Stellvertreter ao. Univ. Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn

Abhandlungen



„Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt ...“ – Die Kärntner Landeshymne und die Herstellung des *Dispositivs* Kärnten/Koroška

In diesem Beitrag werden die Entstehungsgeschichte sowie der Gebrauch des Kärntner Heimatlieds kulturanalytisch befragt. Der Untersuchungszeitraum reicht vom 19. Jahrhundert über die Zeit des Kärntner ‚Abwehrkampfes‘ und der ‚Volksabstimmung‘ 1920 bis in die Gegenwart. Die seit 1966 offizielle Landeshymne wird als Teil des Dispositivs Kärnten/Koroška untersucht, in dessen Rahmen Konflikte um Sprache, Grenzen und Zugehörigkeiten von deutschnationalen Gruppierungen und der slowenischen Minderheit stattgefunden haben und noch immer stattfinden.

„Wo man mit Blut die Grenze schrieb“ – Zur anhaltenden Aktualität des *Dispositivs* Kärnten/Koroška

Im Sommersemester 2018 lobte der Rektor der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Oliver Vitouch, einen Ideenwettbewerb für eine neue vierte Strophe der Kärntner Landeshymne aus.¹ Die Ausschreibung begründete er damit, dass der Text nicht mehr zeitgemäß sei, weil „Grenzen heute nicht mehr mit Blut geschrieben“ würden. Gemeint ist die Grenze zwischen Österreich und Slowenien, die 1920 nach militärischen und politischen Auseinandersetzungen gezogen worden war. Im Grenzgebiet Kärnten leben heute neben der deutschsprachigen Mehrheitsbevölkerung Angehörige der sogenannten slowenischen Volksgruppe. Wie hoch der Anteil der slowenischsprachigen KärntnerInnen tatsächlich ist und in der Vergangenheit

1 O. A.: Wettbewerb für eine neue Strophe der Landeshymne, <https://www.aau.at/landeshymne/> (Zugriff: 9.12.2019).

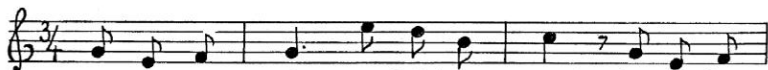
Kärntner Heimatlied

Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt.

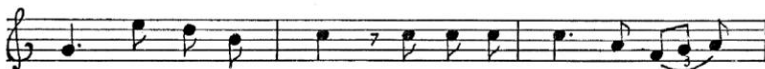
Gedicht 1822 von Johann Thaurer von Gallenstein

4. Strophe 1930 von Agnes Millonig.

Vertont 1835 von Josef Rainer von Harbach.



1. Dort, wo Ti- rol an Salzburg grenzt, des Glockners
2. Wo durch der Mat- ten herrlich Grün des Draustroms
3. Wo von der Al- pen - luft um- weht Po- mo - nens
4. Wo Man- nes - mut und Frau-en - treu' die Hei - mat



1. Eis- ge - fil - de glänzt; wo aus dem Kranz, der es - um-
2. ra - sche Flu - ten zieh'n; vom Ei- sen- hut, wo schnee-be-
3. schönster Tempel steht; wo sich durch U - fer, reich um-
4. sich er - stritt aufs neu', wo man mit Blut die Gren- ze



1. schließt der Leiter rei- ne Quelle fließt laut tosend
2. deckt sich Nordgaus Al- pen - kette streckt, bis zur Kara-
3. blüht, der Lavant Wel- le rauschend zieht, im grünen
4. schrieb und frei in Not und Tod ver - blieb; hell-ju-belnd



1. längs der Berge Rand, beginnt mein teu-res Heimat - land.
2. wan-ken Fel-sen- wand dehnt sich mein freundlich Heimatland.
3. Kleid ein Silber- band schließt sich mein liebes Heimatland.
4. kling'ts zur Bergeswand: Das ist mein herrlich Heimat - land!

war, ist umstritten. Es lässt sich jedoch ein eklatanter Rückgang des Anteils der Kärntner SlowenInnen festhalten: von geschätzten 25 Prozent im Jahr 1890 auf 2,4 Prozent im Jahr 2001.² Bis heute halten die Diskussionen um den Stellenwert der slowenischen Sprache und Kultur in Kärnten an.³

Als Universität, so Vitouch, stehe man „für ein Überschreiten von Grenzen“ und wünsche sich eine neue Strophe „für ein Kärnten, das inmitten eines vereinten, friedlichen Europas“ liege, der Text solle „Offenheit, Toleranz und eine zeitgemäße Identität“ signalisieren. Die von einer Fachjury ausgewählte und prämierte Strophe würde der Landesregierung vorschlagsweise übermittelt und auf der Universitätshomepage veröffentlicht.

Kaum war die Ausschreibung bekannt geworden, entzündeten sich kontroverse Debatten um Sinn und Zweck der Angelegenheit. So konstatierte die Partei Team Kärnten in einer Presseaussendung, eine Veränderung des Textes der Landeshymne sei „ein absolutes No-Go“.⁴ Die Hymne bedeute „Geschichte und Identität“ und dürfe „ähnlich der Kärntner Landesverfassung kein Objekt für kleinkarierte parteipolitische Spielchen darstellen“. Was man sich allerdings vorstellen könne, sei, eine fünfte Strophe an die unveränderten vier bestehenden anzuhängen. Insbesondere die Kärntner Freiheitliche Partei Österreichs (FPÖ) polemisierte gegen den Universitätsrektor und lehnte eine Textänderung als „politisch motivierte

- 2 Vgl. Valentin Sima: Vor hundert Jahren sprach jede Vierte/jeder Vierte Slowenisch, heute spricht nur noch jede Vierzigste/jeder Vierzigste in Kärnten Slowenisch. In: Martin Hitz, Karl Stuhlpfarrer (Hg.): Grenzfall Kärnten. Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Klagenfurt/Celovec 2006, S. 10–13.
- 3 Vgl. z. B. Wolfgang Petritsch, Wilfried Graf, Gudrun Kramer (Hg.): Kärnten liegt am Meer. Konfliktgeschichte/n über Trauma, Macht und Identität. Klagenfurt 2012; Marion Hamm, Klaus Schönberger: Signage Dispute in Carinthia: Antagonistic Struggles on Language and an Agonistic Turning. In: Dies. (Hg): Contentious Heritages and the Arts: A Critical Companion. Klagenfurt 2020 (im Erscheinen).
- 4 O. A.: Kärntner Heimatlied – Team Kärnten/Köfer: Neue fünfte Strophe statt politisch motiviertem Eingriff in den bestehenden Text!, Presseaussendung 18.4.2019, https://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20180418_OTS0125/kaerntner-heimatlied-team-kaerntenkoeferneue-fuenfte-strophe-statt-politisch-motiviertem-eingriff-in-den-bestehenden-text (Zugriff: 16.9.2019).

Verstümmelung“⁵ ab. Der „Kärntner Abwehrkämpferbund“⁶ meldete sich ebenfalls zu Wort und rief dazu auf, „die völlig unbestrittenen Verdienste des Kärntner Freiheitskampfes“⁷ auf die die derzeitige vierte Strophe der Landeshymne Bezug nimmt, in Ehren zu halten. Die Tageszeitung *Der Standard* zitierte im Blog *Stadt, Land, Politik* Oliver Vitouch, der konstatiert habe: „Kärnten hat sich wieder in zwei Lager geteilt, wie damals beim Ortstafelstreit.“ Diese vierte Strophe, so Vitouch, sei „keine Ode an die Selbstbestimmung des Landes“, sie handle „vom völkischen Konflikt“ und sei „aufgeladen mit alten Klischees des Vaterlandes, der Treue und des Tods“.⁸

Weitere Beispiele dieses Schlagabtauschs ließen sich anführen. Ob diese Debatte ein Grund dafür ist, dass die universitäre Jury um ein Jahr in Verzug geraten ist und die 15 Einsendungen zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Artikels im Sommer 2019 noch nicht gesichtet wurden, ließ sich noch nicht klären.⁹ Fakt ist aber, dass die Debatte um die Kärntner Landeshymne direkt ins Zentrum der jüngeren Kärntner Landesgeschichte und der bis heute schwelenden Konflikte um die Deutungshoheit über dieselbe zielt. Sie ist Teil des *Dispositivs Kärnten/Koroška*, womit der komplexe Zusammenhang von Diskursen, Praktiken, Auffassungen sowie Werte- und Relationssystemen, die vom sogenannten Kärntner Abwehrkampf und der Volksabstimmung

5 Zitiert bei Robert Sedlaczek: „Wo man mit Blut die Grenzen schrieb ...“ In: Wiener Zeitung, 24.4.2018, http://www.wienerzeitung.at/meinungen/glossen/960970_Wo-man-mit-Blut-die-Grenze-schrieb-...html (Zugriff: 16.9.2019).

6 Der Kärntner Abwehrkämpferbund (KAB) wurde im Jahr 1955 gegründet und beschreibt sich selbst als „Traditionsträger des Abwehrkampfes und jener heimatverbundener Landsleute, die mit ihrem Idealismus und Opfermut das Plebiszit vom 10. Oktober 1920 ermöglicht haben.“ Webseite des KAB, <https://www.kab-or.at/59.html> (Zugriff: 16.9.2019).

7 Walter Müller: Schrille politische Misstöne um die Kärntner Landeshymne. In: Der Standard, Blog: Stadt, Land, Politik, 9.5.2018, <https://www.derstandard.at/story/2000079407755/schrille-politische-misstone-um-die-kaerntner-landeshymne> (Zugriff: 16.9.2019).

8 Ebd.

9 Dies konnte ich in einem E-Mail-Wechsel mit dem Rektorat im Juli 2019 in Erfahrung bringen. Mir wurde mitgeteilt, dass 15 Vorschläge eingereicht worden seien; bisher sei noch keine Auswahl getroffen worden, der oder die GewinnerIn würde aber voraussichtlich im Herbst 2019 feststehen.

von 1920 ausgehen, gefasst wird.¹⁰ Die Spezifik der in Anschluss an Michel Foucault entwickelten Begrifflichkeit *Dispositiv Kärnten/Koroška* besteht darin, dass der in Kärnten hegemoniale deutschnationale Diskurs über ‚Volk‘, Sprache und Kultur und die gegenhegemoniale Kritik an diesem Diskurs dichotomisch aufeinander bezogen und zusammenzudenken sind. Die Anwendung des Dispositiv-Begriffs bietet darüber hinaus die Möglichkeit, nicht nur die Diskurse, sondern auch die mit ihnen zusammenhängenden Praktiken, Rituale und Machtverhältnisse in den Blick zu nehmen – denn um das *Dispositiv Kärnten/Koroška* hervorzubringen, bedarf es Artefakte und Praktiken, die es konstituieren und performieren. Diese finden sich insbesondere in der Implementierung von Volkskultur, etwa in Form von Trachtenpflege, musikalischer Volkskultur (hier ist das *Kärntner Lied*¹¹ hervorzuheben), Brauchtumspflege und den alljährlich im gesamten Bundesland stattfindenden Feierlichkeiten zum 10. Oktober, dem Landesfeiertag zum Gedenkens an die Volksabstimmung 1920. Vor diesem Hintergrund wird die Kärntner Landeshymne im Folgenden als ein Diskurs-Element des *Dispositivs Kärnten/Koroška* betrachtet, welches dazu beigetragen hat und noch immer dazu beiträgt, dasselbe fortwährend am Leben zu erhalten. Ausgangspunkt der folgenden Analyse ist die Beobachtung, dass sich die Semantik des *Kärntner Heimatlieds* seit seiner Entstehung im Jahr 1822 im Zuge seiner jeweiligen historischen Verwendungsweisen herausbildete und schärfte.

Der Beitrag versteht sich demzufolge einerseits als eine in der musikalischen Volkskunde/ethnomusikologischen Forschung

- 10 Die Begrifflichkeit ist im Rahmen des FWF-Projekts *Performing Reality – Dis- und Re-artikulation des Dispositivs Kärnten/Koroška. Eine künstlerisch-forschende und kulturwissenschaftliche Ko-Produktion zum 100. Jahrestag der Kärntner Volksabstimmung* (vgl. <http://volksabstimmung2020.aau.at/>) am Institut für Kulturanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt entwickelt worden. Vgl. hierzu. insbes. Bernd Liepold-Mosser: *Dispositiv Kärnten/Koroška. Ein Essay*. In: Ute Holfelder, Willi Kuehs, Ute Liepold u. a. (Hg.): *Dispositiv Kärnten/Koroška oder Das andere Land*. Klagenfurt (erscheint im März 2020).
- 11 Der Begriff *Kärntner Lied* fungiert als Sammelbegriff für ein mundartliches Liedgenre aus Kärnten. Vgl. Günther Antesberger, Art. „Kärntnerlied“, in: *Oesterreichisches Musiklexikon online*, http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Kaerntnerlied.xml (Zugriff: 16.9.2019). Bis heute hat es im volksmusikalischen Kärnten große Bedeutung.

angesiedelte historisch ausgerichtete objektorientierte Fallstudie¹² im Bereich der Liedforschung und andererseits als Beitrag zu einer empirisch-kulturwissenschaftlich situierten Regionalgeschichtsforschung.¹³ Der Fokus liegt auf der Genese und den Verwendungszwecken der Kärntner Landeshymne in einer diachronen Perspektive. Aspekte, welche die Singforschung betreffen, etwa die Frage nach Singerlebnissen aus einer Subjektperspektive, können hierbei nur am Rande gestreift werden. Als Quellen wurden diverse Liedfassungen, Artikel aus Printmedien sowie Archivbestände¹⁴ verwendet.

„Des Kärntners Vaterland“ – Das patriotische Vaterlandslied

Die Kärntner Landeshymne in ihrer heutigen Gestalt ist ein Konglomerat, das von einem Textautoren, einer weiteren Textautorin und einem Tonsetzer stammt. Die ersten drei Strophen sind dem vierstrophigen Gedicht *Des Kärntners Vaterland* von Johann Thaurer von Gallenstein (1779–1840) entnommen, welches in der Zeitschrift *Carinthia* im November 1822 erschien.¹⁵ Der gewichtigste Unterschied zwischen Urfassung und heutiger Version ist, dass Thaurer nicht vom „Heimat-“, sondern vom „Vaterland“ sprach und die vierte

- 12 Vgl. hierzu Walter Leimgruber, Karoline Oehme: Ewigi Liäbi: Singen bleibt populär. Eine Einleitung. In: Dies., Alfred Messerli (Hg.): Ewigi Liäbi: Singen bleibt populär. Tagung „Populäre Lieder. Kulturwissenschaftliche Perspektiven“, 5.–6. Oktober 2007 in Basel. Münster u. a. 2009, S. 11–33, hier S. 21.
- 13 Vgl. Gerlinde Haid: „Zu Mantua in Banden ...“ Eine Aufregung um die Tiroler Landeshymne aus dem Jahr 1993. In: Gisela Probst-Effah, Wilhelm Schepping, Reinhard Schneider (Hg.) unter Mitarbeit von Christiane Burmeister und Astrid Reimers: Musikalische Volkskunde und Musikpädagogik. Annäherungen und Schnittmengen. Festschrift für Günther Noll zum 75. Geburtstag. Essen 2002, S. 91–106, hier S. 93.
- 14 Archivalien konnten im Kärntner Landesarchiv und im Stadtarchiv Saarbrücken eingesehen werden. An dieser Stelle sei der Kärntner Landsmannschaft für die Genehmigung gedankt, Einsicht in die Unterlagen zum Wettbewerb zur vierten Strophe des Kärntner Heimatlieds nehmen zu dürfen.
- 15 Johann Thaurer von Gallenstein: Des Kärntners Vaterland. In: *Carinthia*, Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung 44 (12), 1822, o. S. Der Entstehungszeitpunkt des Gedichts wird diskutiert bei Karl Dinklage: Neues zur Geschichte des Kärntner Heimatliedes. In: Die Kärntner Landsmannschaft. Kultur, Land, Menschen. Beiträge zu Volkskunde, Geschichte, Gesellschaft und Naturkunde 1 (45), 1955, S. 8–9.

Strophe dem habsburgischen Kaiserhaus huldigte.¹⁶ Vertont wurde das Gedicht der Überlieferung nach im Jahr 1835 bei einer geselligen vormärzlichen Zusammenkunft auf Schloss Waldenstein im Kärntner Lavanttal durch Josef Rainer von Harbach (1804–1870).¹⁷

Die Entstehung von Text und Melodie ist vor dem Hintergrund der Napoleonischen Kriege zu sehen, in deren Folge Kärnten Landesteile an die von Napoleon I. verwaltete „Illyrische Provinz“ des Französischen Kaiserreichs hatte abtreten müssen (1809).¹⁸ Erst im Jahr 1849 standen sowohl Ober- als auch Unterkärnten wieder unter österreichischer Verwaltung und Kärnten wurde selbstständiges Kronland.¹⁹

Der Text des Gallenstein'schen Gedichtes trägt einerseits Züge der patriotischen „Vaterlandslieder“²⁰, wie sie im Kontext der deutschen Nationalbewegung aus der Opposition heraus mit einem politischen Anspruch entstanden sind.²¹ Andererseits entspricht die

- 16 Die vierte Strophe – „Und breitet über Öst'reichs Haus / Der Kaiseraar die Schwingen aus – / Dann auch, von Feinden ungeneckt, / Sein Flügel-paar Karenta deckt; / Und segnend strecket Franzens Hand / Sich über dich, mein Vaterland!“ – war nach dem Tod von Kaiser Franz I. (1835) nicht mehr Bestandteil des Liedes. In dieser Veröffentlichung sind wenige Textdetails verändert: Aus „Da, wo Tirol an Salzburg grenzt“ wurde „Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt“ (vgl. L. Pfeiffer: Erinnerungen an Kärnten. In: Carinthia, Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung 39 (31), 1841, S. 159 f.)
- 17 So der Verweis auf einen anekdotisch gehaltenen, aus der Rückschau verfassten Artikel des Zeitzeugen Fritz Wlattnig, der in der *Draupost* vom 21.1.1864 veröffentlicht worden sein soll. Auf diese Anekdote wird referenziert bei: Friedrich Wlattnig: „Dort, wo Tirol ...“ Geschichte des Kärntner Heimatliedes. In: Die Kärntner Landsmannschaft 14 (18), 1928, S. 3–4, hier S. 4; Ders.: Hundert Jahre „Kärntner Heimatlied“. In: Neues Kärntner Jahrbuch mit Kalender, Aemter- und Schulenverzeichnis. Herausgegeben von der Kärntner Landsmannschaft für das Jahr 1935. Klagenfurt 1935, S. 40–43, hier S. 40 f.; Dinklage (wie Anm. 15), S. 8; Gerda Anderluh: Österreichische und Hymnen aus Kärnten. In: Die Kärntner Landsmannschaft 9/10 (100), 2010, S. 70–80.
- 18 Vgl. ebd., S. 74.
- 19 Der Villacher Kreis war zwar 1815 wieder Teil der Habsburgermonarchie, unterstand aber bis 1849 der Laibacher Verwaltung. Vgl. Alexander Hanisch-Wolfram: Geschichte Kärntens, Bd. 3/1: Die Neuzeit. Klagenfurt/Celovec 2015, S. 305–309.
- 20 Zum Vaterlandslied vgl. Hermann Kurzke: Hymnen und Lieder der Deutschen. Mainz 1990, S. 64–86.
- 21 Vgl. Anderluh (wie Anm. 17), S. 74.

vierte Strophe zu Ehren des Kaisers dem affirmativen Fürstenpreislied.²² Das *Kärntner Heimatlied* durchlief eine typische Entwicklung vom Vaterlandslied zum Heimatlied.²³ Letzteres steht inhaltlich für das Heimatlob,²⁴ textlich und musikalisch zeichnet es sich durch seine schablonenhafte, volksliedähnliche Form aus.²⁵ Im *Kärntner Heimatlied* zeigt sich dies am „(Dort-)Wo-Modell“ am Strophenbeginn, das vielfach nachgeahmt wurde,²⁶ sowie an der Beschreibung des geografischen Raums durch die Nennung seiner territorialen Grenzen.²⁷ Viele spätere Landeshymnen haben ihren Ursprung in einem Heimatlied.²⁸

Dem *Kärntner Heimatlied* kam in der ersten Phase seines Bestehens vermutlich keine Hymnenfunktion zu.²⁹ Gerda Anderluh untermauert diese These damit, dass *Des Kärntners Vaterland* Eingang in für das 19. Jahrhundert typische Liedsammlungen des lokalen Adels und des gehobenen Bürgertums gefunden habe, in denen eine Hymne keinen Platz gehabt hätte.³⁰ Im Nachruf auf den im Jahr 1840 verstorbenen Thaurer von Gallenstein findet zudem die Textvorlage

22 Zum Fürstenpreislied vgl. Waltraud Linder-Beroud: Wie badisch ist das Badnerlied? Zur Geschichte der Landeshymnen in Baden und Württemberg. In: Eckhard John (Hg.): *Volkslied – Hymne – politisches Lied. Populäre Lieder in Baden-Württemberg*. Münster u. a. 2003, S. 54–95, hier S. 56–62.

23 Vgl. Ina-Maria Greverus: *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen*. Frankfurt a. M. 1972, S. 281–335.

24 Vgl. ebd., S. 312.

25 Vgl. Ina-Maria Greverus: *Heimat- und Heimwehlied*. In: Rolf Wilhelm Brednich, Lutz Röhrich, Wolfgang Suppan (Hg.): *Handbuch des Volksliedes*, Bd. 1: *Die Gattungen des Volksliedes*. München 1973, S. 899–922; Gerlinde Haid: *Heimatlied*. In: *Oesterreichisches Musiklexikon online*, http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_H/Heimatlied.xml (Zugriff: 16.9.2019).

26 Vgl. Haid (wie Anm. 25).

27 Vgl. Greverus (wie Anm. 23), S. 312.

28 Vgl. Haid (wie Anm. 25); vgl. a. die bei Steinbauer aufgeführten Liedtypen – Königs-/Herrscherlied (Bsp. „God Save the Queen“), Volkshymne nationaler Prägung („Marseillaise“), Heimatlied –, aus denen Nationalhymnen hervorgegangen sind. Johannes Steinbauer: *Land der Hymnen. Eine Geschichte der Bundeshymnen Österreichs*. Wien 1997, S. 9 f.

29 Vgl. Anderluh (wie Anm. 17), S. 74.

30 Anderluh (wie Anm. 17), S. 74 f. bezieht sich insbesondere auf die Sammlung von Edmund Freiherr von Herbert von 1849, die als eine besonders frühe in diesem Genre gilt (Kärntnerische Volkslieder, Heft 1, Klagenfurt 1849). In erster Linie dürfte dies aber der Tatsache geschuldet sein, dass

keine Erwähnung,³¹ woraus sich ebenfalls schließen lässt, dass dem Lied in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keine herausgehobene Bedeutung zugekommen sein dürfte. Auch die Quellen deuten in diese Richtung, sie zeigen aber darüber hinaus, dass das Lied im Verlauf des 19. Jahrhunderts in unterschiedlichen Kontexten zunehmend eine Rolle spielte – bei Konzertveranstaltungen (insbesondere bei solchen, die außerhalb des Landes von gastierenden Kärntner Männerchören gegeben wurden),³² bei lokalen Feierlichkeiten zu Ehren örtlicher Honoratioren,³³ zur Eröffnung von Landesausstellungen³⁴ sowie zu Schulfeiern³⁵. Träger und damit Multiplikatoren waren zunächst die Mitte des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Männergesangsvereine.³⁶ Das Lied wurde zumeist zur Eröffnung oder zum Abschluss von Feierlichkeiten und oft gemeinsam mit allen Anwesenden gesungen – womit der späteren Verwendungsweise als Landeshymne bereits der Weg gebahnt war. *Des Kärntners Vaterland* wurde zudem in der Tourismuswerbung für Kärntner Kurorte³⁷ ein-

die meisten Landes- und Nationalhymnen überhaupt erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts bzw. bis weit ins 20. Jahrhundert aufkamen und zu Repräsentationszwecken eingesetzt wurden.

- 31 Vgl. S. M. Mayer: Johann Thaurer Ritter von Gallenstein, Landstand in Kärnten. In: Carinthia I. Mitteilungen des Geschichtsvereins für Kärnten. Klagenfurt 48 (30), 1840, S. 193–194.
- 32 Vgl. die Berichte über ein Konzert im Kurort Sauerbrunn (Klagenfurter Zeitung, 11.8.1856, S. 754) und den Auftritt des Kärntner Mischitz-Quintetts im Dezember 1858 im Gasthof Bergkeller in Dresden (vgl. Anton Kollitsch: Das Mischitz-Quintett. Ergänzungen zum gleichnamigen Abschnitt in meiner „Geschichte des Kärntnerliedes.“ In: Carinthia 194 (136), 1948, S. 39–50, hier S. 42).
- 33 Vgl. die Berichte über die Feierlichkeiten zur Einsetzung des Landtags 1861 (in: Tagespost, 4.4.1861, S. 3) und zur Ernennung des Bezirksrichters zum Landesgerichtsrat in Bleiburg (in: Freie Stimmen, 21.8.1894, S. 4).
- 34 Vgl. O. A.: Von der Kärntner Landesausstellung. In: Neue Freie Presse, 18.8.1885, S. 5.
- 35 Vgl. die Berichte in: Klagenfurter Zeitung, 15.7.1871, S. 1008 und Freie Stimmen, 15.7.1891, S. 3.
- 36 Vgl. Greverus (wie Anm. 23), S. 303–310; zum Männergesangswesen des 19. Jahrhundert vgl. auch Christian Fastl: Männergesang. In: Oesterreichisches Musiklexikon online, http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_M/Maennergesang.xml (Zugriff: 16.9.2019); Dietmar Klenke: Der singende „deutsche Mann“. Gesangsvereine und deutsches Nationalbewusstsein von Napoleon bis Hitler. Münster u. a. 1998.
- 37 Vgl. Österreichische Badezeitung. Organ für die Interessen der europäischen Kurorte und des Kurpublikums. Wien 9 (8), 1879, S. 82.

gesetzt und war am Schluss einer 1876 herausgegebenen *Heimatkunde von Kärnten*³⁸ für Schulen abgedruckt.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erhielt das Lied zunehmend eine deutschnationale Konnotation, etwa wenn im Bericht zur 1885 in Klagenfurt eröffneten Landesausstellung davon die Rede ist, dass der Chorsatz der Schlusspunkt der „von echt deutschem Geiste getragene[n] Feier“³⁹ gewesen sei.

Das „Kärntner Heimatlied“

– Die deutschnationale Landeshymne

Ab wann, von wem und mit welcher Begründung der Begriff *Vaterland* im Titel und an den Strophenenden durch *Heimatland* ersetzt wurde, lässt sich nicht eindeutig feststellen.⁴⁰ Die Änderung hat schon 1908 Eingang in ein Schulliederbuch gefunden,⁴¹ existierte aber zunächst noch parallel zur Erstversion. Wenn das Lied in den Quellen bis in die 1910er Jahre Erwähnung fand, dann mit dem Liedanfang *Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt* und unter dem Überbegriff *Heimatlied* oder *Kärntner Lied*.

Im Jahr 1911 erklärte die in der Heimatschutzbewegung⁴² zu verortende „Kärntner Landsmannschaft“, das Lied *Dort, wo Tirol an*

38 Thomas Quantschnigg: *Heimatkunde von Kärnten für die oberen Klassen der Volks-, für Bürger- und Fortbildungs-Schulen*. Klagenfurt 1876, S. 85.

39 O. A.: Von der Kärntner Landesausstellung. In: *Neue Freie Presse*, 18.8.1885, S. 5.

40 Anderluh (wie Anm. 17, S. 75) nimmt an, mit „Vaterland“ sei Österreich gemeint gewesen und mit „Heimatland“ Kärnten. Es könnte aber auch sein, dass die Begrifflichkeiten dem Zeitgeist und ab 1911 den Anliegen der Kärntner Landsmannschaft folgten.

41 Vgl. August Hilbrand: *Liederbuch für österreichische allgemeine Volksschulen*. Dritte, verbesserte Auflage. Wien 1908 zitiert bei Anderluh (wie Anm. 17), Fußnote 4.

42 Die Heimat-/Heimatschutzbewegung kam gegen Ende des 19. Jahrhunderts auf. Ihr Ziel war der „Schutz“ von Regionalität. Vgl. hierzu z. B. Edeltraud Klueting (Hg.): *Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung*, Darmstadt 1991; Ina-Maria Greverus: *Auf der Suche nach Heimat*. München 1979, S. 62–69. Die Kärntner Landsmannschaft wurde 1910 gegründet und existiert mit einer Unterbrechung von 1938–1945 bis heute. Sie ist insbesondere im Bereich der Volkskulturpflege tätig. Vgl. <http://www.k-landsmannschaft.at/geschichte.htm> (Zugriff: 16.9.2019).

Salzburg grenzt als Landeshymne zu fördern und zu verbreiten.⁴³ Sie veranlasste, das Stück für Streichorchester und Blechbläser zu setzen, Liedblätter zu vervielfältigen und diese in der Öffentlichkeit zu verteilen. Beim Landestrachtenumzug am 27. August 1911 stellte die ortsansässige Militärkapelle das Lied in seiner orchestrierten Form vor. Ab dieser Version steht für das Wort „Vaterland“ nun immer „Heimatland“.

Es dauerte zwar noch bis ins Jahr 1966, bis das *Kärntner Heimatlied* offiziell zur Landeshymne dekretiert wurde,⁴⁴ eine Hymnenfunktion nahm es aber bereits ab 1911 ein. Damit verfestigten sich die Bedeutungszuschreibungen, die sich in der ersten Phase der Verwendung des Liedes im 19. Jahrhundert herausgebildet hatten.

Deuschtümelnde Konnotation im Abwehrkampf und bei der Volksabstimmung 1920

Die Tendenz, das *Kärntner Heimatlied* als deuschtümelndes Bekenntnis zu instrumentalisieren, setzte sich insbesondere in der Zeit des sogenannten Kärntner Abwehrkampfes⁴⁵ fort. Nach der Beendigung des Ersten Weltkrieges 1918 kam es zu Grenzkonflikten zwischen dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS-Staat) und der Republik Österreich. Im November und Dezember rückten slowenische Truppen in Südkärnten ein und die Kärntner Landesversammlung beschloss den militärischen Widerstand. Die darauffolgenden Auseinandersetzungen dauerten bis zum Juni 1919, dabei gab es auf Kärntner Seite mehr als 200 Tote und 800 Verwundete. Der Territorialkonflikt wurde schließlich am 10. Oktober 1920 auf der Grundlage eines Plebiszits gelöst, bei dem in Südkärnten mit einem geschätzten slowenischsprachigen Bevölkerungsanteil von 70 Prozent über den Verbleib des Abstimmungsgebiets bei Österreich versus den Anschluss an den SHS-Staat abgestimmt wurde. Die Volksabstim-

43 Vgl. Wilhelm Deuer: Der Wettbewerb zur vierten Strophe des Kärntner Heimatliedes 1930. In: Die Kärntner Landsmannschaft 10 (75) 1985, S. 92–94 hier S. 92.

44 Vgl. Abb. 1.

45 Vgl. zum Folgenden Arnold Suppan: Kärnten und Slowenien: Die Geschichte einer schwierigen Nachbarschaft im 20. Jahrhundert. In: Stefan Karner, Janez Stergar (Hg.): Kärnten und Slowenien – „Dickicht und Pfade“ (= Kärnten und die nationale Frage, 5). Klagenfurt 2015, S. 9–70.

mung fiel zugunsten Österreichs aus – bei den vorausgegangenen intensiven Propaganda-Kampagnen⁴⁶ wurde auch das *Kärntner Heimatlied* in Dienst genommen. So kursierten bereits im Vorfeld und während der Zeit des Abwehrkampfes inoffizielle Schlusstrophen. Bei einer außerordentlichen Sitzung des Klagenfurter Gemeinderats, bei der bereits 1914 die Frage potenzieller slowenischer Übergriffe verhandelt wurde, soll gemäß einem Zeitungsbericht folgende Schlusstrophe gesungen worden sein:

„Mein Kärntnerland, mein Heimatland,
 Dir weih'n wir uns mit Herz und Hand.
 Solang' in uns noch deutsches Blut,
 Stehst du in treuer, sich'rer Hut.
 Vom Alpee bis zum Felsenkar
 Deutsch bist und bleibst du immerdar!“⁴⁷

In den Jahren 1919 und 1920 wurde das *Kärntner Heimatlied* – oft spontan – bei lokalen Veranstaltungen⁴⁸ sowie bei öffentlichen Kundgebungen,⁴⁹ die den Verbleib Kärntens bei Deutschösterreich unterstützen sollten, gesungen. Dies setzte sich – in ebenfalls spontaner, aber auch in organisierter Form – fort bei den sogenannten Abstimmungsfeiern⁵⁰ unmittelbar nach dem Plebiszit am 10. Oktober 1920. Hierbei wurde das Lied bisweilen in Programme mit

46 Vgl. die Dokumente bei Wilhelm Neumann: *Kärnten 1918–1920. Ereignisse, Dokumente, Bilder*. Klagenfurt 1970; vgl. a. Danijel Grafenauer: *Volksabstimmungspropaganda*. In: Katja Sturm-Schnabl, Bojan-Ilja Schnabl (Hg.): *Enzyklopädie der slowenischen Kulturgeschichte in Kärnten/Koroška*. Von den Anfängen bis 1942, Bd. 3: Po–Ž. Wien, Köln, Weimar 2016, S. 1442–1446.

47 Vgl. O. A.: *Gegen den Sloweneneinbruch in Klagenfurt*. Außerordentliche Gemeinderatssitzung. In: *Freie Stimmen*, 21.6.2014, S. 4–5, hier S. 5.

48 Vgl. z. B.: O. A.: *Klagenfurt 26. August. Kärntner Liederabend*. In: *Grazer Tagblatt*. Morgen-Ausgabe, 28.8.1919, S. 3; *Wlattnig 1935* (wie Anm. 17), S. 42.

49 Vgl. O. A.: *Massenkundgebung im Landhaushofe*. In: *Freie Stimmen*, 10.9.1920, S. 1–2; O. A.: *Kärnten deutschösterreichisch und ungeteilt!* In: *Freie Stimmen*, 13.4.1920, S. 1–2; O. A.: *Kärnten in Not*. In: *Die Frau*, 2.10.1920, S. 3–4.

50 Vgl. z. B.: O. A.: *Abstimmungsfeier in Klagenfurt*. In: *Freie Stimmen*, 14.10.1920, S. 1; O. A.: *Feier in Velden*. In: *Freie Stimmen*, 21.10.1920, S. 6.

deutschnationalen Liedern wie *Die Wacht am Rhein* und *Deutschland, Deutschland über alles* eingebettet.⁵¹

Einbezug der Kärntner Landesgeschichte:

Die neue vierte Strophe 1930

Der Gebrauch des *Kärntner Heimatlieds* (nun nur noch unter diesem Titel) bei Repräsentationsveranstaltungen wie Denkmalenthüllungen, Grundsteinlegungen, Sonnwendfeiern, Schulfestern und den seit 1921 jährlich am 10. Oktober stattfindenden Gedenkfeiern zur Kärntner Volksabstimmung verfestigte sich in den 1920er und 1930er Jahren.

Im April 1930 richtete die Landesregierung ein Schreiben an die Kärntner Landsmannschaft mit der Bitte, bei der „Schaffung einer vollständig neuen Strophe [des *Kärntner Heimatlieds*], die mit der Abstimmungszeit in unmittelbarer Beziehung“⁵² stehe, behilflich zu sein.⁵³ Dieser Text sollte für das ganze Land Geltung besitzen. Die Landsmannschaft übernahm die Ausschreibung eines Wettbewerbs und bildete ein Komitee bestehend aus sieben namhaften Vertretern des Verbandes.⁵⁴ Gegen die Ausschreibung polemisierte das deutsch-nationale Blatt *Freie Stimmen*⁵⁵ mit dem Hinweis auf eine eingegangene Leserzuschrift, der zufolge ein Preisausschreiben überflüssig sei: Die vierte Strophe, die sich in der Abstimmungszeit eingebürgert habe, könne durchaus von allen Kärntnern gesungen werden,

- 51 Vgl. O. A.: Kärnten deutschösterreichisch und ungeteilt! Kundgebung am Neuen Platz. In: *Freie Stimmen*, 13.4.1920, S. 1–2, hier S. 2.
- 52 Schreiben des Landeshauptmanns Arthur Lemisch an die Kärntner Landsmannschaft vom 18.4.1930, in: Kärntner Landesarchiv (künftig KLA), Archiv der Kärntner Landsmannschaft, Faszikel 42, Nr. 216.
- 53 Zur Ausschreibung des Wettbewerbs vgl. Deuer (wie Anm. 43).
- 54 Hans Suppan (Obmann der Kärntner Landsmannschaft), Anton Anderluh (Volksmusiksammler und -forscher), Georg Graber (Volkskundler), Eduard Manhart (Maler und Grafiker), Josef Friedrich Perkonig (Schriftsteller), Johann Bapt. Unterluggauer (Domkapitular), Ernst Wlattnig (Oberinspektor der Bundesbahnen). Vgl. KLA, Faszikel 42, Nr. 216.
- 55 Die Zeitung *Freie Stimmen* war das „Sprachrohr der Großdeutschen Volkspartei“ (vgl. Andreas Markt-Huter: 100 Jahre „Republik Österreich“ im Spiegel der zeitgenössischen Presse, Teil 1. In: *Lesen in Tirol*, 05-11-2018, <https://www.lesen.tibs.at/node/5453> [Zugriff: 16.9.2019]). Sie erschien von 1881 bis 1938. Die letzte Ausgabe erklärte, das Blatt habe sein Ziel erreicht: „Großdeutschland ist Wirklichkeit geworden.“ *Der deutsche Grenzruf* trat die Nachfolge des Organs an. Vgl. H. P.: *Freie Stimmen*. In: *Freie Stimmen*, 31.8.1938, S. 1.

abgesehen von jenen, „die noch immer nach Jugoslawien schielen“.⁵⁶ Gemeint war eine Version der vierten Strophe mit folgendem Text:

„Ob deutsch, ob windisch ist der Sang,
 Er hat doch echten Kärntner Klang!
 Der Heimat treu in schwerer Zeit,
 Geduldig tragen wir das Leid,
 Bis daß das Recht mit starker Hand
 Uns schuf ein freies Kärntnerland!“⁵⁷

Als „Windische“ (und Windischsprechende) wurden von der deutschnationalen Publizistik und Historiografie insbesondere nach 1918 „deutschfreundliche Slowenen“ bezeichnet.⁵⁸ Ihnen wurden die „Nationalslowenen“ (resp. „nationalbewußte Slowenen“)⁵⁹ gegenübergestellt,⁶⁰ die im Zuge einer zunehmenden Germanisierungs- politik und im Nachgang des Plebiszits als „Heimatverräter“ galten.⁶¹

256 Einsendungen ergingen auf die Ausschreibung. Diese wurden in einem anonymisierten Verfahren gesichtet und 13 Textentwürfe in die engere Auswahl genommen.⁶² Insgesamt zeichnen sich die im Kärntner Landesarchiv archivierten Textvorschläge durch einen moderaten Duktus aus. Typische Versatzstücke sind Begriffe wie „Treue“ und „Liebe“, die Beschreibung Kärntens als „Land der Berge, Lieder und Seen“ und die bis heute gängige Floskel vom „freien und ungeteilten Kärnten“. Die wenigen Vorschläge, die sich direkt auf das Plebiszit von 1920 beziehen (etwa mit dem konkreten Datum des 10. Oktober, Begriffen wie „Heimatsdienst“ und „Landsmannschaft“ oder den Farben der Abstimmungszettel) und

56 O. A.: Zur Preisauschreibung der Kärntner Landsmannschaft. In: Freie Stimmen, 29.5.1930, S. 4.

57 Ebd.

58 Gero Fischer: Windischentheorie(n). In: Sturm-Schnabl, Schnabl (wie Anm. 46), S. 1519 f.

59 Ebd.

60 Diese Zuschreibungen basierten auf z. T. biologistischen und das Slowenische abwertende Theorien. Vgl. ebd. S. 1519.

61 Differenzierungen hierzu finden sich ebd. und bei Janko Pleterski: Slowenisch oder deutsch? Nationale Differenzierungsprozesse in Kärnten (1848–1914). Klagenfurt/Celovec 1996, S. 226–266.

62 Vgl. KLA, Faszikel 42, Nr. 216.

aggressive, diffamierende Texte (mit Versatzstücken wie „Slavengier“, „Slavenbrut“, „Slavenjoch“ oder „Slavenfeind“) fanden bei der Auswahl des Terna-Vorschlags keine Berücksichtigung. Einige der EinsenderInnen beriefen sich darauf, KärntnerInnen zu sein, manche hoben hervor, aktiv am Abwehrkampf teilgenommen zu haben. Die Grußformeln in den Anschreiben stellten oft einen Bezug zu der „Heimat“⁶³ oder der Zugehörigkeit zur deutschen Volksgruppe⁶⁴ her. Es wurden auch diverse Strophen eingereicht, die bereits im familiären oder lokalen Umfeld in Gebrauch waren.⁶⁵

Als Siegerin des Wettbewerbs ging der Entwurf der Lehrerin Agnes Millonig (1884–1962) hervor. Ihr Text lautete:

„Wo Mannesmut und Frauentreu
Die Heimat sich erstritt aufs neu,
wo man mit Blut die Grenze schrieb
und deutsch in Not und Tod verblieb;
Helljubilend klingts zur Bergeswand:
Das ist mein herrlich Heimatland!“⁶⁶

Wie andere EinsenderInnen auch führte sie das „(Dort-)Wo-Modell“ weiter. Mit dem Hinweis auf die Tugenden der weiblichen und männlichen LandesbewohnerInnen bediente Millonig darüber

63 Z. B.: „mit Kärntnergruß“, „in inniger Heimatliebe“.

64 „Mit deutschem Gruß“.

65 So reichte Karl Mayerhofer aus Villach eine im vierstimmigen Satz gesetzte Strophe ein, die er eigenen Angaben zufolge bereits zum fünften Jahrestag der Volksabstimmung gedichtet und zum Vortrag gebracht habe. Der Text lautet: „Du Land, das einst so heiss begehrt, / wie bist du uns doch lieb und wert, / begehrt von falscher Feinde Wut, / getränkt mit teurem Kärntner Blut, / erhalte Gott, dich jederzeit, / in treuer Kärntner Einigkeit.“ Auch eine erst nach Ende der Ausschreibungsfrist eingereichte Strophe ist im Archiv-Bestand abgelegt: Das vom 30. September 1930 datierte Schreiben beinhaltet eine Strophe, die der Einsender, wie er selbst schrieb, bereits „einige Monate vor der Abstimmung“ gedichtet habe und die im Familienkreis und in der Schule gesungen worden sei. Die Strophe ist übertitelt: „Zur Erinnerung an den Kärntner Freiheitskampf. Eine vierte Strophe zum Heimatlied.“ Der Liedtext lautet: „Mein Kärntnerland, in Feindesnot / nicht fürchtend blut'gen Opfertod / für Freiheit fichtst du, für dein Recht, / beugst niemals dich als feiger Knecht! / Was immer auch dein Schicksal sei – / Dir, Heimat, bleib ich immer treu!“ (wie Anm. 53).

66 Vgl. KLA, Faszikel 42, Nr. 216.

hinaus das Genre des Heimatlieds, in welchem sich solche Stereotypisierungen als Muster häufig finden lassen.⁶⁷ Millionigs Texteinreichung durchlief allerdings noch einen Redaktionsgang. Die Jury beschloss, der Autorin eine Änderung der vierten Zeile („und *deutsch* in Not und Tod verblieb“) mit folgender Begründung vorzuschlagen: „Am Abwehrkampf und bei den Vorbereitungen für die Volksabstimmung haben nicht nur die Deutschen, sondern auch die Windischen in vorbildlicher Weise sich betätigt. In Ihrem Entwurfe heisst es nun in der vierten Zeile: ‚und Deutsch in Not und Tod verblieb‘. Wir fürchten, das vielleicht bei den heimatstreuen Kärntnern slowenischer Abstammung dieses Wort ‚deutsch‘ Bedenken erregen dürfte.“⁶⁸

Ersetzt wurde das Wort „deutsch“ letztlich durch „frei“.⁶⁹ Hieran zeigt sich, dass der Intention einer Hymne, die „für das ganze Land“ stehen sollte, insofern Rechnung getragen wurde, als dass all diejenigen, die für den Verbleib bei Österreich gestimmt hatten, als Einheit konstruiert wurden – gleichgültig, ob deutsch- oder slowenischsprachig. Zugleich wurden aber die „nicht-heimatstreuen“ KärntnerInnen exkludiert. Für die Entwicklung des *Dispositivs Kärnten/Koroška* bedeutete dies, dass die Scheidung der Bevölkerung nicht entlang des Sprachgebrauchs gezogen wurde, sondern an einer Deutsch-Österreich bejahenden resp. ablehnenden Haltung.

Die Siegerin des Wettbewerbs erhielt ein Preisgeld in der Höhe von 100 Schilling, was für die damalige Zeit eine hohe Summe war.⁷⁰ Um sie als Autorin der neuen vierten Strophe in der Öffentlichkeit vorzustellen, richtete die Kärntner Landsmannschaft die Bitte an Millionig, ihren Lebenslauf mitzuteilen und ihren Bezug zu Kärnten deutlich zu machen. Die Crux bestand nämlich darin, dass Agnes Millionigs Eltern und Großeltern zwar aus Kärnten stammten, sie selbst jedoch in Neumarkt in der benachbarten Steiermark lebte

67 Vgl. hierzu Greverus (wie Anm. 23), S. 311–316.

68 Schreiben der Kärntner Landsmannschaft an Agnes Millionig vom 7.7.1930, in: KLA, Faszikel 42, Nr. 216.

69 Der Vorschlag des Jurymitglieds Graber hatte gelautet, die strittige vierte Zeile mit den Worten „durch Einigkeit in Freiheit blieb“ zu ersetzen. Schließlich setzte sich aber Perkonigs Änderungsvorschlag „und frei in Not und Tod verblieb“ durch.

70 Zum Vergleich: Das Anfangsgehalt einer Lehrerin betrug in Kärnten 1930 jährlich zwischen 1.650 und 2.670 Schilling. Vgl. Deuer (wie Anm. 43), S. 94.

und auch dort geboren, aufgewachsen und ausgebildet worden war.⁷¹ Insofern konnte eine „Kärntner Identität“ von Millonig nur auf der Grundlage ihrer familiären Vorfahren konstruiert werden.

Die Fortführung des deutschnationalen Duktus nach 1930 und 1945

In den Folgejahren verstetigte sich der Gebrauch des *Kärntner Heimatlieds* als fester Bestandteil der 10.-Oktober-Feiern, bei lokalen Anlässen⁷² und bei folkloristischen Veranstaltungen⁷³ weiter. Gesungen wurden in der Regel die erste und die vierte Strophe, oft im Stehen.

Der sogenannte Anschluss Österreichs an Nazideutschland wurde am 13. März 1938 in Kärnten auch im Zeichen des *Kärntner Heimatlieds*⁷⁴ begrüßt. Dabei wurde in einem Artikel der *Kärntner Volkszeitung* explizit eine Parallele zwischen der Kärntner Volksabstimmung 1920 und der Abstimmung von 1938 gezogen und hierüber

- 71 Vgl. den Schriftwechsel zwischen der Kärntner Landsmannschaft und Agnes Millonig vom 19.9.1930, 23.9.1930 und ohne Datum, vermutlich Ende September 1930, in: KLA, Faszikel 42, Nr. 216.
- 72 Bei Trauerfeiern lokaler Prominenz wie für den Blut-und-Boden-Künstler Switbert Lobisser 1943 (vgl. O. A.: Kompromißlos im Leben und in der Kunst. Kärntens Abschied von Switbert Lobisser. In: Völkischer Beobachter. Kampfblatt der national-sozialistischen Bewegung Großdeutschlands, Wiener Ausgabe, 6.10.1943, S. 4), den Komponisten Karl Frodl (vgl. Trauerakt im Wappensaal. Totenfeier für Prof. Karl Frodl. In: Völkischer Beobachter. Kampfblatt der national-sozialistischen Bewegung Großdeutschlands, Wiener Ausgabe, 9.12.1943, S. 5) und den ersten nationalsozialistischen Gauleiter Kärntens, Hubert Klausner (vgl. O. A.: Der feierliche Staatsakt in Kärnten, in: Völkischer Beobachter, Kampfblatt der national-sozialistischen Bewegung Großdeutschlands, Wiener Ausgabe, 19.2.1939, S. 2). Das *Kärntner Heimatlied* rahmte aber auch die Eröffnung von Sportfesten (vgl. O. A.: Festtage am Wörthersee. In: Salzburger Volksblatt mit der Bilder-Zeitschrift „Bergland“, Montag 12.7.1937, S. 7) oder die Bootstaufe von in Velden am Wörthersee hergestellten Sportbooten (vgl. O. A.: Vom Kärntner Jachtclub. In: Kärntner Volkszeitung. Unabhängiges Blatt für alle, 5.5.1937, S. 11).
- 73 Vgl. den Bericht über einen Filmabend in Wien, der von der Bundespolizeidirektion veranstaltet wurde: Nach der Vorführung von Kärntnertänzen wurde ein Film zur Zehnjahresfeier der Kärntner Volksabstimmung gezeigt und zum Schluss vom „Salonorchester“ das *Kärntner Heimatlied* gespielt (vgl. O. A.: Ein Film der Sicherheitswache. In: Neues Wiener Journal, 24.2.1931, S. 10).
- 74 Vgl. O. A.: Velden a. W. Siegesfeier. In: Kärntner Volkszeitung. Deutsches Grenzlandblatt, Villach, 13.4.1938, S. 10; O. A.: Der Führer im jubelnden Kärnten. In: Alpenländische Rundschau, 9.4.1938, S. 5.

eine Kontinuität behauptet.⁷⁵ Weitere Strophenvarianten entstanden, in denen die Eingliederung ins Deutsche Reich gepriesen wurde. Laut einem Artikel in den *Freien Stimmen* vom 10. April 1938 hatte bereits wieder ein Preisausschreiben stattgefunden, aus dem das SAMitglied der Standarte 17, Sturm 3, Gabriel Engler, mit folgendem Text als Sieger hervorgegangen war:

„O Kärntner Heimat, treues Land,
Du Kind, das heim zur Mutter fand!
Die Fessel sprang, das Eis zerrann,
Der deutsche Frühling brach dir an!
„Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“ schallt
Das deutsche Glück durch Berg und Wald.“⁷⁶

Das *Kärntner Heimatlied* ließ sich also mühelos in die Politik der neuen Machthaber integrieren, wobei die Bezugnahme des Lieds auf die historischen Ereignisse Abwehrkampf und Volksabstimmung wichtig gewesen sein dürfte.

Die 1930 neu hinzugekommene vierte Strophe erscheint als eine konsequente Fortschreibung jener Bedeutung, die dem Lied spätestens seit 1919/1920 zugeschrieben wurde. Der Anrufung der deutschnationalen Version der Geschichte kommt dabei die Funktion der Konstruktion und Legitimierung einer spezifisch völkischen Landesidentität zu.⁷⁷ Vergegenwärtigt man sich die Tatsache, dass beim

75 Vgl. O. A.: Velden a. W. Siegesfeier (wie Anm. 73), S. 10.

76 O. A.: Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt. In: *Freie Stimmen*, 10.4.1938, S. 9; vgl. a. Reinhold Gasper: *Kärntner Heimatlied: Textänderung ja – nein?* In: *Die Kärntner Landsmannschaft* 1 (73), 2003, S. 5–7, hier S. 6 f. Diese Strophe wurde, wie dem *Kärntner Jahrbuch* von 1942 zu entnehmen ist, noch folgendermaßen ergänzt: „Es breitet um der Ostmark Haus / Der deutsche Aar die Schwingen aus; / Von Harm und Fährnis unbestümt / Sein Flügelpaar die Heimat schirmt: / Und siegreich streckt des Führers Hand / Sich über dich, mein Kärntner Land.“ Egon Sammer: *Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt ... Die Geschichte des Kärntner Heimatliedes*. In: *Kärntner Jahrbuch* 1942, S. 85 f.

77 Vgl. hierzu Beate Binder, Peter Niedermüller, Wolfgang Kaschuba: *Inszenierungen des Nationalen – einige einleitende Bemerkungen*. In: Dies. (Hg.): *Inszenierungen des Nationalen. Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts*. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 7–15, hier S. 9.

Kärntner Plebiszit 1920 immerhin ein Drittel der Stimmberechtigten *nicht* für Österreich votiert hatte, lassen sich diese Bemühungen auch als Kampfmittel in der Auseinandersetzung um die Deutungshoheit der Kärntner Landesgeschichte verstehen. In solchen Aushandlungen und Deutungskämpfen um Hegemonie kommt performativen Mitteln und der Einführung von Ritualen eine große Bedeutung zu. Es werden legitimierende Traditionen erfunden und institutionalisiert.⁷⁸ In diesem Kontext eignen sich Hymnen als Vermittler von „Semantiken des Nationalen“⁷⁹ in besonderem Maße, da sie sich als „ästhetisch sinnlich wirkende Medien“⁸⁰ einsetzen lassen. Musik ist das Potenzial zur Herstellung von Emotionen inhärent,⁸¹ und Singen ist eine sinnliche und kommunikative Praktik, die – gerade auch aufgrund ihrer emotionalisierenden Wirkmächtigkeit – gemeinschaftsbildende Funktionen haben kann.⁸²

Das *Kärntner Heimatlied* beinhaltet auf einer semantischen wie auf einer sozialen Ebene wesentliche Versatzstücke, wie sie für die Herausbildung des *Dispositivs Kärnten/Koroška* konstitutiv waren. Es eignet sich für die feierliche Inszenierung und im Kontext öffentlicher Veranstaltungen wurde das Absingen des Lieds zum Ritual. Dieses performative Moment bildet die Grundlage für die steten Wiederholungen, auf die ein Dispositiv angewiesen ist.

Vor dem Hintergrund der Funktion des *Kärntner Heimatlieds* als Bekenntnis zum Deutschtum erstaunt es kaum, dass die Landeshymne in den 1930er Jahren auch im Kontext weiterer reichsdeutscher Gebietsansprüche Verwendung finden konnte: Der aus Kärnten

- 78 Vgl. Eric Hobsbawm: Introduction: Inventing Traditions. In: Ders., Terence Ranger (Hg.): *The Invention of Tradition*. Cambridge 1983, S. 1–14, hier insbes. S. 4; Orvar Löfgren: *The Nationalization of Culture*. In: *Ethnologia Europaea* 19, 1989, S. 5–23.
- 79 Binder, Niedermüller, Kaschuba (wie Anm. 76), S. 10.
- 80 Wolfgang Kaschuba: *Geschichtspolitik und Identitätspolitik. Nationale und ethnische Diskurse im Vergleich*. In: Binder, Niedermüller, Kaschuba (wie Anm. 76), S. 19–42, hier S. 21.
- 81 Vgl. Tia de Nora: *Music as Technology of the Self*. In: *Poetics* 27, 1999, S. 31–56.
- 82 Vgl. hierzu z. B. Stefanie Stadler Elmer: *Entwicklung des Singens*. In: Herbert Bruhn, Reinhard Kopiez, Andreas C. Lehmann (Hg.): *Musikpsychologie. Das neue Handbuch*. Reinbek 2008, S. 144–161, hier S. 150–153, 159 f.; Stefan Kaiser: *Singen in Gemeinschaft als ästhetische Kommunikation. Eine ethnographische Studie*. Wiesbaden 2017.

stammende Vorsitzende des „Volksbunds für das Deutschtum im Ausland (VDA)“⁸³, Hans Steinacher (1892–1971), der sich bereits im Abwehrkampf und als Propagandist des „Kärntner Heimatdienstes“⁸⁴ profiliert hatte, forcierte im Vorfeld der Saarabstimmung 1935 die Anbringung eines Glockenspiels am Saarbrücker Rathaus. Dies war als „Sympathiestiftung der anderen deutschen Abstammungsgebiete“⁸⁵ gedacht sowie als Gegengeschenk für die vom VDA im Kärntner Völkermarkt gestifteten Glocken im Oktober 1931. Der VDA initiierte, hierfür in Kärnten (bei Kommunen, Kirchengemeinden und Privatpersonen) sowie in Schleswig, Ostpreußen, Westpreußen und Oberschlesien Mittel einzuwerben.⁸⁶ Im Oktober 1934 wurde das Glockenspiel nach zähen Verhandlungen zwischen Steinacher und dem Saarbrücker Oberbürgermeister Dr. Neikes – und nach zeitlichen Verzögerungen unter anderem aufgrund der schwieri-

- 83 Der „Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA)“ wurde 1880 als „Deutscher Schulverein“ mit Sitz in Berlin gegründet, 1908 umbenannt in „Verein für das Deutschtum im Ausland“ und 1933 in „Verband für das Deutschtum im Ausland“. Der Verein/Verband unterstützte die sogenannten Auslands- und Volksdeutschen, insbesondere durch die Einrichtung und Führung von Schulen, Kindergärten und Bibliotheken. Vgl. Cornelia Eisler: Auslandsdeutschtum. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2015, ome-lexikon.uni-oldenburg.de/p32850 Stand 07.09.2015 (Zugriff: 16.9.2019). Auch in Südkärnten waren der Deutsche Schulverein und seine Nachfolgeinstitutionen aktiv.
- 84 Der Kärntner Heimatdienst (KHD) wurde im Vorfeld des Kärntner Plebiszits im März 1920 gegründet, um die prodeutsche Propaganda zu organisieren. Er verfolgte in den 1920er und 1930er Jahren eine antislowenische Germanisierungspolitik. Im Jahr 1957 wurde der KHD neu gegründet. Seine Ausrichtung gilt als prodeutsch, seine Aktivitäten während des Ortstafelstreits 1972 sind umstritten. Vgl. Martin Fritzl: Der Kärntner Heimatdienst. Ideologie, Ziele und Strategien einer nationalistischen Organisation. Drava, Klagenfurt/Celovec 1990. Mittlerweile lässt sich jedoch eine Dialogbereitschaft konstatieren: Seit 2005 besteht die „Kärntner Konsensgruppe“, in der u. a. Vertreter des KHD und des Zentralverbandes slowenischer Organisationen (ZSO) versuchen, gemeinsame Lösungen in den Volksgruppenfragen zu finden. Vgl. z. B.: Josef Feldner, Marjan Sturm. Kärnten neu denken – zwei Kontrahenten im Dialog. Klagenfurt 2007.
- 85 Schreiben von Hans Steinacher an Oberbürgermeister Neikes vom 29.6.1931, in: Stadtarchiv Saarbrücken (künftig SAB), Bestand Großstadt 3234.
- 86 Vgl. SAB, Bestand Großstadt 3234.

gen Zollbestimmungen im besetzten Saarland – unter konspirativen Bedingungen eingeweiht. Bis ins Jahr 1941 spielte es täglich neben dem *Kärntner Heimatlied* drei weitere prodeutsche Lieder: *Deutsch ist die Saar*, das Schleswig-Holstein-Lied *Wanke nicht, mein Vaterland* sowie die Haydn-Melodie *Gott erhalte Franz den Kaiser* (bzw. *Deutschland, Deutschland über alles*).⁸⁷ Danach mussten die Glocken kriegsbedingt eingeschmolzen werden.

In Kärnten wird das *Kärntner Heimatlied* auch nach 1945 bruchlos weiterverwendet.⁸⁸ 1966 fasste der Landtag den Beschluss, es per Gesetz zur Kärntner Landeshymne zu dekretieren.⁸⁹ Flankiert wurde dies von diversen Anstrengungen – wiederum der Kärntner Landsmannschaft –, das *Kärntner Heimatlied* weiter ins öffentliche Bewusstsein zu rücken. So initiierte und finanzierte die Kärntner Landsmannschaft im Jahr 1954 die Aufstellung eines Gedenksteins zur Erinnerung an die Entstehung der Melodie des Kärntner Heimatlieds in Schloss Waldenstein.⁹⁰ Ebenso gab es Initiativen, einen Gedenkort für den Dichter Johann Thaurer von Gallenstein zu gestalten, nachdem das Grab auf dem Klagenfurter Friedhof St. Ruprecht in den 1960er Jahren aufgelassen worden war.⁹¹ Im September 2007 enthüllte der damalige Landeshauptmann Jörg Haider – ebenfalls auf eine Anregung und im Beisein von Vertretern der Kärntner Landsmannschaft – in Neumarkt (Steiermark) eine Gedenktafel für Agnes Millonig und stieß damit eine öffentliche Debatte um die Verwicklung der Heimatdichterin in den Nationalsozialismus an.⁹² Millonig soll

87 Vgl. Schreiben des Oberbürgermeisters Dr. Neikes an den Direktor des Innern und des Kabinetts vom 18.4.1934, in: SAB, Bestand Großstadt 3897.

88 Vgl. O. A.: Schlußfeier des dritten Umschulungskurses für Junglehrer. In: Kärntner Nachrichten, 24.11.1945, S. 5.

89 In: Landesgesetzblatt für Kärnten 21. Stück (1966).

90 Vgl. Dinklage (wie Anm. 15), S. 9; O. A.: Gedenkstein Kärntnerlied. In: Kärntner Bildungswerk (in Zusammenarbeit mit dem Institut Urban Jarnik, dem Koroški pokrajinski muzej und dem Denkmalamt Maribor): Juwelen. Unsere Kulturlandschaft. O. J., http://www.kleindenkmaeler.at/detail/gedenkstein_kaerntnerlied (Zugriff: 16.9.2019).

91 Vgl. Reinhold Gasper: Kärntner Heimatlied: Textänderung ja–nein? In: Ders.: Klagenfurter Geschichte und Geschichten, Bd. 2. Klagenfurt/Celovec, Ljubljana/Laibach, Wien/Dunaj 2007, S. 101–109, hier S. 108 f. (= ergänzte Version des Textes von Anm. 75).

92 Vgl. O. A.: Haider ehrt umstrittene Dichterin Agnes Millonig. In: Die Presse, 20.9.2007, <https://diepresse.com/home/innenpolitik/331319/>

der NSDAP bereits 1933 beigetreten sein und hatte den sogenannten Anschluss mit ihrem Gedicht *Das heilige Ja* überschwänglich begrüßt.

Ein neues Lied – ein besseres Lied?

Auch eine nur kursorische Darstellung wie in diesem Beitrag zeigt die Rolle des *Kärntner Heimatlieds* als Bedeutungsträger für deutsch-nationale Interessen. In ritualisierter Form wird das Lied ein wichtiger Baustein für die Aufrechterhaltung des *Dispositivs Kärnten/Koroška*.

Liedtexte werden aber auch von Akteuren verändert und mit anderen Konnotationen belegt.⁹³ Das lässt sich an den zahlreichen Textversionen, die zur Zeit des sogenannten Kärntner Abwehrkampfes kursierten, ebenso ablesen wie an aktuellen Parodien.⁹⁴

Haider-elirt-umstrittene-Dichterin-Agnes-Millonig (Zugriff: 16.9.2019), O. A.: Gedenktafel für Millonig. In: kaernten ORF.at, 20.9.2007, <https://ktnv1.orf.at/stories/223233/> (Zugriff: 16.9.2019); O. A.: Illegale Millonig „minder belastet“. In: Volksgruppen ORF.at Slowenen, 20.7.2012, <https://archive.fo/jpAK> (Zugriff: 16.9.2019).

93 Zu Parodieverfahren vgl. z. B. Wilhelm Schepping: Oppositionelles Singen Jugendlicher im III. Reich. In: Günther Noll (Hg.): Musikalische Volkskultur und die politische Macht. Tagungsbericht Weimar 1992 der Kommission für Lied-, Musik- und Tanzforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. Essen. Essen 1994, S. 330–355.

94 Vgl. die bei Haid zitierte Version, die als Kommentar zum Artikel *Haider bezeichnet Slowenien als Bananenrepublik* in *Der Standard* vom 20. April 2006 unter dem Namen Gert Weihsmann veröffentlicht wurde:

„1) Dort wo Tirol an Salzburg grenzt,
kasnudreich der Südgau glänzt.
Wo aus dem Geist, der es umschließt,
sich purer Fremdenhass ergießt.
Laut johlend schreits zur Felsenwand:
Hoch lebe unser Selchwuaschtland!
2) Wo durch des Führers dumme Red,
so manche böse Saat aufgeht.
Wo man die deutsche Sprache spricht,
dafür Slowenisch lieber nicht.
Ortstafeln werden schnell verbannt
In diesem dumpfen Selchwuaschtland!
3) Wo Mannesmut dem Bierdunst treu,
dem Führer folget stets auf Neu.
Wo man im Geist von gestern bleibt
und laut nach alten Riten schreit.
Laut jubelnd schreits zur Bergeswand:
Heil unserm herrlich Selchwuaschtland.“

Initiativen wie die des Klagenfurter Universitätsrektors verdeutlichen das Ansinnen, das *Dispositiv Kärnten/Koroška* nicht fortzuschreiben. Ablesbar ist dies auch an weiteren Bemühungen wie Übersetzungen des *Kärntner Heimatlieds* ins Slowenische.⁹⁵

Selbst der Obmann des Kärntner Heimatdiensts, Josef Feldner, zeigte im Rahmen seiner Festrede zum 90-jährigen Bestehen des Kärntner Heimatdiensts Anstrengungen, das *Dispositiv Kärnten/Koroška* nicht weiter zu bedienen.⁹⁶ Die Festveranstaltung stand im Zeichen der von der „Kärntner Konsensgruppe“⁹⁷ anvisierten „Versöhnung der Volksgruppen“. Feldner schlug eine neue vierte Strophe vor, die ihm ein Kärntner Slowene übermittelt habe. Inwiefern die Blut-und-Boden-Metaphorik und die in der Gegenüberstellung von „slawischem Blut“ und „deutschem Geist“ implizierte Überhebung des „Deutschen“ eine zeitgemäße Form sind, das dem Dispositiv inhärente hegemoniale Denken zu überwinden – darüber wäre zu diskutieren:

„Dort wo man Leid und Unverstand
mit tapfrem Herzen überwand
wo slawisch Blut und deutscher Geist
vereint ein Fleckchen Erde preist,
wo man einander reicht die Hand
das ist mein einig Heimatland.“⁹⁸

Gerlinde Haid: Der Umgang mit Hymnen in der Volkskultur. In: Ursula Hemetek (Hg.): Die andere Hymne. Minderheitenstimmen aus Österreich. Ein Projekt der Initiative Minderheiten. Wien 2006, S. 43–72, hier S. 49 f. Nicht ohne Grund verordnete das Bundesland Tirol bei der Einführung seiner Landeshymne im Jahr 1948 ein explizites Parodieverbot. Vgl. Haid (wie Anm. 13), S. 94.

- 95 Vgl. den Hinweis bei Gasper (wie Anm. 75, S. 7) auf eine Veranstaltung im Klagenfurter Konzerthaus 1988, bei der die erste Strophe auf einer Beilage auf Slowenisch abgedruckt und ausgeteilt worden war, sowie den Hinweis auf eine Übersetzung der ersten drei Strophen, die Gasper in einem slowenischen Schulliederbuch gefunden hat (Gasper [wie Anm. 90], S. 108 f.).
- 96 Vgl. Elisabeth Krug: Im Zeichen der Versöhnung der Volksgruppen standen die Festreden aus Anlass der 90-Jahr-Feier des KHD, https://www.meinbezirk.at/klagenfurt/c-politik/90-jahre-khd-die-festreden-von-sturm-und-felderer_a316961#gallery=null (Zugriff: 16.9.2019).
- 97 Vgl. Anm. 83.
- 98 Vgl. Krug (wie Anm. 95).

Konflikte um Hymnen, in denen mittels Symbolen und Narrativen ein Bundesland oder ein Staat repräsentiert werden soll, gibt es allerdings nicht nur in Kärnten. Ähnliche Auseinandersetzungen fanden bei der Einführung der Nationalhymnen nach 1945 in Deutschland⁹⁹ und Österreich¹⁰⁰ statt, und sie sind auch aus Tirol¹⁰¹ und der Steiermark¹⁰² bekannt. So hat der Vorstoß des Rektors der Universität Klagenfurt in Sachen Kärntner Landeshymne laut Meldungen des *Standard* in der benachbarten Steiermark die Debatte über das *Dachsteinlied* wieder aufleben lassen:¹⁰³ In diesem Fall geht es darum, dass die in der steirischen Landeshymne besungene Landesgrenze zu Slowenien bereits seit dem Ende der Habsburger Monarchie nicht mehr mit der aktuellen politischen Landesgrenze übereinstimmt.

Abschließend lässt sich die Frage stellen, welche Tragweite Liedtexten und den mit ihnen verbundenen Inszenierungen überhaupt zugesprochen werden kann und muss. Hermann Bausinger konstatiert, dass Texte aus der Perspektive von Singenden oft nur einen nachgeordnete Bedeutungsgehalt für den Inhalt von Liedern haben, wohingegen der „Kontext des Singens, der oft eine eigene Tradition bildet und den Liedern eine spezifische inhaltliche Ausrichtung gibt“, „ebenso wichtig, und manchmal noch wichtiger“, sei.¹⁰⁴ Hier gälte es zu differenzieren zwischen der Symbolpolitik, die auf der Ebene der Debatten um die Kärntner Landeshymne geführt wurde und wird, und der Ebene der Akteure, die das *Dispositiv Kärnten/Koroška* auf sehr unterschiedliche Weise mit hervorbringen oder auch unterlaufen. So zeigte sich bei stichprobenartigen Befragungen, dass insbesondere junge Erwachsene, Jugendliche und Kinder unabhängig von den zahlreichen Interventionen in Schulen nur ein sehr bruchstückhaftes oder gar kein Wissen über die Kärntner Volksab-

99 Vgl. Hermann Kurzke: Hymnen und Lieder der Deutschen. Mainz 1990, S. 49.

100 Vgl. Johannes Steinbauer: Land der Hymnen. Eine Geschichte der Bundeshymnen Österreichs. Wien 1997, S. 113–167.

101 Vgl. Haid (wie Anm. 13).

102 Vgl. Müller (wie Anm. 7).

103 Vgl. ebd.

104 Hermann Bausinger: Warum singt niemand eine Baden-Württemberg-Hymne? In: Eckhard John (Hg.): Volkslied – Hymne – politisches Lied. Populäre Lieder in Baden-Württemberg. Münster u. a. 2003, S. 39–53, hier S. 45.

stimmung und den ‚Abwehrkampf‘ besitzen.¹⁰⁵ Der Kärntner Landesfeiertag hat gemäß der Befragungen für nicht wenige SchülerInnen vor allem die Bedeutung, dass sie am 10. Oktober schulfrei haben.¹⁰⁶

“Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt...” (“Where Salzburg borders on Tyrol...”) The Carinthian Anthem and the Construction of the *Dispositif Kärnten/Koroška*

This article focusses on the use of the Kärntner Heimatlied, which has been the official national anthem in Carinthia since 1966. The anthem is examined as part of the Dispositif Kärnten/Koroška, in the context of which conflicts about language, borders and affiliations of German national groups and the Slovenian minority have taken place.

- 105 Die Befragungen wurden von September bis November 2018 in Klagenfurt durchgeführt.
- 106 Mein Dank geht an Vesna Frauke Harbig, Wilhelm Kuehs, Ute Liepold, Bernd Liepold-Mosser, Roland W. Peball und Klaus Schönberger für die anregenden und fruchtbaren Diskussionen im Rahmen des Projekts *Performing Reality*. Klaus Schönberger danke ich darüber hinaus für die konstruktive Kritik bei der Entstehung des vorliegenden Beitrags.

Denkkontinuitäten, Austrifizierung und Modernisierungskritik. Adolf Helbok und die Volkskunde in Österreich nach 1945

Am Beispiel des Volkskundlers und Historikers Adolf Helbok (1883–1968), einem während des Nationalsozialismus führenden Vertreter rassistisch-biologischer Volkstumsforschung, zeigt der Beitrag, wie dieser sich und seine Arbeiten in die österreichische Volkskunde nach 1945 einpasste. Deutlich werden Persistenzen epistemologischer Perspektiven bei gleichzeitigen begrifflichen Anpassungen, indem er etwa seine „Genialenforschung“ auf ein neues Österreich-Bewusstsein ausrichtete und diese Wissensbestände damit anschlussfähig machte. Helbok war trotz seiner Entfernung von der Universität Innsbruck zudem Teil eines volkskundlichen österreichischen Milieus, das sich vor allem in den Arbeiten für den Österreichischen Volkskunde-Atlas versammelte. Die Volkskunde in Österreich war demnach bis in die 1960er Jahre in vielfältiger Weise geprägt durch Kontinuitäten völkischen Denkens, die sich in „austrifizierten“ Wissensbeständen zeigten und mit konservativ-kulturpessimistischer Modernisierungskritik verbanden.

Das Urteil der Gegenwart über Personen der Vergangenheit kann eindeutig sein:¹ Der Innsbrucker „Volkskundler und Historiker“ Adolf Helbok wird seit seinem Tod 1968 als völkisch argumentierenden Rassist und als überzeugter Nationalsozialist wahrgenommen. So wurde er direkt als „Rassist“ und als Vertreter „nationalsozialistischen

1 Für Hinweise, Anregungen und Kritik danken wir Reinhard Bodner, Helmut Eberhart, Michael J. Greger, Nikolaus Hagen, Reinhard Johler, Martina Pesditschek, Manuela Rathmayer und den Gutachter*innen.

Gedankenguts“ bezeichnet,² er galt als „der nationalsozialistische Volkskundler“,³ seine „Forschungen“ wurden im Zuge der selbstreflexiven Diskussion um die Wissenschaftsgeschichte eindeutig den nationalsozialistischen Perspektiven in der Volkskunde zugeordnet⁴ und seine „wahnwitzigen Theorien der Rassenkunde“,⁵ die er „bis an sein Lebensende nicht aufgab“,⁶ deutlich verurteilt. Diesem klaren Verdikt aus kulturwissenschaftlich-volkskundlicher Perspektive schließen sich auch Historiker*innen an.⁷

- 2 Olaf Bockhorn in der Diskussion V. In: Helge Gerndt (Hg.): *Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung*. München 1987, S. 182–183.
- 3 Hermann Bausinger: *Volkskunde: Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse*. Tübingen erw. Aufl. 1999, S. 69.
- 4 Hans Trümpy: „Volkscharakter“ und „Rasse“. Zwei fatale Schlagworte der NS-Volkskunde. In: Helge Gerndt (Hg.): *Volkskunde und Nationalsozialismus. Referate und Diskussionen einer Tagung*. München 1987, S. 169–177, hier S. 172 und 174.
- 5 Wolfgang Meixner: „... eine wahrhaft nationale Wissenschaft der Deutschen ...“ Der Historiker und Volkskundler Adolf Helbok (1883–1968). In: Michael Heider (Hg.): *Politisch zuverlässig – rein arisch – deutscher Wissenschaft verpflichtet. Die Geisteswissenschaftliche Fakultät in Innsbruck 1938–1945*. Bozen 1990, S. 126–133, hier S. 132.
- 6 Johannes Moser: Adolf Helbok. In: *Sächsische Biografie*, hrsg. vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V., <http://www.isgv.de/saebi/> (Zugriff: 20.11.2019).
- 7 Am aktuellsten: Martina Pesditschek: Adolf Helbok (1883–1968). „Ich war ein Stürmer und Dränger“. In: Karel Hruza (Hg.): *Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945*. Wien, Köln, Weimar 2019, S. 185–312. Vgl. aber auch: Martina Pesditschek: Adolf Helbok. In: Michael Fahlbusch, Ingo Haar, Alexander Pinwinkler (Hg.): *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme*. 2. Aufl. Berlin, Boston 2017, S. 285–287; Klaus Fehn: *Volksgegeschichte im Dritten Reich als fächerübergreifende Wissenschaftskonzeption am Beispiel von Adolf Helbok. Ein Beitrag zur interdisziplinären Wissenschaftsgeschichte vor allem der Fächer Volkskunde, Landesgeschichte und Historische Geographie*. In: Gunther Hirschfelder, Dorothea Schnell, Adelheid Schrutka-Rechtenstamm (Hg.): *Kulturen – Sprachen – Übergänge*. Festschrift für H. L. Cox zum 65. Geburtstag. Köln u. a. 2000, S. 567–580; Ingo Haar: „Volksgegeschichte“ und Königsberger Milieu. Forschungsprogramme zwischen Weimarer Revisionspolitik und nationalsozialistischer Vernichtungsplanung. In: Hartmut Lehmann, Otto Gerhard Oexle (Hg.): *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. Fächer – Milieus – Karrieren*, Göttingen 2004, S. 169–209; Laurence Cole: Fern von Europa? Zu den Eigentümlichkeiten Tiroler Geschichtsschreibung. In: *Geschichte und Region / Storia e Regione* 5, 1996, S. 191–225, hier S. 207.

Der gebürtige Vorarlberger Adolf Helbok ist demnach ein Beispiel für einen ideologischen, durch seinen 1933 erfolgten Beitritt zur NSDAP überzeugten und zudem „unbelehrbaren“ Nationalsozialisten. Generell ist differenziert herausgearbeitet worden, wie Helbok sich zu einem nationalsozialistischen Wissenschaftler entwickelte. Von vielen Autor*innen ist bereits auf die erstaunlichen Wendungen in seiner wissenschaftlichen Karriere hingewiesen worden, der er skrupellos und taktisch wendig alles untergeordnet habe.⁸

Diese wissenschaftshistorischen Einschätzungen seiner Biografie sind triftig. Sie werden zudem gestützt durch verschiedene Sachverhalte, so etwa durch den Umstand, dass sich Helbok im Jahre 1964 eine Porträtbüste anfertigen ließ – er selbst beauftragte mit der Ausführung jenen Bildhauer Kurt Schmid-Ehmen, der nicht nur von Adolf Hitler geschätzt wurde, sondern zudem auch die Reichsadler für die Berliner Reichskanzlei und das Nürnberger Reichsparteitagsgelände entworfen hatte.⁹ Als deutlichsten Beleg für die Kategorisierung seiner Person wird gleichsam die heutige Beliebtheit von dessen Schriften (und denen seiner Schüler*innen) in Kreisen der Neuen Rechten herangezogen – hier finden sich denn auch die einzigen Stimmen, die nationalsozialistische Positionen von Helbok heute bestreiten.¹⁰

Übersehen wird dabei allerdings, welche Effekte gerade diese eindeutige Zuordnung von Helbok als „schlechter Volkskundler“ und

- 8 Diese innovative und differenzierte Sicht findet sich vor allem bei Meixner (wie Anm. 5), bei Reinhard Johler: *Geschichte und Landeskunde*: Innsbruck. In: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 449–462, bei Reinhard Johler: „Volksgeschichte“: Adolf Helboks Rückkehr nach Innsbruck. In: Jacobeit, Lixfeld, Bockhorn, ebd., S. 541–547; und bei Friedemann Schmoll: *Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980*. Stuttgart 2009.
- 9 Büste von „Univ. Prof. Dr. Adolf Helbok“, Bronzeguss, Sockel aus Breccie, 16 × 19 × 6,2 cm, Höhe 28 cm. Das Objekt befindet sich seit 1976 im vorarlberg museum in Bregenz (Inv.-Nr. N 0674).
- 10 Vgl. exemplarisch den Beitrag in der „rechtsintellektuellen Zeitschrift“ *Sezession*: Andreas Vonderach: Helboks Volksgeschichte. In: *Sezession*, 23.4.2008, S. 20–23. Vgl. auch die Bezugnahme des rechtsextremistischen Bunds freier Jugend auf Helboks Schriften, <http://www.doew.at/erkennen/rechtsextremismus/neues-von-ganz-rechts/archiv/juni-2004/bfj-wieder-im-netz> (Zugriff: 19.11.2019).

Nationalsozialist hat: Seine Tätigkeiten nach 1945 werden selten thematisiert, seine Publikationen der Jahre 1945 bis 1968 meist schlicht ignoriert und sein Wirken konsequent vom fachlichen Zentrum der Nachkriegsvolkskunde ferngehalten. So schreibt etwa Leopold Schmidt 1968 in einem Nachruf, Helbok sei ja eigentlich immer Historiker gewesen, er habe „eine Professur für Volkskunde [...] [erhalten], ohne jemals Volkskunde gelernt zu haben“.¹¹ Diese nachträgliche „damnatio“ (so richtig sie inhaltlich auch sein mag) vergisst damit den Umstand, dass Adolf Helbok auch in den Jahren nach seiner erzwungenen Entfernung von der Universität eng mit dem Feld der österreichischen Volkskunde verbunden blieb. Und sie vergisst, dass er weiterhin in den Lehrbetrieb im Fach Volkskunde an der Universität Innsbruck und damit in das universitär-akademische volkskundliche Milieu eingebunden war: So nahm er weiterhin volkskundliche Promotionen ab¹² und war auch bei Feierlichkeiten des Instituts präsent. Dies differenziert auch die bisherige Position, wonach Helbok nach 1945 „zeitlebens vom Universitätsbetrieb ausgeschlossen“ blieb und ein „Entzug des akademischen Diskurses durch ein Verbot der Anteilnahme daran“ stattgefunden habe.¹³ Auch wenn zwar durchaus zutrifft, dass er im Gegensatz zu anderen NS-Volkskundlern wie etwa Richard Wolfram weder wieder eine universitäre Anstellung erreichte, noch Lehraufträge erhielt, darf allerdings darüber nicht vergessen werden, dass Helbok wissenschaftlich keineswegs untätig war, sondern auch nach Ende des nationalsozialistischen Regimes ununterbrochen bis zu seinem Tod 1968 zahlreiche Texte veröffentlichte. Er brachte und passte gewissermaßen sich und seine Werke in die österreichische Volkskunde nach 1945 ein, war also diskursiv präsent. So hat er etwa – und dies durchaus mit einigem Erfolg – versucht, seine bisherige „Genialenforschungen“ nun als notwendige Basis für ein österreichisches Bewusstsein zu instrumentalisieren sowie seine

11 Leopold Schmidt: Adolf Helbok †. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 71, 1968, S. 177–179, hier S. 177.

12 So etwa im Jahre 1948/1949 die konsequent und offen rassenbiologisch argumentierende Promotion von Margit Gröhs: Der Raum Tirol. Studien zur Siedlungs-, Kultur- und Volksgeschichte Tirols. Innsbruck 1949. Betreuer dieser Arbeit waren, neben Adolf Helbok, Karl Ilg und Hermann Wopfner.

13 Meixner (wie Anm. 5), S. 132.

Forschungen zu Österreich als Argument gegen seine Enthebung vorzubringen: „Heimatliebe“ habe ihn schon immer zu einer „Propagierung des Österreichertums“¹⁴ bewegt,¹⁵ der Versuch einer (Um-) Deutung seiner eigenen Arbeiten in der Nachkriegszeit, die jedoch bereits von einigen Zeitgenossen nicht umstandslos angenommen wurde.¹⁶ Zudem war Helbok trotz, manchmal wohl aber auch wegen seiner nationalsozialistischen Gesinnung und gerade angesichts seiner engen Vernetzung mit der Volkskunde in Österreich ein wichtiger Akteur der gesamten deutschsprachigen Nachkriegsvolkskunde. So war er mit nachfolgenden Generationen an Volkskundler*innen in Kontakt, formte deren Denken, konnte mit diversen Zeitungsartikeln einer breiten Öffentlichkeit eine ganz bestimmte (und teilweise bis heute nachwirkende) Vorstellung von Volkskunde vermitteln und prägte über seine Beteiligung am Österreichischen Volkskunde-Atlas (ÖVA) sowie über Versuche einer Anknüpfung an internationale Vorkriegs-Kontakte¹⁷ das volkskundliche Feld in Österreich bis in die 1960er-Jahre.

Damit relativiert sich auch das nach außen gerne präsentierte Bild rigoroser universitärer Personalmaßnahmen in den Jahren 1945/46 gegen führende NS-Vertreter der „Grenzlanduniversität“, unter ihnen der Rektor und Historiker Harold Steinacker, der Alt-

- 14 Adolf Helbok: Denkschrift „Die staatspolitische Bedeutung wissenschaftlicher Arbeiten über die genialen Österreicher“, Akten des Staatskommissärs für alle unmittelbaren Angelegenheiten im Land Tirol. Universitätsarchiv Innsbruck, zit. nach Peter Goller: „... natürlich immer auf wissenschaftlicher Ebene!“ Mystifikationen. Die geisteswissenschaftlichen Fächer an der Universität Innsbruck im Übergang von Nazifaschismus zu demokratischer Republik nach 1945. Dokumentation einer Kontinuität. Innsbruck 1999.
- 15 Eine hilfreiche Sammlung sämtlicher (Entnazifizierungs-)Akten zu Adolf Helbok findet sich in Goller (wie Anm. 14), S. 166ff.
- 16 In einer anonymen „vertraulichen Information zur Lage der volkskundlichen Lehrkanzel“ heißt es konträr dazu allerdings schlicht, dass Helbok „in Vorlesungen und Veröffentlichungen [...] aufs entschiedenste für das Dritte Reich [eingetreten ist] und [...] gerne gegen das Österreichertum aus[hieb]“, zit. nach Goller (wie Anm. 14), S. 162–164.
- 17 So existieren Hinweise auf internationale Finanzierungs-Ansuchen von Adolf Helbok, etwa im Rahmen eines Bergbauernprojekts der Vereinten Nationen oder der US-amerikanischen Rockefeller-Foundation, denen genauer nachzugehen wäre, vgl. dazu etwa die Korrespondenz zwischen Adolf Helbok und Viktor Geramb, die sich in Graz befindet.

historiker Franz Miltner und eben der Volkskundler Adolf Helbok.¹⁸ Letzterer hat bekanntermaßen versucht, ideologische Auseinandersetzungen, die er als frühes (am 12. April 1933 mit der Nummer 1531808 beigetretenes)¹⁹ NSDAP-Mitglied mit Stellen innerhalb des vielfältigen nationalsozialistischen Machtapparats geführt hatte, nach 1945 als entlastenden Beleg für seine angebliche grundsätzliche Opposition zum Regime zu nutzen. Und es zeigt indirekt, dass die Aussage nach wie vor zutrifft, wonach die personenrechtliche Entfernung von der Universität „ein[en] untaugliche[n] Weg zur Vergangenheitsbewältigung“ darstellt.²⁰

Helbok wird aktuell als Wissenschaftler mit einem „objektiv gescheiterten Leben“ und einem weitgehend vergessenen Werk präsentiert.²¹ Bisher sind viele seiner Handlungen psychologisierend etwa als „Streitsucht, Egomane, Opportunismus und Unaufrichtigkeit“ pathologisiert worden; oder aber seine Positionen sind aus durchaus verständlichen Motivlagen individualisierend gedeutet worden, so etwa seine angebliche „außergewöhnliche Einfalt des Gemütes“.²² Zielführender als eine solche biografische Zuspitzung auf Charaktereigenschaften scheint uns eine Perspektive, die Adolf Helbok als einen „wissenschaftlichen Apologeten eines abendländisch-europäischen Kulturraums nach 1945“²³ zu perspektivieren versucht.

- 18 Zu Entnazifizierung an der Universität Innsbruck vgl. Peter Goller, Gerhard Oberkofler: Universität Innsbruck. Entnazifizierung und Rehabilitation von Nazikadern (1945–1950). Innsbruck 2003, S. 16–17. Die Charakterisierung Helboks erwies sich als konfliktiv, so ist der Wissenschaftshistoriker Gerhard Oberkofler darüber mit dem Rechtshistoriker und Volkskundler Nikolaus Grass in Streit geraten, der Oberkofler vorwarf, „große Nazis wie den Oberschwätzer Helbok ‚in den Himmel‘ hinaufgelobt“ (S. 293) und „verherrlicht“ (S. 430) zu haben, vgl. Gerhard Oberkofler: Nikolaus Grass. Einige wissenschaftshistorische Miniaturen aus Briefen und Korrespondenz mit dem Prager Juden Guido Kisch. Innsbruck 1969. Anlass für den Disput waren die Aussagen zu Helbok in Gerhard Oberkofler: In memoriam Adolf Helbok. In: Tiroler Heimat 33, 1969, S. 144–149 und die Darstellung in Gerhard Oberkofler: Die geschichtlichen Fächer an der Universität Innsbruck 1850–1945. Innsbruck 1969, S. 146–150.
- 19 Personalnachrichten Adolf Helbok, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Personalakt Helbok.
- 20 Meixner (wie Anm. 5), S. 132.
- 21 Pesditschek 2019 (wie Anm. 7), S. 308.
- 22 Ebd., S. 307.
- 23 Schmoll (wie Anm. 8), S. 117.

Dies wohlgermerkt nicht etwa mit der biografischen Intention, an ihn als wichtige Figur zu erinnern, sondern vielmehr mit dem Ziel, an seinem Beispiel exemplarisch nachzuvollziehen, wie sich die Volkskunde und spezifisch die Disziplin in Österreich nach 1945 verstehen lässt. Basis unserer Ausführungen sind neben verstreuten, bisher nur selten berücksichtigtem Archivmaterial die nach 1945 publizierten und eher wenig bekannten Texte von Adolf Helbok. Dabei geht es keineswegs um eine vollständige Auswertung aller vorhandenen Quellen, die einen Bezug zu Helbok aufweisen. Unser Ziel ist auch nicht eine abschließende Beurteilung – vielmehr entwickeln wir eine wissensanthropologisch ausgerichtete Perspektive, die verstehen helfen soll, wie sich das Feld „Volkskunde“ in Österreich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts präsentiert.

Ausgehend von dem gesichteten Quellenmaterial und basierend auf diesen Überlegungen beleuchten wir in einem ersten Schritt Helboks Sicht auf das Ende des Nationalsozialismus, welche seine anhaltende Sympathie für das Regime auch nach dessen Zusammenbruch exemplarisch illustriert, galt ihm diese Entwicklung doch auch Jahre später keineswegs als begrüßenswert. Dies verweist auf eine Kontinuität in seinem Denken, das von der vermeintlichen Zäsur 1945 weitgehend unberührt blieb. Eine derartig ungebrochene Weiterarbeit wird auch an seinem Kulturbegriff ersichtlich, welcher auch nach 1945 ungeniert auf rassistische Konzeptionen zurückgreift und den Gegenstand des zweiten Abschnitts bildet. Im dritten und vierten Teil fokussieren wir die „Genialenforschung“ als nach 1945 austrifiziertes volkskundliches Wissen, das epistemologisch auf den Nationalsozialismus verweist – ganz ähnlich wie die neu-alten Wissensbestände des *Österreichischen Volkskunde-Atlas* (ÖVA) offenbar ähnliche Funktionalisierungsmöglichkeiten boten. Abschließend thematisieren wir Helboks Gegenwartsdiagnose der 1950er und 1960er Jahre, welche Zeugnis seiner äußerst modernisierungskritischen und konservativ-hierarchischen Haltung liefert. Diese Sichtweise deckt sich einerseits durchaus in vielen Punkten mit dem fachlichen Grundton seiner Zeit, verweist andererseits allerdings auch in aller Deutlichkeit auf rassistisches und antidemokratisches Gedankengut.

Wie gelang es Adolf Helbok trotz des Verlusts seines Lehrstuhls weiterhin in der österreichischen Volkskunde präsent zu sein? Welche Strategien und Netzwerke verhalfen ihm nach 1945 und ohne

direkte Anbindung an die Universität dazu, weiterhin als Volkskundler aktiv forschen und publizieren zu können? Welche Rolle spielte dabei das Institut für Volkskunde der Universität Innsbruck und insbesondere sein Nachfolger Karl Ilg? Was lässt sich am Umgang mit seiner Person über die Volkskunde im Österreich der Nachkriegszeit zeigen?

Im Fokus stehen dabei nicht die von Helbok vorgenommenen ideologischen Rechtfertigungen des Nationalsozialismus und die von ihm zahlreich und wendig formulierten Anpassungen seiner Biografie durch Weglassungen und Umstellungen.²⁴ Vielmehr fragen wir nach jenem wissenschaftlichen Feld namens „Volkskunde“, in dem Helbok auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert seinen – wenn auch umstrittenen – Platz hatte. Deutlich wird dabei einmal mehr, dass 1945 für die Volkskunde in Österreich – trotz zweifellos vorhandener „Aufgabe, sich als akademisches Fach neu zu etablieren“²⁵ – nicht primär als Zäsur zu verstehen ist, sondern dass ein „Weitermachen“ in vielfältiger Weise dominierte.²⁶ Ein Blick auf den Volkskundler Adolf Helbok, dessen Werk und ungebrochene Vernetzung nach 1945 vermag es so, den Denk- und Handlungsraum dieses spezifischen, „in Zuge der Verösterreicherung selbstgenügsam gebliebenen“²⁷ Faches in wissensanthropologischer Perspektive auszuloten. Sichtbar wird

- 24 Diese sind nachvollziehbar u. a. bei Reinhard Jöhler: „Tradition und Gemeinschaft“. Der Innsbrucker Weg. In: Jacobeit, Lixfeld, Bockhorn (wie Anm. 8), S. 589–602, aber auch bei Pesditschek 2019 (wie Anm. 7), Meixner (wie Anm. 5) und Goller (wie Anm. 14). Vgl. dazu auch die Unterlagen im Personalakt zu Adolf Helbok im Österreichischen Staatsarchiv/Archiv der Republik, Bundesministerium für Unterricht, 2. Republik.
- 25 Herbert Nikitsch: Volkskunde in Österreich nach 1945. In: Petr Lozoviuk, Johannes Moser (Hg.): Probleme und Perspektiven der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung. Dresden 2005, S. 79–101, hier S. 80.
- 26 Gleichwohl nehmen viele (auch neuere) Publikationen 1945 als Ausgangspunkt, fokussieren dabei aber genau auch das „Anknüpfen und Weitermachen“, vgl. Sabine Eggmann, Birgit Jöhler, Konrad J. Kuhn, Magdalena Puchberger (Hg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen. Wissensgeschichte der Volkskunde/Kulturwissenschaft nach 1945. Münster, Basel 2019; Olaf Bockhorn: Neue Sachlichkeit? Volkskunde nach 1945. In: *Archaeologia Austriaca* 90, 2006, S. 17–29.
- 27 Konrad Köstlin: Volkskunde: Pathologie der Randlage. In: Karl Acham (Hg.): Geschichte der österreichischen Humanwissenschaften. Geschichte und fremde Kulturen. Wien 2002, S. 369–414, hier S. 410.

dabei auch die Situierung dieser Disziplin in einem strukturell konservativen Land mit autoritärem Grundpotential.

Erinnerungen an eine „unvergängliche Schande der Menschheitsgeschichte“²⁸

„Für einen Volksforscher, der vor Erfüllung lebensbehüteter Ideen gestanden war, ging damals mehr als die kleine Existenz eines Menschen unter, und für einen bewußten Deutschen war dabei dies alles das äußere Zeichen für das tiefe und tragische Unglück, das unser Volk betroffen.“²⁹

Das Ende des nationalsozialistischen Regimes kam für Helbok einer persönlichen Tragödie gleich, was er in seinen autobiografischen *Erinnerungen* offen formuliert; bedeutete zugleich auch den Verlust seines Lehrstuhls, wiewohl dies für ihn keineswegs einem Ausscheiden aus der akademischen Welt gleichkam. Die unmittelbare Nachkriegszeit bezeichnete der bereits 65-jährige Helbok als „fünf Jahre des Existenzkampfes“,³⁰ welche er hauptsächlich zusammen mit seiner Frau und den neu angeschafften „Helbokziegen“ in Götzens bei Innsbruck verbrachte: ein teilweises Verbot seiner Schriften, Hausdurchsuchungen³¹ und vor allem ein langwieriges Ringen um Pensionszahlungen waren für ihn unmittelbare private Folgen. In seinen Verteidigungsschriften versuchte er, sich selbst als seit jeher glühenden Patrioten, seine bisherigen Arbeiten als Werke voller österreichischem Nationalstolz darzustellen; ebenso wie er seine Beteiligung am *Atlas der Deutschen Volkskunde* dazu nutzen wollte, um seine Eignung für die Mitarbeit am Österreichischen Volkskunde-Atlas zu unterstreichen. Die Auseinandersetzungen mit dem nationalsozialistischen Amt Rosenberg³² wollte Helbok als versuchten Widerstand verstan-

28 Adolf Helbok: *Erinnerungen. Ein lebenslanges Ringen um volksnahe Geschichtsforschung*. Innsbruck 1963, S. 177.

29 Ebd., S. 176–177.

30 Ebd., S. 177.

31 Ebd., S. 153 und S. 172–173.

32 Vgl. Gerhard Lutz: *Das Amt Rosenberg und die Volkskunde*. In: Wolfgang Brückner, Klaus Beitzl (Hg.): *Volkskunde als akademische Disziplin. Studien zur Institutionenausbildung*. Wien 1983, S. 161–171.

den wissen; so wie der „Illegale“ (als früher, vor 1938 in Österreich noch illegaler Nationalsozialist) überhaupt seine Parteimitgliedschaft zu bagatellisieren versuchte – eine Strategie, welche offenbar zumindest teilweise fruchtete.³³ Zahlreiche Stellungnahmen, in denen dieser seine Ansprüche geltend machte, sowie Fürsprachen aus einem offenbar (nach wie vor) einflussreichen Umfeld verhalfen ihm schlussendlich doch noch zu einer Anerkennung seines vollen Pensionsanspruches.

Von offizieller universitärer Seite stellte die Entnazifizierung Helboks demnach eher eine kosmetische Maßnahme dar – eine offenbar durchaus nicht unübliche Praxis an einer Hochschule, die sich in der Nachkriegszeit zunehmend wieder bürgerlich-konservativem Denken zuwandte³⁴ und zu vielen ihrer ehemaligen Lehrenden und Forschenden zumindest noch informelle, aber gleichwohl enge Beziehungen pflegte: Exemplarisch für ein Fortbestehen kollegialer Verbindungen lässt sich etwa die Verknüpfung Helboks mit dem Innsbrucker Institut lesen. So verweisen Feiern anlässlich seines Geburtstages sowie zahlreiche Beglückwünschungen und Nachrufe auf eine ungebrochene Verankerung Helboks in volkskundlichen Kreisen, zeigen ihn also auch nach seinem Ausschluss von der Universität als Teil eines breiten Netzwerkes. Am 3. Februar 1958 veranstaltete Karl Ilg etwa im Namen des Instituts für Volkskunde in einem universitären Hörsaal ein Fest zu seinem 75. Geburtstag, zu dem insgesamt 105 Gäste geladen waren und deren Teilnehmer*innen-Liste die uneingeschränkte Verankerung von Helbok in der österreichischen Volkskunde eindrücklich belegt.³⁵ Fünf Jahre später, anlässlich seines 80. Geburtstag, wird dem Jubilar, einem Mann, der „trotz großer Schicksalsschläge ungebeugt geblieben“ sei, im Wortlaut Ilgs „mit

33 Vgl. Jöhler (wie Anm. 24).

34 Vgl. Goller, Oberkofler (wie Anm. 18).

35 So waren u. a. Hermann Wopfner, Richard Beidl, Anton Dörner, Hanns Koren, Arthur Haberlandt, Ernst Burgstaller, Richard Wolfram, Leopold Kretzenbacher, Franz Lipp, Josef Haiding, Josef Ringler, Adolf Mais, Erika Hubatschek, Oskar Moser und Hans Commenda eingeladen, vgl. Einladung zur Feier des 75. Geburtstags des Jubilars Univ. Prof. Adolf Helbok, verfasst von Karl Ilg, 14.1.1958, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Volkskunde: Institut“. Vgl. auch die Nachrichten in der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 61, 1958, S. 50 sowie in der Tiroler Tageszeitung, 1.2.1958, S. 5 und in den Tiroler Nachrichten, 1.1.1958, S. 5.

Recht und Dank Anerkennung entgegengebracht“.³⁶ Dieser wird Ausdruck verliehen durch die Präsentation der autobiografischen Schrift *Erinnerungen. Ein lebenslanges Ringen um volksnahe Geschichtsforschung* durch Fritz Ranzi und Margit Gröhl im Namen sämtlicher ehemaliger Schüler*innen. Wie Ranzi im Vorwort schreibt, biete diese Autobiografie „des ersten und bisher einzigen biologisch orientierten Volkstumsforschers“ einen einzigartigen Einblick „in das wissenschaftliche Gebäude“³⁷ desselben – aus heutiger Sicht liefert selbige vor allem Zeugnis einer ungetrübten Kontinuität des Helbok’schen Denkens. Das Erscheinen des Buches trotz seiner den Nationalsozialismus verherrlichenden und von rassischem Denken durchzogenen Inhalte verweist vielleicht auch auf eine ungebrochene Salonfähigkeit derartiger Inhalte in so manchen Kreisen, wenngleich auch durchaus ein Bewusstsein dafür herrschte, dass man als Anhänger*in derartigen Gedankenguts seinerzeit zu einer sukzessive kleiner werdenden Gruppe zählt: So schreibt Ranzi etwa explizit davon, dass die Zahl ehemaliger Studierender geringer geworden sei, weil viele im Zweiten Weltkrieg gefallen oder „in die wissenschaftliche Verbannung“³⁸ gegangen seien.

Von einer Vertreibung des Jubilaren selbst in ein wissenschaftliches Exil konnte jedenfalls nicht die Rede sein – ihm wurde auch abseits einer institutionalisierten universitären Volkskunde rege und öffentlich zu seinen jeweiligen Ehrentagen gratuliert: So wurde ihm etwa von einem „Vertreter der Tiroler Landesregierung“³⁹ gedankt „dafür, daß er sich in besonderem Maße im Rahmen seines volkskundlich-wissenschaftlichen Wirkens der Tiroler Künstler angenommen habe“,⁴⁰ womit wohl seine Genialenforschung gemeint war. An anderer Stelle wird Helbok als „eine der markantesten Persönlichkeiten der Innsbrucker Universität in den Jahrzehnten seit

36 Karl Ilg: Adolf Helbok und die Volkskundeforschung. Der Schöpfer des Volkskundeatlas – Das große Tiroler Genialenwerk – Zum 80. Geburtstag. In: *Tiroler Tageszeitung*, 31.1.1963, S. 4.

37 Fritz Ranzi: Vorwort. In: Helbok (wie Anm. 28), S. 5.

38 Ebd.

39 Von einem „Dr. Eigentler“, dessen Vorname ebenso wie Parteizugehörigkeit aber leider unbekannt blieb.

40 O. A.: Ehrung für Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok. In: *Tiroler Tageszeitung*, 5.2.1963, S. 3.

dem Ende des ersten Weltkrieges“⁴¹ gefeiert, dies alles trotz vermeintlich widrigster Umstände: Für jemanden, der „Volksforschung betreibt und Volksgeschichte schreibt“, sei es heutzutage schwierig – der „nationalsozialistische Mißbrauch“ habe nämlich dazu geführt, dass „alles, das mit dem Begriff Volk zusammenhängt, mit Hypotheken belastet [sei], die erst wieder abgebaut werden müssen“, so lange, bis erneut ein „natürlich[es], richtige[s] Verhältnis“⁴² dazu erreicht werde. Helbok wird anlässlich seines 85. Geburtstages 1968 also zum doppelten Opfer stilisiert – paradoxerweise gleichzeitig als Geschädigter des Nationalsozialismus einerseits sowie entnazifizierender Praktiken der Nachkriegszeit andererseits. Helbok habe sich angesichts dieser Problematik jedoch „weder beirren noch beugen lassen“, ja „sein Rang erfährt dadurch keine Minderung“.⁴³ Ob an dieser Stelle von einer Unkenntnis der Schriften Helboks oder eben gerade genau von Gegenteiligem ausgegangen werden kann oder soll, ist im Nachhinein nur schwer zu beurteilen.

Sämtliche damalige Artikel über Helbok vermitteln auf den ersten Blick einen (bewusst?) „harmlosen“ Eindruck; von ihm ist beispielsweise als „Volks(tums)forscher“, als Teil des ÖVA oder als Experten für Tiroler Kunstschaffende die Rede. Die Ausführlichkeit der Darstellung seiner Vita nimmt mehr und mehr ab, je näher man den Jahren um 1940 kommt, sodass etwa die Jahre Helboks an der Universität Innsbruck, seine Forschung und seine Tätigkeit am Institut gänzlich unthematisiert bleiben. Zentral im Fokus stehen seine Arbeiten zur „Begabungsforschung“; ferner wird er des Öfteren als „der Schöpfer des großen Österreichischen Volkskundeatlas“⁴⁴ gefeiert. Dies ist sicher auch der Aktualität und Anschaulichkeit dieses Vorhabens geschuldet, allerdings hätte es daneben mit Blick auf seine Publikationen nach 1945 auch noch anderes Erwähnenswertes

41 O. A. [a. str.]: Prof. Dr. Adolf Helbok feiert seinen 85. Geburtstag. Der bedeutende Volkstums- und Geschichtsforscher und seine grundlegenden Werke. In: *Tiroler Tageszeitung*, 31.1.1968, S. 5.

42 O. A. [R.]: Prof. Dr. Adolf Helbok 85 Jahre. Nestor der heimischen Volkskunde und Geschichte. In: *Dolomiten*, 5.2.1968, S. 8.

43 Ebd.

44 O. A.: Der Schöpfer des großen österreichischen Volkskundeatlas. Zum 75. Geburtstag des Volkstumsforschers Universitätsprofessor Dr. Adolf Helbok. In: *Tiroler Tageszeitung*, 1.2.1958, S. 5.

gegeben, was aber womöglich nicht allzu vorteilhaft und zudem noch weniger pressetauglich gewesen wäre.

Helbok erweist sich vor diesem Hintergrund als in verschiedene außer- und inneruniversitäre Netzwerke eingebundener Wissenschaftler, wobei diese Vernetzung durch die „Entnazifizierung“ zwar teilweise gestört, aber weder unterbrochen noch nachhaltig neugeordnet wurde. Es zeigt sich hier also ein deutliches „Weitermachen“ unter Bedingungen einer vordergründig veränderten Wissenschaftslandschaft. Von einer Neuorientierung kann aber keineswegs die Rede sein. Diese Persistenz von epistemologischen Perspektiven bei gleichzeitigen begrifflichen Anpassungen⁴⁵ belegen auch die von Helbok selbst nach 1945 verfassten und veröffentlichten Texte.

Denk- und Schreibkontinuitäten

„Kultur ist ein gewachsener, am Boden und in seinem Volk gewachsener Organismus, in dem allein die hohen Leistungen der Dichtung, Musik, Kunst und Wissenschaft gedeihen können, sie alle aber immer nur in völkischer Besonderung. Alle Kultur ist national und jede Form einer zeitlichen Weltkultur zeigt ihre nationalen Besonderungen [...]“⁴⁶

Nationalsozialistischem „Blut-und-Boden“-Gedankengut und wertenden, eng gefassten Hochkulturkonzeptionen folgend, definiert Helbok in seiner Autobiografie Kultur als einen aus der Symbiose von Boden und Volk gewachsenen „Organismus“: Dieser sei die Vorbedingung für kulturelle „Hochleistungen“ wie Dichtung und Kunst. Damit vertritt er ein differenzorientiertes Kulturverständnis, welchem folgend jede Nation gleichzusetzen ist mit einem blutsverwandten Volk, ausgezeichnet durch jeweils ihm eigene „Besonderungen“. Im Umkehrschluss bedeutet dies dann auch: Priorität hat stets das

45 Vgl. dazu, mit ähnlichen Befunden zu zwei vergleichbaren Volkskundlern, Elisabeth Timm: *In Wahrheit und im Wahren, vor und nach 1945. Kultur und Quellenforschung bei Hans Moser und Bruno Schier*. In: Eggmann, Jöhler, Kuhn, Puchberger (wie Anm. 26), S. 25–60.

46 Helbok (wie Anm. 28), S. 36.

„[V]olkseigene“,⁴⁷ das vor äußeren Einwirkungen geschützt werden soll. Unhinterfragt ist dabei auch die Vormachtstellung des deutschen Raumes – in der Nachkriegszeit dann vor allem die Betonung des „Kulturreichtums“ Österreichs im Allgemeinen und Tirols im Speziellen. Abgelesen wird dies an Schöpfungen großer „Genialer“, in einem biologischen Sinne verstanden als Ergebnis besonders günstiger „Kreuzungen“ in der Ahnenreihe, getarnt als identitätsstiftender österreichischer Patriotismus.

Nach einer kurzen Unterbrechung veröffentlicht Helbok mit diesem Kulturverständnis und rassistisch-völkisch motivierter, heimat-schützerischer Intention seine Artikel hauptsächlich in konservativ (-katholischen) Zeitungen wie der *Tiroler Tageszeitung*, dem *Volksboten* oder den *Dolomiten* zu verschiedensten „heimatkundlichen“ Themen. Über diese Texte transportierte er seine Ideen weitgehend unverändert weiter, wenn auch anders „verpackt“ und unter Auslassung gewisser Vokabularien wie etwa dem Begriff der Rasse. Durch eine Abkehr von offen nationalsozialistischer Rhetorik wurden ähnliche Inhalte unter Zuhilfenahme von vermeintlich unschuldigeren Begriffen wie Tradition, Heimat oder Volk in verschleierte Form weitergetragen, eine durchaus beliebte Vorgehensweise vieler „Belasteter“. Die Verbreitung seiner Ideen gelang ihm so auch unter Nutzung konservativer Netzwerke in „nicht wissenschaftlichen“ Formaten, welche eine breitere Öffentlichkeit erreichten.

So befasst sich Helbok 1953 etwa mit der Frage „Hochhaus oder Heimatstil?“ und argumentiert, dass dem herrschenden Wohnungsmangel sowie den vielen, für „deutsche Volksglieder unwürdigsten Unterkünfte[n]“ besser mit einer „volkseigene[n] Lösung“ als mit dem Bau „amerikanischer“ Hochhäuser zu begegnen sei. Bedroht sei vor allem der „Lebensraum“ der Bauern, welche das „naturhafte, wachstumsfrohe und volksechte Widerlager der modernen, menschenverbrauchenden Großstadt“⁴⁸ darstellen würden. Offensichtlich wird hier neben Helboks anti-amerikanischem, modernisierungskritischem Denken auch explizit nationalsozialistisches Gedankengut: Der Schutz des im Nationalsozialismus zum „Nährstand“ hochstili-

47 Adolf Helbok: Hochhaus oder Heimatstil? In: *Tiroler Tageszeitung*, 17.6.1953, S. 2.

48 Ebd.

sierten Bauerntums als Quelle des Ursprünglichen, Natürlichem und der Tradition wird (erneut) zu einem Handlungsdesiderat für heimat-schützerische Bestrebungen erklärt, welche das Althergebrachte, die Heimat, einen vermeintlich traditionellen Baustil im klassisch volks-kundlichen Sinn schützen und bewahren sollen. Damit wird national-sozialistisches Denken unter Zuhilfenahme vermeintlich unbelasteter Termini in eine zeitungskonforme Fassung verpackt.

An anderer Stelle versteht Helbok – in Abgrenzung zu „Maschinenlandschaften“, Regionen der Industrie und des Verkehrs – ganz Tirol als eine „Vereinigung von Natur- und Kulturlandschaft“;⁴⁹ erstere zeichne sich durch „im wesentlichen unberührte Natur“ und durch ein Vorherrschen des „Stil[s] des Naturhaften aus“, zweite dadurch, dass „ihre Bauten, selbst der geringste Schafstall, [...] irgendwie etwas Ansprechendes, oft Malerisches“ hätten, geschaffen durch „den Bauern“ oder den „alten Städter“ und die Natur lediglich „[n]alerisch-dekorativ“ sei. Hier offenbart sich ein idealisierter und romantisierter Raum des Pittoresken, eine Projektionsfläche für den Wunsch nach imaginierte früherer Beschaulichkeit. Die „Maschinenlandschaft“ erscheint dabei als Sinnbild für die gefürchtete rationalisierte Modernisierung und den technisierten, nüchternen Fortschritt, als Kontrastfolie zur „guten alten Zeit“. Tirol sei aber im Vergleich zu anderen Gegenden „von dem modernen Rausche der Maschine weitgehend verschont“ geblieben, auch wenn insgesamt das „alte Volk“ früher „überall kunstvoller“ gewesen sei.

Das Land Tirol bezeichnet Helbok als „das eigentliche Künstlerland in Österreich“, hier fänden sich besonders viele „Brandherde der Kultur“, die diese „Formbegabung“⁵⁰ verstärkt in ihrer Bevölkerung hervorbringe. Die Ursache für diese von ihm attestierte Ballung sieht er in „große[n] und glückliche[n] Kreuzungen begabte[r] Menschengruppen“, der Illyrier und der germanischen Langobarden, durch die „jene Anlagen ins Land“ gekommen seien, welche „dann durch die Umwelt der Natur und die Einflüsse des sozialen, geistigen und kulturellen Lebens zur Entfaltung kamen.“ Besonders entwickelt

49 Ganzer Abschnitt nach Adolf Helbok: Tirol als Natur- und Kulturlandschaft. In: Der Volksbote, 29.4.1948, S. 6.

50 Ganzer Abschnitt nach Adolf Helbok: Das Künstlerland Tirol. In: Der Volksbote, 25.3.1948, S. 6.

hätten sich die „kulturellen Kräfte im Volke“ vor allem zu Zeiten der Monarchie, Vorbedingung seien jedoch immer die „hohen Anlagen“, ohne die „die beste kulturelle Umwelt“ nichts wert sei. In rassistisch biologistischer Manier werden künstlerische Leistungen, die einem idealisierten „hochkulturellen“ Kanon entsprechen, auf erbbiologische Ursachen zurückgeführt, welche nur in Wechselwirkung mit entsprechend günstigen Faktoren möglich wären. Zu diesen zählen auch spezifisch geartete politische Bedingungen, wobei damit zuvorderst nicht-demokratische gemeint sind, wie später ersichtlich werden wird.

Noch expliziter wird Helbok in einem Artikel zu *Märchen und Volksforschung* in der Zeitung *Dolomiten*, in dessen Rahmen er die große volksculturelle und volkskundliche Bedeutung dieser Erzählform sowie der sie Wiedergebenden betont. Diese Praxis beschreibt er als bedroht, da die „Auslese zurückgeht, aus der die Kreuzungsfaktoren für die Hochzucht Genialer hervorgehen sollen.“⁵¹ Das frühe volkskundliche Fachparadigma des Sammelns und Bewahrens zeigt sich hier in seiner biologistisch-rassistischen Färbung. Ziel von Helboks wissenschaftlicher Beschäftigung war es, „mehr denn je, diesen urtümlichen und ursprünglichen Werten im Volke nachzuspüren, sie zu erforschen und zu pflegen.“ Zentraler Forschungsschwerpunkt in der Nachkriegszeit war für Helbok die Genialenforschung, deren Ergebnisse er im Rahmen zahlreicher Texte auch in als „wissenschaftlich“ deklarierten Formaten unterzubringen wusste.

„Candaries“ und die Genialen

„Man muß [...] die kleinräumige Gruppierung bestimmter Genialenarten, deren genealogische Grundlagen, den Vorgang der einstigen Symbiose des Erbgutes mit dem Boden, die jeweilige kulturgeschichtliche Lebenslage, alles zusammen als Ganzes überschauen, um jenen sinnvollen historischen Vorgang zu begreifen, der ein Volkstum von einzigartiger Schönheit reifen ließ.“⁵²

51 Ganzer Abschnitt nach Adolf Helbok: *Märchen und Volksforschung*. In: *Dolomiten*, 19.5.1954, S. 3.

52 Helbok (wie Anm. 28), S. 204.

Helbok betonte vor allem in der Nachkriegszeit, insbesondere im Rahmen des Entnazifizierungsprozesses um seine Person, immer wieder die national bedeutsame und identitätsstiftende Intention und Funktion seiner Forschungen für das sich gerade neu konstituierende Österreich, dieses „Volkstum von einzigartiger Schönheit“⁵³.

Eine von ihm und seinem Schüler Fritz Grünbeck in Vorbereitung befindliche Publikation zu „Die Genialen in Österreich von 1650–1850“ versuchte er in seinen Verteidigungsschriften als Argument zu seinen Gunsten zu platzieren. So schreibt er beispielsweise in einem Dokument vom 26. November 1945, dem eine „Denkschrift“ mit dem Titel *Die staatspolitische Bedeutung wissenschaftlicher Arbeiten über die genialen Österreicher* beigelegt ist, dass es für ihn besonders „bitter“ sei, wenn er seine universitären Forschungen zu diesem Thema gänzlich abbrechen müsste, da er nun „endlich den aussichtsreichen Weg“ gefunden habe, seinem „Vaterland Österreich das beste [sic] zu geben“, in „einem Momente, wo entschlossener Einsatz wie nie zuvor Pflicht jedes anständigen Österreichers“⁵⁴ sei. Sein Engagement könne nun dazu genutzt werden, um „endlich“ einen gefestigten Staat „zu bauen“, indem man einem noch jungen Österreich „das Spiegelbild seiner wahren Art, seiner älteren Erfolge als Staatsvolk, die Beweise seiner organisatorischen Kraft“,⁵⁵ einer klassischen österreichischen Tugend seit jeher, aufzeige.⁵⁶ Fürsprache erhielt er in diesem Zusammenhang auch von seinem ehemaligen Lehrer und Arbeitskollegen Hermann Wopfner, welcher Helboks Forschungsarbeit im Rahmen eines Gutachtens als „geeignet“ dafür befand, „nach außen und innerhalb des deutschen Volkes die Bedeutung des Österreichertums ins richtige Licht zu stellen“ und einer „raunzigen Selbstkritik der Österreicher entgegenzutreten“.⁵⁷ Der für

53 Ebd.

54 Denkschrift „Die staatspolitische Bedeutung wissenschaftlicher Arbeiten über die genialen Österreicher“, vorgelegt und verfaßt von Adolf Helbok. 26.11.1945, in: Universitätsarchiv Innsbruck. Akten des Staatskommissärs für alle unmittelbaren Angelegenheiten im Land Tirol, zit. nach Goller (wie Anm. 14), S. 175–176.

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Gutachten Hermann Wopfner Adolf Helbok. 4.12.1945, in: Universitätsarchiv Innsbruck. Personalakt Adolf Helbok, zit. nach Goller (wie Anm. 14), S. 180. Vgl. zur Biografie Wopfners aktuell Wolfgang Meixner, Gerhard Siegl: Hermann Wopfner (1876–1963): Der „treueste Sohn

die Prüfung zuständige Verwaltungsdirektor der Universität Innsbruck, Richard Pokorny, zeigte sich davon allerdings unbeeindruckt, es bleibe für ihn „dahingestellt, ob Helbok bei seinem Auftreten in der Vergangenheit innerlich und äußerlich dazu berufen erschien, rein österreichische Kultur wirksam zu fördern“.⁵⁸ Auch wenn diese Strategie im Hinblick auf seine universitäre Karriere nicht fruchtete, publizierte Helbok insbesondere in den zehn Jahren nach 1945 eine Vielzahl von Aufsätzen zu diesem Thema; neben den bereits angesprochenen Artikeln in Zeitungen auch im Rahmen rechter Zeitschriften und universitätsnaher Festschriften;⁵⁹ einige seiner Texte erschienen auch außerhalb Österreichs in der Zeitschrift *Schweizer Familienforscher*.⁶⁰ Dies ist lesbar als weiterer Hinweis auf die spezifische Entlastungsfunktion schweizerischer Netzwerke und Publikationsorgane für belastete österreichische Volkskundler.⁶¹

Tirols“. In: Karel Hruza (Hg.): *Österreichische Historiker. Lebensläufe und Karrieren 1900–1945*. Wien, Köln, Weimar 2019, S. 97–122.

- 58 Politischer Überprüfungsbescheid des Verwaltungsdirektors der Universität Richard Pokorny namens des Prüfungsausschusses betreffend Adolf Helbok. 3.5.1946, in: Universitätsarchiv Innsbruck. Akten des Rektorats Nr. 247 aus 1945/46.
- 59 Vgl. beispielsweise Adolf Helbok: Zur Methodik der Volkscharakterkunde. In: *Schlern-Schriften 53* (=Festschrift zu Ehren Hermann Wopfners), 1948, S. 101–118; Adolf Helbok: Südtirol als Begabungslandschaft. In: *Schlern-Schriften 206* (=Festschrift zu Ehren Richard Heubergers), 1960, S. 55–58. Richard Heuberger (1884–1968), österreichischer Historiker (Mittelalterliche Geschichte) und ebenfalls an der Universität Innsbruck beschäftigt sowie im Zuge der Entnazifizierung – wenn auch nicht unumstritten – in den Ruhestand versetzt (vgl. Goller [wie Anm. 14], S. 75–81). Für eine Festschrift zu Ehren Harold Steinackers 1955 verfasste Helbok ebenfalls einen Aufsatz, vgl. Adolf Helbok: Der Westen und die Welt. In: Hellmuth Rössler (Hg.): *Festgabe dargebracht Harold Steinacker zur Vollendung des 80. Lebensjahres*. München 1955, S. 282–300.
- 60 Vgl. Adolf Helbok: Die Schweizer Genialen. In: *Schweizer Familienforscher 24*, 3–5 (1957), S. 25–59; Adolf Helbok: Hervorragende Begabungen in Luzern und der Innerschweiz. In: *Schweizer Familienforscher 25*, 4–5 (1958), S. 33–41; Adolf Helbok: Bern und seine berühmten Söhne. In: *Schweizer Familienforscher 27*, 3–5 (1960), S. 25–35; Adolf Helbok: Die Schweizer Genialen. In: *Schweizer Familienforscher 27*, 1–2 (1960), S. 1–11; Adolf Helbok: Große Männer aus der Nordostschweiz. In: *Schweizer Familienforscher 28*, 3–5 (1961), S. 25–35; Adolf Helbok: Basel, Solothurn und Aargau als kulturelle Zentren. In: *Schweizer Familienforscher 29*, 3–5 (1962), S. 32–43.
- 61 Vgl. dazu Konrad J. Kuhn: Netzwerke, Identitätspolitik und ein Abgrenzungsnarrativ. Zur Wissensgeschichte der Beziehungen zwischen der

Unter dem Pseudonym „Candaries“ veröffentlichte Helbok in den Jahren zwischen 1947 und 1950 gleich mehrere „genialenkundliche Artikel“⁶² zu den verschiedenen Bundesländern in den *Berichten und Informationen des Österreichischen Forschungsinstitutes für Wirtschaft und Politik*; erst ab 1951 erschienen wieder Texte unter seinem richtigen Namen. Hauptverantwortlich für diese Zeitschrift waren Herbert Alois Kraus (1911–2008), der später einer der Initiatoren des *Verbandes der Unabhängigen* (VdU) war, und Hans Zeilinger (1921–2011), über lange Zeit Chefredakteur der VdU/FPÖ-nahen Zeitung *Neue Freie Zeitung*.⁶³ Dies verweist auf eine politische und habituelle Zugehörigkeit von Helbok zum „dritten Lager“, den sogenannten „Ehemaligen“.⁶⁴

Das Wort Candaries stellt ein Kompositum aus dem lateinischen candidus (weiß, strahlend, hell) und aries (Widder oder Schafsbock) dar; bedeutet somit wörtlich übersetzt „heller Bock“, mit Fantasie dann eben „Hel(l)bo(c)k“. Über den Grund für dieses Vorgehen kann mangels Quellen nur spekuliert werden; fraglich ist auch, ob dies eine persönliche Entscheidung Helboks oder doch eher der Schriftleitung war – in jedem Fall hielt es irgendjemand für notwendig, die wahre Identität des Verfassers nicht preiszugeben, was an sich schon für ein gewisses Problembewusstsein spricht, auch wenn damit natürlich noch nicht gesagt ist, wofür.

Neben der versammelten Garde der damaligen österreichischen bzw. Innsbrucker Volkskunde – Josef Ringler, Richard Wolfram, Karl Ilg, Arthur Haberlandt, Ernst Burgstaller und vielen anderen – gratulierte auch Adolf Helbok 1948 im Zuge einer zu

„völkischen“ und der Schweizer Volkskunde. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 1 (113), 2017, S. 42–63.

- 62 Candaries: Aufbau einer neuen Volkscharakterkunde. Ihr politischer Sinn und die bereits vorliegenden Ergebnisse. In: *Berichte und Informationen* 43, 1947, S. 11–12; Candaries: Kärntens schöpferische Kräfte. In: *Berichte und Informationen* 53, 1947, S. 14–15; Candaries: Die Voralberger Volksbegabung. In: *Berichte und Informationen* 165, 1949, S. 13; Candaries Genialenkunde der Steiermark. Wie sich die Begabungen verteilen. In: *Berichte und Informationen* 220, 1950, S. 12–13; Adolf Helbok: Genialentypen in Tirol. Begabungen von heute bestätigen Erkenntnisse von einst. In: *Berichte und Informationen* 250 (o. A.), S. 14–15.
- 63 Vgl. Pesditschek 2019 (wie Anm. 7), S. 280.
- 64 Margit Reiter: *Die Ehemaligen. Der Nationalsozialismus und die Anfänge der FPÖ*. Göttingen 2019.

Ehren Wopfners erschienenen Festschrift in den *Schlern-Schriften* mit seinem programmatischen Text *Zur Methodik der Volkscharakterkunde*. „Die Aufgabe der Volkskunde“ sei die „Erforschung des Volkswesens und damit eben des Volkscharakters“,⁶⁵ selbiger sei etwas Dauerhaftes, „das Eingeprägte, die Eigentümlichkeit“, materiell verfestigt zeige sich jener beispielsweise in Siedlungsformen und Baustilen. All dies sei wie das Volk selbst in „Entstehung und [...] Lebensbedingungen an den Boden und die natürliche und gesellschaftliche Umwelt gebunden.“ Ausgehend von dieser durch „Blut-und-Boden“-Ideologie gefärbten Prämisse tauchen Geniale, verstanden als „Höher- und Hochbegabte, die im Leben zu Erfolg kamen und damit in die Geschichte eingingen“, auch nicht zufällig auf, sondern seien eine „Erscheinung des volkshaften Wuchses“. Eine kartographische Aufarbeitung ihrer Herkunftsregionen zeige die von Helbok an mehreren Stellen so benannten „scharf umgrenzte[n] [Begabungs-]Landschaften, die den Gedanken an die Frucht der Symbiose von Erde und Volkstum nahelegen.“ Die durch seine Begabungsforschungen so beschriebenen Regionen zeichnen sich dann jeweils durch vorherrschende Begabungstypen aus. Mit Blick auf die Geburtsjahre zwischen 1650 und 1840 in Österreich unterscheidet Helbok hier einer augenscheinlich elitären, bürgerlichen Vorstellung folgend „bildende Künstler, Musiker, Dichter, Schriftsteller, Geisteswissenschaftler, Naturforscher, Techniker und Organisatoren (Staatsmänner, Diplomaten, Heerführer, Verwaltungsbeamte, Wirtschaftsführer).“ Woran etwa deren individueller Erfolg jeweils abgelesen werden könnte und welche Kriterien dafür erfüllt werden müssen, um Teil dieser Statistik zu werden, bleibt im Dunkeln. Aus seinen Forschungsergebnissen sei jedenfalls ablesbar, dass Österreich und insbesondere Tirol ein Hort der Genialen sei: Dies ist das Ergebnis seiner Analyse, fußend auf einer nicht genauer beschriebenen Rekonstruktion und Interpretation von nicht näher dargelegten Daten. Relativ offen schreibt Helbok im Rahmen dieses Festschriftbeitrages auch über erbbiologische Grundlagen dieser Genialen: So seien hier in der Vergangenheit „ganz bestimmte Paarungsvorgänge unter ihren Ahnen“ beobachtbar, welche sich quasi ausschließlich „innerhalb gleicher oder ähnlicher Berufsgruppen und

65 Ganzer Abschnitt bis Kapitelende nach Helbok (wie Anm. 59), hier S. 101.

sozialer Stufen“ vollzogen hätten – mögliche soziale oder geschichtliche Gründe für dieses Verhalten werden von Helbok ausgeblendet, stattdessen mischen sich hier „Blut-und-Boden“-Konzepte mit rassischem Gedankengut: Als Vorbedingungen von Genialen identifiziert er „gewisse Inzuchtkreuzungen [...], d.h. es vereinigen sich beruflich oder begabungsartig rein gezüchtete Familien, wodurch eine Anlage verstärkt wird.“

Ein Vergleich der historischen und zeitgenössischen gegenwärtigen Situation eröffnet aber auch die Möglichkeit, Veränderungen nachzuvollziehen, welche Helbok durchaus sah: Wenig überraschend diagnostizierte er seiner modernisierungskritischen und kulturpessimistischen Ausrichtung folgend auch hier eine Abwärtsbewegung. „Abzug der Begabten und Herabsetzung des Leistungsmaßes sowie der Ethik der Arbeit sind die tiefen schweren Krankheiten, die in den letzten Jahren von einer verantwortungsbewußten Volksforschung [...] festgestellt wurden“, so hätten Menschen früher allgemein härter gearbeitet, qualitativ hochwertigere Ergebnisse erzielt. Helbok bringt dies in direkten Zusammenhang damit, dass man etwa in früheren Zeiten „ledige Kinder“ nicht in Zünfte aufnahm oder überhaupt generell „die soziale Herkunft sehr prüfte“; interpretiert dies also sozialdarwinistisch als eine Folge sozial selektiver Maßnahmen, die im Helbok'schen Verständnis gleichbedeutend mit rassistisch-erbbiologischen Maßnahmen sind: Es sei eine Folge des „liberalen 19. Jahrhunderts“ und dessen politischer Konsequenzen, dass vermehrt „Erfolglose“ viele Kinder hatten; in früheren Zeiten sei dies ein Privileg der „Erfolgreichen“ gewesen. Helbok sah seine und die Aufgabe der Volkskunde auch darin, solchen Entwicklungen entgegenzuwirken.

Der *Österreichische Volkskunde-Atlas* und die „Großen Österreichs“: Strategien der Austrifizierung

Entsprechende Forschungen zu Genialen wollte Helbok auch einige Jahre später im Zuge seiner (Mit-)Arbeit am *Österreichischen Volkskunde-Atlas* untergebracht wissen. Bei der Gründung der Gesellschaft für den Volkskundeatlas in Österreich 1955 fand sich neben Karl Ilg, Viktor von Geramb, Ernst Burgstaller und Arthur Haberlandt auch Richard Wolfram, bekannt durch seine führende Rolle als Leiter der

vom SS-Ahnenerbe durchgeführten Kulturkommission Südtirol.⁶⁶ Die Mitarbeit am Österreichischen Volkskunde-Atlas ermöglichte Helbok zudem, sich auch in der deutschen Volkskunde wieder zu engagieren: So nahm er im Oktober 1958 am Volkskunde-Kongress in Nürnberg teil und referierte dazu in der Sektion „Arbeitsberichte volkskundlicher Institute und Unternehmungen“ zum Thema „Der österreichische Volkskundeatlas“.⁶⁷ Der ÖVA ermöglichte demnach gewissermaßen eine restaurative Normalisierung und stabilisierte für Helbok bestehende deutschsprachige Netzwerke, zu denen die ebenfalls anwesenden Richard Wolfram, Karl Ilg und Richard Weiss gehörten.

Ursprünglich intendiert hatte Helbok, wie er in *Der österreichische Volkskundeatlas. Seine wissenschaftliche, volks- und staatspolitische Bedeutung* 1955 darlegt, ein „ganze[s] Bild der gesellschaftlichen, materiellen, geistigen und seelischen Kultur Oesterreichs“ zu zeichnen, bei dem einer „Kartenserie über die Großen Österreichs (1650–1850)“⁶⁸ ein besonderer Stellenwert zukommen sollte – ein Unternehmen, das so nicht umgesetzt wurde, findet sich doch letztlich keine entsprechende Karte, wie Richard Weiss in seiner Besprechung befriedigt feststellte.⁶⁹ Ähnlich wie viele andere seiner Kolleg*innen bemühte Helbok in diesem Zusammenhang die Vokabel Volkskultur und verstand diese als „Lebensäußerung des Volkes“.⁷⁰ Seinem Schwerpunkt auf Siedlungsforschung und dem Wissensformat des Atlas treu bleibend, setzt er dabei auf Karten, welche „einen Einblick in die engere Volkskultur“ liefern sollen, zuallererst etwa wieder „die Serie Siedlung und Hausbau“; „auf diesem Wege“ soll ein „zwar grobmaschige[s],

66 Vgl. Konrad Köstlin: Erinnerungsorte? Südtirol, die „Kulturkommission“ und Richard Wolfram. In: Herbert Nikitsch, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie. Wien 2014, S. 325–342; James R. Dow: Angewandte Volkstumsideologie. Heinrich Himmlers Kulturkommissionen in Südtirol und der Gottschee. Innsbruck, Wien, Bozen 2018.

67 Programm und Teilnehmerliste des Volkskunde-Kongress (zugleich: Elfter Deutscher Volkskundetag) in Nürnberg, 20. bis 25.10.1958, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Volkskunde: Institut“.

68 Adolf Helbok: Der österreichische Volkskundeatlas. Seine wissenschaftliche, volks- und staatspolitische Bedeutung (= Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, 1). Linz 1955, S. 3–17, hier S. 9.

69 Vgl. Johler (wie Anm. 24), S. 593.

70 Helbok (wie Anm. 68), S. 12.

aber objektive[s] Lebensbild unserer Volkskultur“⁷¹ entstehen, bei dem gleichzeitig „uralte Kulturgrenzen“ aufgezeigt werden, welche „durch die kartographische Methode der Volkskunde sichtbar gemacht werden.“⁷² Auffällig erscheint in diesem Zusammenhang das explizite Aufgreifen von „Volkskultur“, auch Helbok bediente sich offenbar (wenngleich auch fraglich, inwieweit intentional oder eben auch nicht) neu besetzter Begriffe einer sich reformiert gebärdenden Volkskunde. Der Nationalsozialist Helbok tat wohl auch gut daran, sich im Rahmen seiner Mitarbeit am Unternehmen ÖVA begriffstechnisch anzupassen und Inhalte impliziter zu formulieren; die prinzipielle Deutungs Offenheit des Begriffes Volkskultur erwies sich ihm hierbei offensichtlich als kompatibel mit seinem Denken.

Das Konzept Volkskultur erscheint in dieser Hinsicht als dankbarer begrifflicher Kandidat für ein Fach, welches sich als objektive, nach außen hin als von den früheren Wissensbeständen gereinigte Disziplin positionieren, intern gleichzeitig jedoch oft eigentlich an Früheres quasi nahtlos anschließen wollte.⁷³ Ähnliches ließe sich im Übrigen auch über den an vielen Stellen verwendeten Begriff Volk bemerken, welcher anstelle des Konzepts Rasse als vermeintlich weniger bis nicht belastet wahrgenommen wurde (und vielerorts immer noch wird). Mit seinen Arbeiten verband Helbok darüber hinaus auch explizit eine „volkspolitische Aufgabe“,⁷⁴ welcher die Volkskunde im Allgemeinen und im Zusammenhang mit dem ÖVA im Speziellen gerecht werden möge. So solle selbige zudem nicht als „lebensferne Beschäftigung einzelner Gelehrter“ betrieben werden, sondern idealerweise „einen unmittelbaren Wertfaktor für die Bevölkerung“⁷⁵ im Sinne einer autoaffirmativen kulturellen Selbstversicherung innehaben.

Angesichts vorangegangener politischer Umbrüche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts solle der ÖVA der Schaffung eines Österreich-Bewusstseins für den sich gerade im Aufbau befindlichen,

71 Ebd., S. 11.

72 Ebd., S. 10.

73 Vgl. Friedemann Schmall: Konjunkturen und Reprisen der „Volkskultur“. Geschichte und Gebrauchsweisen eines Begriffes. In: Sabine Eggmann, Karoline Oehme-Jüngling (Hg.): Doing Society. „Volkskultur“ als gesellschaftliche Selbstverständigung. Basel 2013, S. 28–43.

74 Helbok (wie Anm. 68), S. 14.

75 Ebd., S. 10.

noch „jungen“ österreichischen Nationalstaat dienen: Die „österreichische Volkskultur“ solle erhoben, verzeichnet und schließlich den Träger*innen, dem Volk, vor Augen geführt werden – all dies stärke dann das „Oesterreichtum“, da es sich so seiner „Bedeutung“ als überlegene „deutsche Kulturgestalt“ bewusst werde; wie Hans Moser 1954 bemerkt, ein genereller Trend im Rahmen der österreichischen Volkskunde, welche die vor dem Krieg oft artikuliert Auffassung, Österreich sei für sich allein geschichts- und (volkskulturell) geschichtslos, widerlegen wollte.⁷⁶ Die Vorstellung von einer traditionsreichen, lange zurückreichenden Volkskultur konnte als Ressource verstanden werden, welche es vermochte, dieses diagnostizierte ideelle Vakuum in der Nachkriegszeit zu füllen.

Nichtsdestotrotz scheint Helbok im ÖVA-Mitarbeiterverzeichnis nur als Gründungsmitglied sowie Mitherausgeber der ersten Lieferung auf, seine kartographischen Texte zu Genialen erschienen demnach ausschließlich anderswo. Grund dafür dürften die unterschiedlichen Streitigkeiten innerhalb der herausgebenden Gremien gewesen sein.⁷⁷ Die staats- und volkspolitische Relevanz der Atlasforschung jedenfalls sah Helbok analog zu seiner Genialenforschung auch hier in einer identitätsstiftenden Funktion für die Zweite Republik. Der ÖVA stelle dem österreichischen „Volke seine Art vor“, mache sie „durch einprägsame Bilder bewußt“ und schaffe so „die Grundlagen für jene Unternehmen, die die inneren Schäden wirksam bekämpfen werden. So einigen und kräftigen wir im Inneren.“⁷⁸ Damit könne einem attestierten Identitätsverlust der österreichischen Bevölkerung entgegengewirkt, letztere so vor vermeintlichen Patho-

76 Vgl. Hans Moser, Gedanken zur heutigen Volkskunde. Ihre Situation, ihre Problematik, ihre Aufgaben. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1954, S. 208–234, hier S. 209–210.

77 So finden sich aus den Jahren 1958 bis 1967 umfangreiche Korrespondenz, Rundschreiben und „Entgegnungen“ zwischen Ernst Burgstaller und Adolf Helbok, aber auch Hinweise auf Konflikte zwischen Richard Wolfram und Karl Ilg, vgl. dazu Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Allgemeiner Posteinlauf“ und Schachtel „Volkskunde: Volkskundeatlas“. Vgl. dazu auch Pesditschek 2019 (wie Anm. 7), S. 288–293. Vgl. auch Ingrid Kretschmer: Verzeichnis der Autoren und Mitarbeiter des Österreichischen Volkskundeatlas. In: Richard Wolfram (Hg.): Österreichischer Volkskundeatlas. Kommentar 6. Lieferung / 3. Teil. Wien u. a. 1981.

78 Helbok (wie Anm. 68), S. 17.

logien der Gegenwart, vor „Schäden“ geschützt werden. Was Helbok zu diesen zählte, wird aus seiner letzten Publikation ersichtlich, die kurz vor seinem Tod erschien und die er mit (s)einer Betrachtung der Gegenwart schließt.

**„Zivilisation, Vermassung und Verstädterung“:
Gegenwartsdiagnose als Modernisierungskritik**

„Ich muß dies erklären: Einst kam alles Recht von den Herren, heute vom ‚Volke‘, das sich vermasst. Die Größe, menschliche Größe, Geisteskraft, Herren, Könner, Künstler standen aber, von uns aus gesehen, am Anfang, wir dagegen versanden und sind immer mehr auf Surrogate, Maschinen, Roboter angewiesen, weil wir rassisch (=züchtungsmäßig) herabwirtschaften. Einst war das Gegenteil der Fall, da wurden Menschen eines ganz anderen Formates gezüchtet. Das Leben war hart und es erfanden bedeutende Köpfe die grundlegenden Lebenshilfen.“⁷⁹

„Zivilisation, Vermassung und Verstädterung“,⁸⁰ Kritik an technischem Fortschritt, Narrative vom Zerfall der Gesellschaft in der Moderne, elitäre Polemik gegen eine Demokratie der „Massen“, Vorstellungen von der „guten alten Zeit“, in der das Leben härter, die Menschen fleißiger und kreativer, weil „rassisch (=züchtungsmäßig)“ vollkommener gewesen wären: All dies sind wiederkehrende Topoi in Helboks Texten, formuliert in seinen *Erinnerungen*, als Grundzug nachzuvollziehen aber auch in seiner letzten zweiteiligen Publikation *Deutsche Volksgeschichte. Wesenszüge und Leistungen des deutschen Volkes*. Letztere erschien im Deutschen Hochschullehrerverlag, dem späteren rechtsextremen Grabert-Verlag, welcher das Werk erst im Jahre 2005 erneut aufgelegt hat, weil es sich in gewissen Kreisen weiterhin einer Beliebtheit erfreut.⁸¹ In den letzten Jahren seines Lebens

79 Helbok (wie Anm. 28), S. 154–155.

80 Adolf Helbok: *Deutsche Volksgeschichte. Wesenszüge und Leistungen des deutschen Volkes*. Zweiter Band: Vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Weimarer Republik. Tübingen 1967, S. 401.

81 Vgl. Pesditschek 2019 (wie Anm. 7), S. 301.

habe „seine einzige Sorge der endgültigen Form und Drucklegung dieses abschließenden, den ganzen weiten Schaffensbogen beschließenden Alterswerkes [...] gegolten“, wie mit viel Pathos über Helbok, den „greise[n] Historiker“,⁸² im Rahmen eines in höchsten Tönen wertschätzenden Berichtes der *Tiroler Tageszeitung* zu dem damals erschienenen zweiten Band geschrieben wird:⁸³ Eine historische Abhandlung, beginnend mit einem Kapitel zur Darstellung des „germanischen Wesensbild[es]“⁸⁴ in der Frühzeit und endend mit Helboks Überlegungen zur Gegenwart, „Zivilisation, Vermassung und Verstädterung – der Weg ins 20. Jahrhundert“;⁸⁵ mit „wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit“ gehe „Helbok auch den Fragen der Herkunft und des Geblütes [...] nach“, bei dieser „unabweisbaren Frage nach den rassischen Eigentümlichkeiten und Erbzusammenhängen“ bleibe er jedoch frei von „Vorurteilen, Wertungen und Einstufungen“ und „damit frei von jeder Bindung an den allzu oft sich ändernden Zeitgeist“;⁸⁶ wie im Klappentext neben vielen äußerst positiven Rezensionen zu lesen ist. Überhaupt ist das Buch durchzogen von einer modernisierungskritischen, ja defätistischen Argumentation, die sich auch in zahlreichen Briefen artikuliert findet, hier verbunden mit einem offenen Bedauern über den Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes. So schreibt Helbok etwa 1960 an Karl Ilg: „Dass wir nach dem Scheitern des Dritten Reiches auf der schiefen Ebene der Atomisierung weitergleiten bis zum Untergang, ist mir unverrückbar klar.“⁸⁷ Im selben Jahr bestätigt er dieses pessimistische Niedergangsszenario mit einem selbstüberhöhenden Verweis auf die Konflikte innerhalb des ÖVA: „Ich habe dagegen nie Groll empfunden, denn ich bin mir über die überragende Arbeit, die ich für den

82 Egon Greber: Die lebenslange Mühsal des Gelehrten. Der greise Historiker und Forscher Adolf Helbok vollendet seine „Deutsche Volksgeschichte“. In: *Tiroler Tageszeitung*, 6.5.1967, S. 13.

83 Ebd.

84 Adolf Helbok: *Deutsche Volksgeschichte. Wesenszüge und Leistungen des deutschen Volkes. Erster Band: Von der Frühzeit bis zur Reformation*. Tübingen 1964, S. 9.

85 Helbok (wie Anm. 80), S. 401.

86 Zitiert nach dem Klappentext zu Helbok (wie Anm. 84), S. 9.

87 Brief Adolf Helbok an Karl Ilg, 29.11.1960, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Volkskunde: Volkskundeatlas“.

Atlas leisten konnte, zwar voll bewusst, kenne aber die männlichen Schwächen, die ja seit den Tagen des Zusanenbruches [sic; Zusammenbruchs] der Hoffnungen der Besten der Nation 1945 so offenbar geworden sind.“⁸⁸ Mit dem hier ungebrochen formulierten nationalsozialistischen Blick auf die Gegenwart offenbart Helbok auch seinen sonst sorgsam versteckten revanchistischen Antisemitismus, wenn er im gleichen Brief fortfährt: „Nachdem die letzte geballte Kraft, die gegen Osten stand, durch Juden und Grosskapitalismus zerschlagen wurde, zerbrachen auch die Hoffnungen auf die Vollentwicklung des organischen Volksaufbaus in der Mitte Europas. Heute wird dies Kernproblem unter dem Schutt der Greuelpropaganda über das Dritte Reich versteckt, die Juden wissen ja warum.“⁸⁹

Passend dazu ist das finale Kapitel seines letzten Buches, in dem Helbok sich dieser, in seiner Perspektive geschwächten und krisenhaften Gegenwart zuwendet. Dafür wirft er einen Blick zurück in eine von ihm glorifizierte Vergangenheit, um dieser dann das Negativ des 20. Jahrhunderts entgegenzustellen. Als „Wertspeicher geistiger und sittlicher Art“⁹⁰ gilt ihm das Bürgertum ebenso wie als Träger der Kultur; ähnlich wie das Bauerntum, welches als Bewahrer der „Art [...] seines Volkes“ fungiere. Das bäuerliche Land versteht er als Feld sozialdarwinistischer Auslese, bei dem nur die Stärksten mit den besten Anlagen überlebten, eine „Ausmerze der Minderwertigen“ zeichne selbiges aus; wer schwach oder arbeitsunfähig war, „ging unter – oder ging später in die wachsende, sich technisierende Großstadt“. Der Einfluss „westlicher Völker“ habe die Industrialisierung nach Deutschland gebracht und somit in weiterer Folge eine „Verstädterung“ bewirkt. Große urbane Zentren „züchte[n] [...] Untermenschen“, indem die angesiedelte Industrie „auch denen Lohn [versprach], die vorher wegen Begabungslosigkeit, Willensschwäche oder Kränklichkeit nicht recht verwendbar waren“. So hätten auch „minderwertige [...] Menschen“ nun die Mittel zur Familiengründung erlangt – der „alte Vorgang der Reinigung des Volkes von minderwertigen Erbanlagen“ sei so zum Stillstand gekommen. Als unmittel-

88 Brief von Adolf Helbok an Karl Ilg, 23.11.1960, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Volkskunde: Volkskundeatlas“.

89 Ebd.

90 Ganzer Abschnitt nach Adolf Helbok (wie Anm. 80), hier S. 421.

bares Ergebnis benennt Helbok rassehygienischen NS-Rhetoriken folgend eine „Vermehrung der Unterschicht“ bei gleichzeitiger „Verminderung der Oberschicht in Stadt und Land“. Eine andere Folge der städtischen Ausbreitung sei die Demokratie, welche nicht dem germanischen Geist entspreche, sondern aus einem „mittelmeerischen Völkergemisch“ hervorgegangen sei; anstelle einer „Rangordnung des Geblutes“ herrsche nun eine Freiheit und Gleichheit aller – im elitären Helbok’schen Verständnis keine begrüßenswerte Entwicklung, sondern lediglich ein Ausdruck gefürchteter „Vermassung“.

Auf diese Ausführungen reagierte Leopold Schmidt in seiner Rezension wenig begeistert; ohne expliziter zu werden, befindet jener schlicht, dass Helboks Alterswerk „seinem Inhalt wie seiner Gesinnung“ nach nahtlos an dessen „Hauptwerke“ anschließe.⁹¹ Ein nicht verwunderlicher Befund, immerhin entstand der erste Teil vermutlich wirklich größtenteils während Helboks Professur an der Universität Leipzig zwischen 1935 und 1941; der zweite Band jedoch hauptsächlich erst nach 1945,⁹² was die unerschütterte Kontinuität in Helboks Denken erneut illustriert. Schmidt kann sich abschließend eine polemische Bemerkung nicht verkneifen und kommentiert die nach seinem Empfinden verkürzte Darstellung deutscher Geschichte, von Helbok eher begriffen als ein stets von außen behinderter Aufstieg des deutschen Volkes, mit den lapidaren Worten: „Es ist halt immer etwas dazwischen gekommen“.⁹³ Distanzierend beschreibt Schmidt Helbok und seine *Deutsche Volksgeschichte* als Relikt vergangener Zeiten, dies alles habe nichts mehr zu tun mit „unsere[r] Volkskunde“, mit „unseren Fragestellungen“, fachlich, objektiv; man habe „in vielen Jahren sehr sachlicher Arbeit eben die Dinge anders sehen gelernt“. Offenbar wird damit der erneute Versuch einer scharfen Grenzziehung. Nachrufe auf Helbok nach dessen Tod 1968 zeichnen jedoch ein wesentlich komplexeres Bild, welches anstelle einer klaren Abgrenzung vielmehr eindrücklich Uneinigkeit belegt – inner- wie außerwissenschaftlich. Wie Schmidt selbst in einem Nachruf schreiben wird, sollte „vielleicht

91 Leopold Schmidt: Besprechung zu *Deutsche Volksgeschichte* von Adolf Helbok. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 2 (68), 1965, S. 198–199.

92 Vgl. Pesditschek 2019 (wie Anm. 7), S. 301–302.

93 Ganzer Abschnitt nach Schmidt (wie Anm. 91), S. 198–199.

angesichts des Todes von Helbok doch überlegt werden, was von seinen Leistungen nachlebt, und ob alles an seinen Studien eigentlich schon Vergangenheit, Wissenschaftsgeschichte geworden ist.“

Ungebrochen. Nationalsozialismus und Volkskunde in Österreich bis in die 1960er-Jahre

Karl Ilg betitelt Helbok in seinem Nachruf als einen „profilieren Vertreter der dreißiger und vierziger Jahre“, sein Tod würde in „weiten Kreisen der Volkskunde Anteilnahme auslösen“, ganz egal, wie man zu Helbok „wissenschaftlich und politisch“ gestanden sei, seine „Arbeitskraft bewunderte jeder“.⁹⁴ So verdienten etwa die Bemühungen des Verstorbenen um den Volkskundeatlas im Speziellen und die kartographische Methode im Allgemeinen besondere Anerkennung. Was damit genau festgehalten wurde und versucht wurde zu beweisen, wird ausgespart, auch werden keine Publikationen aus den Jahren 1938 bis 1945 genannt. Schlicht und nur indirekt heißt es über Helboks Entlassung im Jahre 1945, dass dieser bis „zum Ende des zweiten Weltkrieges“ am Innsbrucker Institut „wirkte“. Im Vergleich mit anderen Nachrufen erweist sich Ilgs Text als noch relativ informiert bzw. reflektiert, so wird etwa in den *Dolomiten* Helbok ohne Umschweife als „Nestor der heimischen Volkskunde und Geschichte“ bezeichnet, ein „bahnbrechender Forscher der alpenländischen und deutschen Volkskunde und Geschichtsschreibung [...], dem viele Schüler zu Dank verpflichtet sind.“⁹⁵ Diese schmeichelnde und unkritische Anerkennung und die wirksamen Ideale einer integrierend-konformistischen fachlichen Einheit verweisen auf Helboks stabile Verankerung in volkskundlichen Kreisen, trotz aller konfliktiven Eitelkeiten, persönlichen Animositäten und Streitigkeiten, die die damalige Volkskunde in Österreich gerade rund um das Atlas-Projekt durchzogen.

Eine ganz andere Linie fährt hingegen Leopold Schmidt; so sei Helbok ja eigentlich Historiker, ein mehr als deutlicher Versuch des Hinausschreibens Helboks aus dem Fach. Schmidt agiert auch

94 Karl Ilg: Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok zum Gedenken. In: *Tiroler Tageszeitung*, 1.6.1968, S. 6. (Außerdem identisch erschienen in den *Tiroler Nachrichten*, der *Tiroler Bauernzeitung* und der *Sonntagspost*.)

95 O. A. [R]: Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok zum Gedenken. In: *Dolomiten*, 11.6.1968, S. 24.

hier wieder distanzierend, versucht ihn als fachfremd darzustellen, mit derartigen Inhalten und Paradigmen habe die gegenwärtige Volkskunde in Österreich nichts mehr gemein. In dieser Richtung ist auch die von Wolfgang Brückner überlieferte Anekdote zu lesen, der sich daran erinnert, dass sich die Exkursions-Teilnehmer*innen des Volkskunde-Kongresses in Konstanz 1961 „in der Mehrzahl“ geweigert hätten, Helbok zu begegnen und ein Referat von ihm zu hören, „weil sie diese Idee des Veranstalters Ilg als eine Zumutung empfanden.“⁹⁶

Dass diese Distanzierungsversuche jedoch eher einem Wunschdenken entsprachen und damit selten blieben, zeigt die frappierende Gleichzeitigkeit verschiedenster (vielfach problematischer) wissenschaftlicher und politischer Positionen. Das nach außen gerne verbreitete Bild eines klaren Bruches mit nationalsozialistischem Gedankengut und eine Neupositionierung der gesamten Disziplin erscheint aus dieser Perspektive als Illusion: Dies verkörpert Adolf Helbok mit seinen nach 1945 erschienenen Werken und Verbindungen zu österreichischen Volkskundler*innen, insbesondere zum Innsbrucker Institut, geradezu idealtypisch. Die an unterschiedlichsten Orten erschienenen Laudationes und Nachrufe zeugen von einer weitreichend ungebrochenen Verankerung seiner Person in verschiedensten Netzwerken, während die Publikationen Adolf Helboks in der Nachkriegszeit eine deutliche Kontinuität in seinen volkskundlichen Arbeiten illustrieren, klar durchzogen von NS-regimetreuen und rassischem Denken, das nur durch einige semantische Anpassungen äußerlich kaschiert wurde. Beides relativiert das Bild einer nach 1945 – personell und ideell – klar umstrukturierten und reformierten Volkskunde.

Helbok wird zugleich sichtbar als wichtige Figur der österreichischen Volkskunde der 1950er und 1960er Jahre. Ganz so, wie sich seine Biografie als eine umstrittene und von tiefliegenden epistemologischen Persistenzen durchzogene präsentiert, zeigt sich auch die Disziplin in den Jahren nach 1945. So erwies sich in Innsbruck der volkskundliche Familienfriede, auch angesichts regionaler Rücksichtnahmen, als noch dominanter als anderswo: Hier wirkte Karl Ilg vernetzend und helfend zu Gunsten von Adolf Helbok. Seiner eigenen Bedeutung war sich Ilg dabei durchaus bewusst, was er 1960

96 Wolfgang Brückner: Berlin und die Volkskunde. In: Bayerische Blätter für Volkskunde 1 (15), 1988, S. 1–16, hier S. 7.

auch in einem Brief an Helbok bemerkenswert offen formuliert: „Sie selbst, Herr Professor, habe ich erst nach 1946 kennen gelernt, in welchem Jahre ich hier in Innsbruck habilitierte. Aber schon kaum hier in Innsbruck als Assistent seßhaft geworden, bemühte ich mich, zusammen mit Herrn Professor Wopfner, die politischen Stellen und die akademischen Behörden auf die unmögliche Situation aufmerksam zu machen, in der Sie sich damals befanden und unter allen Umständen Ihre Rechtfertigung zu erlangen. Ich tat dies, weil mir nicht nur Ihre Behandlung völlig ungerechtfertigt erschien, sondern weil ich Sie selbst auch als junger Bub bereits, der die ‚Heimat‘ kennen gelernt hatte, zu schätzen begonnen hatte. Daß bei unseren folgenden Bemühungen um Ihre Person mir ein Hauptanteil zufallen mußte, nachdem ich Vorarlberger bin, lag auf der Hand.“⁹⁷

Die Motive für die Unterstützung liegen also einerseits in patriarchalisch konzipierten Bindungsverhältnissen und einer herkunftsmäßigen Nähe, die sich auch zeigt, wenn Ilg Helbok 1961 unterwürfig schmeichelt, dieser sei ihm „immer als Vorarlberger Forscher Vorbild“ gewesen.⁹⁸ Andererseits existierten wohl durchaus auch fachliche und ideologische Nahverhältnisse, die sich in ähnlichen wissenschaftlichen Fragestellungen, in gemeinsam geteilten Kategorien (zentral der polyvalente und mit einem letztlich nationalistisch-ethnischen Kulturkonzept verbundene Begriff von „Volk“⁹⁹) und in gemeinsamen konservativen Beharrungsbestrebungen zeigen.¹⁰⁰ Es deutet viel darauf hin, in diesem volkskundlichen „Innsbrucker Weg“¹⁰¹ bewahrende und restaurative Kontinuitäten zu einer seit den 1930er Jahren betriebenen Volkskunde zu sehen, dies insbesondere hinsichtlich Methodik und Forschungsinteresse(n). Hier liegen auch

97 Karl Ilg an Adolf Helbok, 14.3.1960, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Volkskunde: Institut“.

98 Karl Ilg an Adolf Helbok, 29.12.1961, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Vorarlberger Landeskunde“.

99 Karl Ilg: Volk, Volkskunde, Europäische Ethnologie. In: Wolfgang Meid, Hermann M. Ölberg, Hans Schmeja (Hg.): Studien zur Namenkunde und Sprachgeographie. Festschrift für Karl Finsterwalder zum 70. Geburtstag. Innsbruck 1971, S. 445–455.

100 Vgl. Timo Heimerdinger, Konrad J. Kuhn: Europäische Ethnologie – Zur Produktivität der offenen Europakonzeption einer akademischen Disziplin. In: Andrea Brait, Stefan Ehrenpreis, Stella Lange (Hg.): Europakonzeptionen. Innsbruck 2020 (im Erscheinen).

die Gründe für die in der Innsbrucker Volkskunde spezifisch sichtbar werdenden Prolongierung traditionell-nostalgischer Forschungszugriffe und einer beharrlichen Verzögerung von Neuorientierung und Reform. Fassen lassen sich jedenfalls die davon ausgehenden Effekte in aus heutiger Sicht wenig innovativen Forschungsvorhaben, in methodischer Stagnation und verhinderter Theoretisierung sowie in verzögerten Reformbestrebungen bis weit in die 1970er-Jahre. Diese regionalbezogene wissensanthropologische Bilanz für die Disziplin an der Universität Innsbruck gilt dabei durchaus auch generell: Die Volkskunde in Österreich überwand völkisch-nationalsozialistische Epistemologien nur zögernd und partiell, richtete bekannte und vor 1945 untersuchte Fragen und erhobene Wissensbestände nur vordergründig auf die Österreich-Idee der Zweiten Republik aus und funktionierte aufgrund einer „dezidierten Unaufgeschlossenheit“¹⁰² weitgehend in den bisherigen Netzwerken. Damit stand die Volkskunde in vielfältiger Weise in Beziehung zur österreichischen Nachkriegsgesellschaft. Ihre Wissensbestände ließen sich für ein „Österreich-Bewusstsein“ nutzen, wirkten mit an der Konstruktion eines spezifischen „Tirolertums“, ermöglichten mit heimatschützerischen Argumenten eine konservative Modernisierungskritik an der Nachkriegsgesellschaft und waren offen für Anknüpfungspunkte einer „biologischen Volksforschung“. Prägend für die Volkskunde in Österreich war dabei ein autoritär-hierarchischer Blick auf das österreichische „Volk“, kombiniert mit modernisierungskritisch-konservativen Sichtweisen und, angesichts einer nur oberflächlichen Entnazifizierung, mit offener Flanke zu antidemokratischen Positionen.

So bekommt auch die von Leopold Schmidt in einem Brief an Hermann Wopfner formulierte Position zur Zusammensetzung des Teilnehmer*innenkreises an der österreichischen Volkskundetagung 1949 in Patsch bei Innsbruck eine weit über den konkreten Anlass hinausreichende Dimension: „Die Einladung von Gästen ist wohl durch die jeweilige örtliche Situation gegeben und daher ganz von Ihnen abhängig. [...] Wesentlicher erscheint mir, bei der Auswahl der einzuladenden österreichischen Fachgenossen darauf Rücksicht zu nehmen, wie sich die betreffenden Herren in der nationalsozia-

101 Johler (wie Anm. 24).

102 Nikitsch (wie Anm. 25), S. 97.

listischen Ära verhalten haben. Mit ausgesprochenen Hochverrättern an einem Tisch sitzen zu müssen, ist beispielsweise für mich völlig unerträglich.“¹⁰³ Es dürfte klar sein, dass hier Adolf Helbok gemeint war – aber eben auch nicht nur. Auch wenn er für einige nicht der Wunsch-Tischnachbar war, stand er auch nach 1945 auf vielen volkskundlichen Gästelisten.

Continuities of Thinking, Austrification and Criticism of Modernization. Adolf Helbok and Folklore Studies in Austria after 1945

Using the example of the folklorist and historian Adolf Helbok (1883–1968), a representative of racial-biological folklore-research during National Socialism, the article shows how he and his work fit into Austrian folklore studies after 1945. There were persistences of epistemological perspectives simultaneous with conceptual adaptations, for example by aligning his „genius research“ to a new national ideology of Austria and thereby making this knowledge available. Despite his dismissal from the University of Innsbruck, Helbok was also still part of a folkloristic Austrian milieu, which mainly gathered around the work for the Austrian Folklore Atlas. Until the 1960s, folklore studies in Austria was therefore characterised in many ways by the continuities of ethnic thinking, which were present in „austrified“ knowledge-formats and associated with conservative, culture-pessimistic criticism of modernization.

103 Leopold Schmidt an Hermann Wopfner, 17.11.1948, in: Universitätsarchiv Innsbruck, Nachlass Ilg, Schachtel „Allgemeiner Posteinlauf“.

Der „Egerer Ofen“ von Willy Russ. Volkskunst und Politik

Für das ab 1939 geplante Volkskundemuseum in Eger/Cheb gab dessen Leiter Josef Hanika als zentrales Objekt bei dem Künstler Willy Russ einen Zier-Kachelofen mit szenischen Darstellungen von Egerländer Bräuchen und Trachten in Auftrag. Anhand dieses kunsthandwerklichen Objektes wird in dem vorliegenden Text die Verbindung von populärer Ästhetik und Politik aufgezeigt. Willy Russ, der an der Keramikfachschole in Teplitz und an der Kunstgewerbeschule in Wien studiert hatte, hatte bereits einen Ofen für die SS-Standarte Eger entworfen. Die Bildprogramme der beiden Öfen sind nur auf den ersten Blick unpolitisch. Sie verweisen auf zentrale Akteure des Reichsgaus Sudetenland ebenso wie auf von den Nationalsozialisten instrumentalisierte Formen ländlicher Kultur und Lebensweise. Auch die Nachkriegsgeschichte und die zu verschiedenen Zeiten je unterschiedliche Interpretation des Ofens in der Tschechoslowakei und der Tschechischen Republik werden thematisiert.

Das Thema

Am 4. März 1941 fragte Josef Hanika, damaliger Leiter des Volkskundemuseums Eger/Cheb und führender Mitarbeiter der Sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung in Reichenberg/Liberec, bei der Gauselbstverwaltung¹ des 1938 entstandenen Reichs-

- 1 Die Gauselbstverwaltung unter Gauhauptmann Anton Kreißl war mit einem eigenen Haushalt ausgestattet und konnte darüber weitgehend selbstständig verfügen. Man wollte damit erreichen, dass – so Volker Zimmermann – in der Zeit der Nationalitätenstreitigkeiten gewachsene, eigenständige „Formen des Volks- und Kulturlebens“ der „Sudetendeutschen“ in die Verwaltung des „Altreiches“ überführt würden. Volker Zimmermann: Die Sudetendeutschen im NS-Staat. Politik und Stimmung der Bevölkerung im Reichsgau Sudetenland (1938–1945) (=Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen

gaus Sudetenland² an, ob er den Künstler Willy Russ im Rahmen der Kunstförderung mit der Herstellung eines Kachelofens für das Museum beauftragen dürfe. Er denke an einen Ofen mit volkstümlicher Motivik, ähnlich dem, den Russ Ende der 1930er Jahre für die Diensträume der Egerer SS-Standarte geschaffen hätte und von dem es ursprünglich heißen habe, man könne ihn für das Museum übernehmen. Die Konzeption des Bildprogrammes – so versprach Hanika – würde er mit dem Künstler erarbeiten. Der Ofen würde im „unteren Saal“, in dem „neuen Saal“ im „neuen Trakt des Museums“ Aufstellung finden, der in der Hauptsache repräsentativen Zwecken dienen sollte.³

Mit dem Ofen, um den es im Folgenden gehen wird, wollte Hanika – so soll gezeigt werden – nicht nur ein kunsthandwerklich anspruchsvolles Objekt aus dem Bereich der Egerländer Volkskultur herstellen lassen, er wollte mit ihm ein Leitobjekt für das Museum gewinnen, in dem sich seine eigenen Forschungsinteressen ebenso spiegelten wie die politische Haltung der Auftraggeber. Wie Josef Hanika muss auch der Künstler Willy Russ, der zumeist als unpolitischer Mensch beschrieben wird,⁴ betrachtet man seine Arbeiten der 1930er/1940er Jahren, kritischer bewertet werden, als das bisweilen geschieht.

Anhand von Geschichte und Ästhetik des Ofens und anhand der je unterschiedlichen Begehrlichkeiten auf ihn sollen die zu ver-

Historikerkommission, 9; Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 16). Essen 1999, S. 146.

- 2 Der Reichsgau Sudetenland ist aus dem größten Teil der vom Deutschen Reich einverleibten Gebiete der Tschechoslowakei entstanden und bestand aus den drei Regierungsbezirken Eger, Aussig und Troppau. Er existierte bis 1945. Reichsstatthalter war Konrad Henlein. Vgl. dazu Ralf Gebel: Heim ins Reich. Konrad Henlein und der Reichsgau Sudetenland 1938–1945 (=Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 83). 2. Auflage, München 2000.
- 3 Schreiben Josef Hanikas an die Gauselbstverwaltung in Reichenberg, Eger, 4.3.1941, Státní okresní Archiv Cheb (im Folgenden SOkA Cheb), Fond 496, Karton 13, Mappe Památkový úřad. – Vgl. auch Josef Hanika: Museum für Volkskunde Eger. O. O. [Eger], o. J. [1941], S. 11.
- 4 Zuletzt 2018 von Michaela Bäumlová. Vgl. dazu Michaela Bäumlová: A Jedra hãut sa Hãimat gern. Kamna pro Chebské Národopisné Muzeum [Ein Jeder hat seine Heimat gern. Ein Ofen für das Volkskundemuseum Eger]. In: Sborník Muzea Karlovarského Kraje [Jahrbuch der Museen des Karlsbader Bezirkes] 26, 2018, S. 81–125.

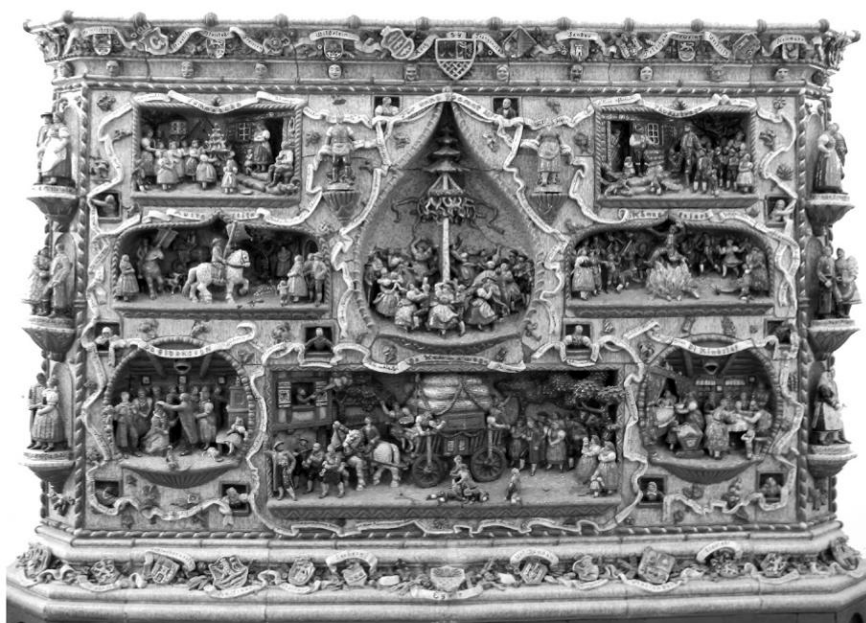


Abb. 1: Der „Egerer-Ofen“ von Willy Russ, Foto aus: Zbyněk Černý (wie Anm. 23), S. 29.

schiedenen Zeiten variierenden Funktionen dieses kunsthandwerklichen Objektes und die jeweiligen politischen Indienstnahmen analysiert werden. Gottfried Korff hat beschrieben, wie die totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts ebenso auf die Volkskunst setzten, wie die Oppositionsbewegungen verschiedenster Ausprägung innerhalb demokratischer Gesellschaften, und hat ideologisch-politische Gebrauchsformen der Volkskunst benannt,⁵ die man auch für den Russ'schen Ofen ausmachen kann.

Entstehung und (nationalsozialistische) Indienstnahme des Egerer Ofens

Josef Hanika und das Volkskundemuseum Eger

Josef Hanika wurde 1900 im westböhmisches Mies/Střibro geboren, 1963 starb er in München. Nachdem er sich unmittelbar nach dem Einmarsch der Wehrmacht ins Sudetenland als Studienrat an das Gymnasium seiner Heimatstadt hatte versetzen lassen, kam er im März 1939 an das Gymnasium Eger. Noch im selben Jahr wurde er vom Schuldienst beurlaubt und von der Gauselbstverwaltung des Reichsgaus Sudetenland als Leiter der Abteilung Volkskunde der Sudetendeutschen Anstalt für Landes- und Volksforschung⁶ mit Wirkungsort Eger übernommen.⁷ Bereits am 30. Juni 1940 konnte das von ihm konzipierte Museum in einem leer stehenden Flügel

- 5 Vgl. Gottfried Korff: Volkskunst als ideologisches Konstrukt? Fragen und Beobachtungen zum politischen Einsatz der „Volkskunst“ im 20. Jahrhundert. In: Ders.: *Simplizität und Sinnfälligkeit. Volkskundliche Untersuchungen zu Ritual und Symbol* (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 113). Tübingen 2013, S. 166–192.
- 6 Vgl. Milena Josefovičová: Die Sudetendeutsche Anstalt für Landes- und Volksforschung. In: Kristina Kaiserová u. Miroslav Kunštát (Hg.): *Die Suche nach dem Zentrum: Wissenschaftliche Institute und Bildungseinrichtungen der Deutschen in Böhmen (1800–1945)* (= Schriftenreihe der Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde, 96). Münster 2014, S. 393–421, Tobias Weger: *Sudetendeutsche Anstalt für Landes- und Volksforschung Reichenberg*. In: Michael Fahlbusch, Ingo Haar u. Alexander Pinwinkler (Hg.): *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme*, Teilband 2. München/Berlin/Boston 2017, S. 1660–1666.
- 7 Schreiben Josef Hanikas an Gustav Jungbauer, Eger, 20.11.1939, SOKA Cheb, Fond 35, Karton 1, 4.

des Egerer Franziskanerklosters in Anwesenheit von Gauhauptmann Anton Kreißl teileröffnet werden. Es besaß damals sechs Ausstellungsräume, verteilt über zwei Stockwerke, zusätzlich standen die Flure als Ausstellungsflächen zur Verfügung.

Tobias Weger hat Hanikas Tätigkeit in den 1930er und 1940er Jahren untersucht und gezeigt, wie sehr dieser mitarbeitete an der „Einbindung der ‚Sudetendeutschen Wissenschaft‘ in die ‚Deutschumpolitik‘ des Deutschen Reiches.“⁸ Hanika betrieb eine politisierte Wissenschaft im Dienste des „Volkstumskampfes“. Das kann man vor allem anhand seiner Arbeit am und für das Volkskundemuseum Eger belegen, mag es auch so harmlos und beschaulich daherkommen wie zunächst in dieser kurzen Beschreibung aus dem Jahr 1940:

„Die Besucher sind durchwegs angenehm überrascht, dass sie beim Betreten des Hauses nicht in eine verstaubte und muffige Rumpelkammer kommen mit einer Anhäufung von allerhand altem Gerümpel, sondern in lichte, freundliche Räume, alles macht einen netten und saubereren Eindruck und die Schätze der hochstehenden bäuerlichen Kultur des Egerlandes, das sich mit den meisten deutschen Landschaften messen kann, kommen nun erst würdig und voll zur Geltung. Die Bauernstube hat ihre Gemütlichkeit bei einer Sitzweile mit dem Gauleiter und seiner Begleitung anlässlich seines Besuches am 20. August bewiesen. In den übrigen Räumen ist alles so gruppiert, dass dem Besucher das Schauen erleichtert wird [...].“⁹

Im Laufe der Krise in der Tschechoslowakischen Republik hatten sich im September 1938 unter Leitung von Konrad Henlein, dem Gründer und Führer der Sudetendeutschen Partei, Sudeten-

- 8 Tobias Weger: „Völkische“ Wissenschaft zwischen Prag, Eger und München. Das Beispiel Josef Hanika. In: Christiane Brenner, K. Erik Franzen, Peter Haslinger u. Robert Luft (Hg.): *Geschichtsschreibung zu den böhmischen Ländern im 20. Jahrhundert. Wissenschaftstraditionen – Institutionen – Diskurse* (=Bad Wiesseer Tagungen des Collegium Carolinum, 28). München 2006, S. 177–208.
- 9 SOkA Cheb, Fond 35, Karton N5, 49. Der Text stellt einen Auszug aus dem Manuskript für folgenden Zeitungsartikel dar: Josef Hanika: Dreitausend besuchen Egerer Volkskundemuseum. In: *Egerer Zeitung*, 11.9.1940, S. 3.

deutsche Freikorps gebildet, deren Ziel es war, durch bewaffnete Überfälle die Tschechoslowakei zu destabilisieren. Um gegen die Freikorps anzukämpfen, wurden viele Funktionäre und Kulturträger der Sudetendeutschen Partei, darunter auch Josef Hanika, im Herbst 1938 inhaftiert. 1939 stilisierte er seinen ‚Einsatz‘ in Eger zur Erfüllung eines Gelübdes, das er in der schweren Zeit seiner Haft abgelegt habe, und mythisierte so die Museumsgründung, die er zudem rückwirkend allein als seine Idee beschrieb: „Nach der Unrast der letzten Kampffahre hatte ich in dem denkwürdigen Herbst des Jahres 1938 während meiner Geiselhaft [26. September–6. Oktober 1938, Anm. E. F.] im Prager Polizeigefängnis sehr viel unfreiwillige Muße zum Nachdenken. In einer solchen Lage fällt vieles als ganz unwichtig ab und umso klarer treten die wesentlichen Dinge in den Vordergrund. Ich faßte schließlich den Entschluß, falls mir ein weiteres Schaffen gegönnt sein sollte, nach Eger zu gehen und das Museum für Volkskunde aufzubauen.“¹⁰

Für Eger war, betrachtet man die Konzepte Hanikas und die Verlautbarungen aus Reichenberg, weit mehr als ein Museum geplant. Man wollte hier eine volkscundliche Zentralstelle für den Sudetengau errichten, deren eine Säule ein stufenweise aufzubauendes „Sudetendeutsches Volkskundemuseum“ bzw. ein „Reichsgaumuseum für Volkskunde“,¹¹ also ein reichswichtiges und damit unter die besondere

- 10 Josef Hanika: Aufbau des Museums für Volkskunde in Eger. In: Unser Egerland 1939/40. Eger 1940, S. 10–15, hier S. 12. – Zur weiteren Karriere Josef Hanikas, die nicht in Eger endete, vgl. Weger 2006 (wie Anm. 8). – Im Dezember 1942 übernahm Hanika die Vertretung des Lehrstuhls für Volks- und Stammesgeschichte Mährens am Seminar für deutsche Altertums- und Volkskunde der „Deutschen Karls-Universität Prag“. 1943 wurde er, in Nachfolge Gustav Jungbauers, Ordinarius für Deutsche Volkskunde in Prag. Im Januar 1946 aus tschechoslowakischer Haft nach Bayern entlassen, fand er zunächst eine Beschäftigung bei der Bayerischen Landesstelle für Volkskunde, danach, von April 1948 bis April 1954, beim Bayerischen Landesverein für Volkskunde. Im Mai 1955 ernannte die Ludwig-Maximilians-Universität München ihn zum außerordentlichen, im Juli 1959 zum ordentlichen Professor am „Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde“. Hanika starb 1963 in München. Ob er nach dem Zweiten Weltkrieg nochmals Verbindung mit Willy Russ hatte, konnte nicht ermittelt werden.
- 11 Schreiben Josef Hanikas an die Gauselbstverwaltung, Eger, 9.6.1941, SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Fond 496, Karton 13, Mappe Památkový úřad.

Förderung durch den Gau fallendes Haus,¹² sein sollte. Da man das westböhmisches Egerland als das – die volkskundliche Überlieferung betreffend – reichste Gebiet innerhalb des Gaues betrachtete, sollte das Museum in Eger angesiedelt werden. Als vergleichbares Pendant plante man etwa für Saaz ein vorgeschichtliches Museum, da von dort die meisten vorgeschichtlichen Funde des Reichsgaus stammten. Die erste der in Eger zu behandelnden Landschaften sollte dann auch das Egerland darstellen. Danach allerdings wollte man volkskundliche Bestände aus allen anderen „sudetendeutschen Landschaften“ zusammentragen bzw. aus bestehenden Museen rekrutieren.¹³ Dass man dafür teilweise auf Fotografien, Pläne, Modelle zurückzugreifen hätte, wurde von vorneherein eingeplant.¹⁴

Dem Museum angeschlossen werden sollte eine „Sudetendeutsche Gauforschungsstelle für Volkskunde“ für Forschungsaufga-

- 12 SOKA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Fond 496, Karton 13, Mappe Planý. – Immer wieder zitiertes Vorbild stellte für Hanika das Nordische Museum in Stockholm dar, aber auch auf das Finnische Nationalmuseum in Helsinki, das Estnische Nationalmuseum in „Dorpat“ und das Tschechische Nationalmuseum in Prag bezieht er sich.
- 13 Zu Geschichte und Genese des Begriffs Sudetenland vgl. Georg Schroubek: Die künstliche Region: Beispiel Sudetenland. In: Helge Gerndt u. Georg Schroubek (Hg.): Regionale Kulturanalyse. Protokollmanuskript einer wissenschaftlichen Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 8.–11.10.1978 in München. München 1979, S. 25–29; vgl. Mirek Němec: Sudeten/Sudety als deutsch-tschechisches Palimpsest. In: *Bohemia* 1 (53), 2013, S. 94–111.
- 14 So teilte Josef Hanika z. B. am 30.4.1940 dem Tischler und Holzbildhauer Julius Alfery aus Fischern bei Karlsbad mit, dass er „ausreichend mit Aufträgen im Modellbau beauftragt werden“ könne. Die Gaubehörde habe erlaubt, „die wichtigsten sudetendeutschen Haus- und Hofformen in Modellen“ für das Museum herstellen zu lassen. Schreiben Josef Hanikas an Julius Alfery, Eger, 30.4.1940, SOKA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Fond 496, Karton 13, Mappe Sbirky. – Auch diese scheinbar unpolitischen Modelle waren alles andere als unpolitisch. Es wurde z. B. ein Modell des Hofes beauftragt, aus dem Georg Hofmann, einer der beiden im Mai 1938 von tschechischer Polizei erschossenen Bauern, stammte. Deren Begräbnis in Eger wurde zur parteipolitischen Großdemonstration, an der auch Karl Hermann Frank, Konrad Henlein und der Abgesandte der Deutschen Botschaft in Prag teilnahmen. Der Vorfall wurde als Beispiel tschechischer Willkür interpretiert und für den „Volkstumskampf“ instrumentalisiert. Vgl. dazu Ulrike Zischka: Fremde Heimat Friedhof. In: Elisabeth Fendl (Hg.): Das Gedächtnis der Orte. Sinnstiftung und Erinnerung (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 8). Freiburg 2006, S. 31–79, hier S. 71–73.

ben, eine „Gauarbeitsgemeinschaft für Volkskunde“, deren Aufgabe man vor allem im Sammeln sah, und eine Betreuungsstelle für Tracht und Volkskunst der NSDAP Sudetenland, die angewandte Volkskunde betreiben sollte. Hanika hatte bereits vor 1938 an der Neugestaltung „sudetendeutscher“ Trachten gearbeitet, dies wurde jetzt im Rahmen der Partei fortgeführt. Auch eine Musterwerkstätte für Tracht und textiles Kunstgewerbe sollte entstehen. Das Konzept sah für Eger also vor, dort „Überlieferungsgüter“ zu sammeln, zu befor-schen und für die Neugestaltung nationalsozialistischer Volkskultur zu verwerten.

Hanika blieb bei der Planung der Ausstellung den traditionellen volkskundlichen Sammlungskonzepten der Zeit treu. Es finden sich Ausstellungseinheiten zu Hausindustrie, religiöser Volkskunst, ländlichem Hausrat, daneben bemalte Möbel, Pferde- und Ochsen-geschirre, landwirtschaftliche Geräte. Den Themen ländliche Architek-tur und Tracht, also den Hauptforschungsgebieten Hanikas, wurde besonders viel Raum gewidmet. Was die grafische Ausgestaltung des Museums betrifft, wurde von Seiten der Gauselbstverwaltung, aber auch der Bezirkskunstpflege Wert darauf gelegt, als konform bekannte Künstler bzw. solche, die einschlägig gearbeitet hatten, zu berück-sichtigen.¹⁵ So wurden etwa Josef Michael Göhsl (Karlsbad/Karlovy Vary 1898–Bad Tölz 1950)¹⁶ und Toni Schönecker (Falkenau/Sokolov 1893–Wangen 1979)¹⁷ empfohlen,¹⁸ die beide bereits für Schutzver-bände wie den Bund der Deutschen gearbeitet hatten. Die meisten der

- 15 Vgl. etwa Schreiben Josef Hanikas an den Kunstpfleger des Regierungsbezirkes Eger, Max Struppe, Eger, 13.2.1942, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 1, 4.
- 16 Ausbildung an der Keramikfachschule in Teplitz, Meisterschüler von August Brömse an der Akademie in Prag, freischaffend in Karlsbad tätig, u. a. Fresken in den Badehäusern in Gießhübel/Kyselka und im Palasthotel in St. Joachimsthal/Jáchymov, zahlreiche Plakatentwürfe, u. a. zum Katholikentag Prag 1935 und für die NSDAP. Vgl. dazu: Saur. Allgemeines Künstlerlexikon. Die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, Band 56. München/Leipzig 1957, S. 516.
- 17 Zu Leben und Werk Schöneckers vgl. die Ausstellung Toni Schönecker. Zeichner Maler Freskant 1893–1979. Vom Egerland nach Wangen im Allgäu, Städtische Galerie Wangen, 2008.
- 18 Aktennotiz von Josef Hanika, SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Fond 496, Karton 13.

Vorgeschlagenen waren – wie auch Willy Russ – im Metznerbund¹⁹ organisiert, dem 1920 gegründeten Verein der deutschsprachigen Künstler in der neu entstandenen Tschechoslowakei.

Im Oktober 1940 nahm man mit Egon Plamper (Ottowitz bei Karlsbad/Otovice u Karlových Var 1913–Wolfartsweier 1982)²⁰ wegen der Gestaltung eines Wandgemäldes für das Volkskundemuseum Kontakt auf, das Egerländer Bräuche zeigen sollte. Als Referenz legte Plamper Fotos vor, die die von ihm geschaffene Ausgestaltung eines Raumes für die Sudetendeutsche Turnerschaft anlässlich des 18. Deutschen Turnfestes in Breslau (27.–31. Juli 1938) zeigen und einen heroisch-athletischen, völkischen Stil aufweisen.²¹ Dieser gefiel und der Auftrag für Eger wurde daraufhin erteilt.²² Plamper jedoch wurde kurz nach Auftragserteilung eingezogen und konnte das Gemälde nicht ausführen. Auch für das Museumsplakat war er angefragt worden. Weder seine Entwürfe noch die anderen eingereichten Vorschläge wurden jedoch realisiert. Betrachtet man die zwei erhaltenen Plamper'schen Vorschläge (Abb. 2), kann man erahnen, welcher Ästhetik wohl auch das geplante Gemälde entsprochen hätte, das in räumlicher Nähe zum in Auftrag gegebenen Kachelofen hätte an die Wand gebracht werden sollen.

Der Künstler Willy (Willibald) Russ

Der 1888 im westböhmischen Schönfeld/Krásno nad Teplou geborene Willy Russ²³ hatte 1902 bis 1906 an der Keramikfachschule in

- 19 Vgl. Anna Habánová: Metznerbund. Dějiny uměleckého spolku Metznerbund. Die Geschichte des Kunstvereins Metznerbund, 1920–1945. Liberec 2016; vgl. auch Dies.: Der Metznerbund das längstsehnte Ideal? In: Dies. (Hg.): Junge Löwen im Käfig. Künstlergruppen der deutschsprachigen bildenden Künstler aus Böhmen, Mähren und Schlesien in der Zwischenkriegszeit. Liberec 2013, S. 20–39.
- 20 Zur Biographie Plampers vgl. Franz Josef Wehinger: Der Graphiker Egon Plamper. In: Ekkehart 44, 1975 (=Badische Heimat 4 [55]), S. 136–142.
- 21 SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Fond 496, Karton 13. – Bei einem anlässlich der Olympiade 1936 in Berlin ausgeschriebenem Reichswettbewerb an alle Kunsthochschüler hatte Plamper den ersten Preis „für einen Entwurf über den Sport“ gewonnen. Siehe ebd.
- 22 Schreiben Josef Hanikas an Egon Plamper, SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Fond 496, Karton 13.
- 23 Zu Leben und Werk von Willy Russ vgl. Zbyněk Černý: Willi Russ. Sochař a keramik. Bildhauer und Keramiker (1888–1974). Katalog zur

Teplitz/Teplice und 1906 bis 1910 an der Kunstgewerbeschule in Wien studiert. Für beide Studiengänge hatte er Stipendien erhalten. 1910 machte er sich in Wien selbstständig. Sein erstes großes Werk war die Erstellung einer Bronzebüste von Adolf Krupp für dessen Gedenkstätte in Berndorf/Niederösterreich.²⁴ Nach erfolgreichen Jahren in Wien, wo er vor allem auf dem Gebiet der Fassadengestaltung reüssierte,²⁵ kehrte Russ 1920 – gezeichnet von der Teilnahme am Ersten Weltkrieg – nach Schönfeld zurück. Neben dem Entwurf von Kachelöfen für Werkstätten in Wien und Gmunden und der Herstellung von „weiße[n] figurale[n] Fayencen im Geiste des Art déco-Stils“ widmete er sich im Laufe der 1920er Jahre vor allem religiösen Themen. Für mehrere westböhmische Gemeinden fertigte er Kriegerdenkmäler. Auch Grabsteine aus seiner Hand sind bekannt. Zwei Großaufträge zum Goethejahr 1932 machten ihn breiteren Kreisen bekannt: Er schuf das Marienbader und das Elbogener Goethedenkmal. Für Graf Johann Coudenhove-Kalergi baute er einen Kachelofen für dessen Wohnsitz Schloss Ronsperg/Poběžovice, der als lebensgroße Porträtfigur des Auftraggebers ausgeformt war. Am 19. März 1946 wurden Russ, seine Ehefrau und seine Tochter vertrieben. Sie gelangten zunächst ins fränkische Irmelshausen, nach dem Tod seiner Ehefrau im Jahre 1948 lebten Willy Russ und seine Tochter Maria in Kleinbarsdorf. 1963 bezog der Künstler eine neue Werkstatt in Merkershausen und versuchte, sich mit Holzschnitzereien und keramischen Arbeiten vor allem religiösen Inhalts über Wasser zu halten. Er starb am 27. Juni 1974 in Merkershausen.²⁶

Ausstellung im Krajské muzeum Cheb 29.6.–17.10.2004 und Egerland-Museum Marktrechwitz von Juni–Oktober 2005. Cheb 2004; vgl. auch Rudolf Hemmerle: Die Toten des Jahres 1974, 2. Teil. In: Sudetenland III (17), 1975, S. 220–228, hier S. 221. – In diesem Aufsatz wird die Schreibung beibehalten, die Russ selbst verwendet hat.

24 Vgl. Hemmerle (wie Anm. 23).

25 Neben der Gestaltung der Fassaden seines Wohnhauses und des Café Lurion wurde vor allem seine Zusammenarbeit mit dem Architekten Ernst Lichtblau, einem Schüler Otto Wagners, bei der Fassadengestaltung des Wohnhauses von Dr. S. Hofmanns (Wattmanngasse 29) bekannt. Vgl. dazu Černý (wie Anm. 23), S. 16–20.

26 Ein Teil seines Nachlasses befindet sich im Egerland-Museum in Marktrechwitz. Herzlichen Dank an Volker Dietmar M. A. für alle Unterstützung.

Ein Ofen für den unteren Saal

Im Juni 1940 war Hanika von Kurt Oberdorffer²⁷, in der Gauselbstverwaltung²⁸ in Reichenberg Leiter der Abteilung für Kultur und Wissenschaft, auf Willy Russ aufmerksam gemacht worden. Um den gesundheitlich angeschlagenen Künstler zu unterstützen, wurde von Oberdorffer der Ankauf „eine[r] der in gebranntem Ton ausgeführten Arbeiten“ empfohlen.²⁹ Mit einer Beihilfe der Gauselbstverwaltung kaufte Hanika daraufhin eine von Willy Russ gefertigte Terracotta-Krippe.³⁰

Die Verbindung zu dem Künstler war somit geknüpft und auf den folgenden Vorschlag Hanikas, Russ damit zu beauftragen, „einen Ofen mit bildlichen Darstellungen aus dem Egerländer Volksleben herzustellen“, antwortete die Gauselbstverwaltung positiv.³¹ Hanika setzte sich mit Russ in Verbindung und konnte nach Reichenberg melden, der Auftrag würde dem Künstler materiell wie ideell viel bedeuten, „das Werk würde für ihn eine Gipfelleistung seiner Lebensarbeit bedeuten“.³² Russ wie Hanika maßen dem Ofen also bereits zu diesem frühen Zeitpunkt eine hohe Bedeutung „für die künstlerische Darstellung“ des „heimischen Volkserbes“ zu.

Hanika beteuerte vor den Geldgebern, die bildlichen Darstellungen gemeinsam mit „anderen Sachkennern“³³ in „allen Einzelhei-

- 27 Schluckenau/Šluknov 1900–Traunreut 1980, Dr. phil., Historiker und Archivar, im Schulungsamt des SS-Hauptamtes in Berlin, 1942 SS-Oberführer, ab 1943 Stellvertreter des Gauleiters im Reichsgau Sudetenland. Zu Oberdorffer vgl. u. a. Fahlbusch, Haar, Pinwinkler (wie Anm. 6), Teilband 2, S. 444–448.
- 28 Zum Verwaltungsaufbau im Reichsgau Sudetenland vgl. Zimmermann (wie Anm. 1), S. 142–149.
- 29 Schreiben Kurt Oberdorffers an das Museum für Volkskunde in Eger, Reichenberg, 11.6.1940, SOkA Cheb, Fond 35, Karton N3, 8.
- 30 Schreiben Josef Hanikas an Kurt Oberdorffer, Eger, 12.6.1940, SOkA Cheb, Fond 35, Karton N3, 8.
- 31 Schreiben der Gauselbstverwaltung an Josef Hanika, 13.3.1941, SOkA Cheb, Fond 35, Karton N3, 8.
- 32 Dieses und die nächsten beiden Zitate aus: Schreiben Josef Hanikas an die Gauselbstverwaltung, Eger, 19.4.1941, SOkA Cheb, Karton 496-13.
- 33 So erklärte sich etwa der Direktor des Egerer Archivs, Heribert Sturm, bereit, die Ausführung des am Ofen befindlichen Wappenfrieses zu kontrollieren, „damit heraldisch einwandfreie Stadtwappen geschaffen“ würden. Vgl. dazu: Schreiben Heribert Sturms an Josef Hanika, Eger, 12.5.1941, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 1, 4.

ten wissenschaftlich und sachlich“ zu betreuen, „vor allem was die Genauigkeit und Richtigkeit der Trachtendarstellung“ anbelange.³⁴ Gemeinsam mit Kollegen wie dem in Karlsbad lebenden Mundartdichter und Volkskundler Otto Zerlik³⁵ erdachte Hanika das Thema des Ofens.³⁶ Nachdem man von der plastischen Darstellung von Liedanfängen, vom Thema „Das Tier im heimatlichen Brauchtum“ und von „Kinderbrauchtum“ abgekommen war,³⁷ einigte man sich auf Brauchdarstellungen, kombiniert mit Trachtenpaaren, Wappenschilden und Egerländer Sprichwörtern.³⁸ Es wurde schließlich die „Herstellung eines Originalkachelofens [...] mit in vertieften Nischen hochplastisch modellierten Reliefs, darstellend: die Egerländer Volksbräuche, sowie 8 oder 12 rundplastische, zirka 25 cm hohe Egerländer Trachtenpaare und sämtliche Egerländer Stadtwappen“³⁹ in Auftrag gegeben. Der 3 Meter hohe, 3 Meter lange und 1,5 Meter tiefe Ofen sollte neben ästhetischen Qualitäten einen hohen dokumentarischen Wert besitzen. So wollte man etwa versuchen, anhand der plastischen Trachtenfiguren an den Ofenecken verschiedene Entwicklungsstufen der Kleidung einzelner westböhmischer Regionen festzuhalten.⁴⁰

Nach der Zusage der Übernahme der Kosten durch die Gauselbstverwaltung im Oktober 1941 machte sich Willy Russ – wie er

- 34 Schreiben Josef Hanikas an die Gauselbstverwaltung, Eger, 19.4.1941, SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Karton 496-13.
- 35 Otto Zerlik (1907–1989) war von 1937 bis 1938 Geschäftsleiter der Deutschen Landjugend in der Tschechoslowakei, nach der Gründung des Reichsgaus Sudetenland hatte er das Amt des Kulturreferenten der Landesbauernschaft inne. – Zur Biographie Otto Zerliks vgl. Tobias Weger: Volkstumskampf ohne Ende? Sudetendeutsche Organisationen, 1945–1955. Frankfurt a. M. u. a. 2008, S. 634–635.
- 36 Schreiben Josef Hanikas an Otto Zerlik, Eger, 18.3.1941, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 1, 4.
- 37 Schreiben Otto Zerliks an Josef Hanika, 6.4.1941, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 1, 4.
- 38 Schreiben Josef Hanikas an Otto Zerlik, 9.4.1941, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 1, 4.
- 39 Aus dem Kostenvoranschlag von Willy Russ, zit. nach einem Schreiben Josef Hanikas an die Gauselbstverwaltung, Eger, 13.5.1941, SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Karton 496-13.
- 40 Eine Auflistung der abgebildeten Trachtenpaare befindet sich in: Schreiben Willy Russ' an Josef Hanika, Schönfeld 15.4.1942, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 496-13.



Abb. 2: Egon Plamper: Entwurf für ein Plakat des Volkskundemuseums Eger, SOKA Cheb, Fond 35, ohne Karton, 1928–1944.



Abb. 3: Willy Russ bei der Arbeit an seinem Ofen, Foto: Nachlass Willy Russ, Egerland-Museum Marktrechwitz, Inv. Nr. 13247.

berichtet – sofort an die Arbeit.⁴¹ (Abb. 3) Mithilfe eines Wappenbuches und nach Anfragen an einzelne Gemeinden entwarf er die über fünfzig Städtewappen, die einen den Ofenkorpus rahmenden Fries schmücken sollten. Dabei kamen ihm frühere Aufträge zu Gute, hatte er doch zum Beispiel für die Spitzenschule seines Heimatortes Schönfeld eine Decke mit Städtewappen entworfen.⁴² „Der Ofen wird ein aufsehenerregendes [sic] Prachtstück, und da wäre es Schade [sic] wenn sich irgendwelche Fehler ergeben würden“, schrieb Russ am 8. Oktober 1941 an Hanika und bat um einen Besuch, um Details zu besprechen.⁴³ Immer wieder suchte er den Rat im Volkskundemuseum. Noch am 31. Januar 1944 berichtet Hanikas Assistentin Klara Gindely, bei den Trachtenfiguren sei „Herrn Russ noch einiges unklar [...] u. zw. die Farben der Haider Frauen- und Männertracht, der Bischofteinitzer Frauentracht und vom Chotieschauer Männermantel die Futterfarbe“. Sie versorgte ihn mit Notizen zu Hanikas Trachtenbuch und aus Josef Hofmanns *Deutsche[n] Volkstrachten und Volksbräuche[n] in West- und Südböhmen*⁴⁴ und verwies ihn auf das Museum in Karlsbad, wo er sich farbige Trachtenabbildungen ansehen könnte.⁴⁵

Im März 1944 war der Ofen schließlich endgültig fertiggestellt. Willy Russ erkundigte sich, ob „ein trockener bombensicherer

41 Schreiben Willy Russ' an Josef Hanika, Schönfeld, 8.10.1941, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 496-13.

42 Für die 1906 gegründete Staatliche Spitzenschule in seiner Geburtsstadt Schönfeld hatte Russ eine Decke mit dem Titel „Das Lied aus dem Egerland“ entworfen, auf der anscheinend auch Wappen abgebildet gewesen sind. Vgl. dazu: Josef Brandl: Schönfeld. Ehemalige königlich freie Bergstadt im Egerland. Stockstadt a. M. 1983, S. 224. – Die Praxis, Künstler zu beauftragen, Motive von repräsentativen Spitzendecken zu entwerfen, war in den 1920er/1930er Jahren sehr verbreitet. Man wollte so die Qualität und damit auch den materiellen Wert der Erzeugnisse der heimischen Spitzenindustrie optimieren. Vgl. dazu auch Anneliese Wienands: Die Nadelspitze. In: Lore Heil (Hg.): Klöppel- und Nadelspitzen aus dem Egerland und dem Erzgebirge. Katalog zur Sonderausstellung vom 4.8.–15.11.1990 (=Schriftenreihe des Egerland-Museums Marktredwitz, 1). Marktredwitz 1990, S. 43–55, hier S. 51.

43 Schreiben Willy Russ' an Josef Hanika, Schönfeld, 8.10.1941, SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Karton 496-13.

44 Josef Hofmann: Deutsche Volkstrachten und Volksbräuche in West- und Südböhmen. Karlsbad 1932.

45 Schreiben Klara Gindelys an Josef Hanika, Eger, 31.1.1940, SOkA Cheb, Fond 496.

Lagerplatz in Eger zur Einlagerung vorhanden“ sei oder ob der Ofen im Museum aufgestellt werden solle.⁴⁶ Weil der Arbeitsaufwand des Künstlers erheblich höher gewesen sei als angenommen, setzte Hanika durch, dass das Honorar von 12.000 auf 20.000 Reichsmark erhöht wurde. Aus Kriegsgründen konnten jedoch nur 17.000 ausbezahlt werden. Die Gauselbstverwaltung wandte sich am 25. März 1944 an den Oberbürgermeister von Eger und bat um Mitfinanzierung des Kunstwerkes. Gauselbstverwaltung, Künstlerverein des Egerer Kreises und Stadt Eger einigten sich daraufhin auf eine gemeinsame Finanzierung.⁴⁷

Als Ironie des Schicksals ist es zu werten, dass der Ofen nach seiner Fertigstellung aus Angst vor Bombenangriffen auf Eger nicht ausgeliefert werden konnte. Er verblieb im Atelier des Künstlers, wo er nach Kriegsende mitsamt dem Inventar des Ateliers von der örtlichen Verwaltungskommission beschlagnahmt wurde. 1952 erfolgte dann jedoch eine Aufstellung in der Burg im nahen Loket/Elbogen. Eine Postkarte aus dem Nachlass Russ' zeigt den Ofen in einem Raum der Burg, in dem weiteres Porzellan, zum Beispiel von Waldemar Fritsch (1909–1978), ausgestellt war. (Abb. 4)

Die Rückseite einer Bildpostkarte, die die Frontseite des Ofens zeigt, trägt folgende Beschriftung: „Fragment der künstlerisch ausgeführten Plastik des Kachelofens, die in der Dauerausstellung von seltenem Porzellan im ehemaligen Rittersaal der Elbogener Burg präsentiert wird. Die vordere Seite der Plastik, die der akademische Künstler V. [Vilém, Anm. E.F.] Russ geschaffen hat, zeigt unterschiedliche Volksbräuche in Westböhmen.“⁴⁸

Die Ikonografie des Ofens

Wie groß die Mitarbeit Hanikas am Konzept des Ofens war, zeigt folgende Äußerung von ihm: „Als allgemeine Themen haben *wir* [Hervorhebung durch E. F.] zunächst Hochzeit und Jahresbrauchtum herausgestellt. Russ arbeitet nun Skizzen des ganzen Ofens

46 Schreiben Willy Russ' an Josef Hanika, Schönfeld, 14.3.1944, SOkA Cheb, Národopisné muzeum Cheb, Karton 496-13.

47 Schreiben der Gauselbstverwaltung an den Oberbürgermeister von Eger, Reichenberg, 25.3.1944, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 496-13.

48 Postkarte aus dem Nachlass Willy Russ, Egerland-Museum Marktredwitz, Inv. Nr. 13462.



Abb. 4: Postkarte des Museums Loket: Blick in die Porzellanausstellung, Nachlass Willy Russ, Egerland-Museum Marktrechwitz, Inv. Nr. 13470.

unter Einteilung der bildlichen Darstellungen aus.“⁴⁹ Hanika stellte Russ auch entsprechende Vorlagen zur Verfügung und verwies ihn vor allem auf die Volkskundler Alois John und Josef Hofmann.⁵⁰ Alois John (1860–1935) hatte 1897 in Eger den Verein für Egerländer Volkskunde und als Vereinsorgan die Zeitschrift *Unser Egerland* gegründet. Der Verein bündelte die volkskundlichen, historischen und heimatpflegerischen Aktivitäten der Region. Die Volkskunde sah John zwischen „Culturgeschichte“, Germanistik, Mythologie und Sozialgeschichte platziert und wies ihr eindeutig nationale Ziele zu.⁵¹ Josef Hofmann (1858–1943), der sich selbst als „Landläufer und Volkskundemenschen“ bezeichnete,⁵² begann um die Jahrhundert-

49 Schreiben Josef Hanikas an Otto Zerlik, Eger, 9.4.1941, SOKa Cheb, Fond 35, Karton 1, 4.

50 Ebd. – Alois John: *Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen Westböhmen*. Reichenberg 1924; Hofmann (wie Anm. 44).

51 Alois John: *Die Volkskunde als Erzieherin*. In: *Unser Egerland* 1 (7), 1903, S. 1–2, hier S. 2.

52 Josef Hofmann: *Wie ich zu „meiner“ Kindstaufe kam. Plauderei eines Landläufers und Volkskundemenschen*. In: Ders.: *Die Nordwestböhmisches Volkstracht im XIX. Jahrhundert*. Karlsbad 1908, S. 123–134, hier S. 123.

wende damit, die Reste der im Verschwinden begriffenen ländlich-bäuerlichen Kultur des Gebietes um Karlsbad zu sammeln, indem er sie zeichnete und fotografierte. Ein wichtiges Sammelgebiet waren für ihn überkommene Kleidungsformen seiner Heimatlandschaft.⁵³

Mit John und Hofmann bot Hanika die Protagonisten der Egerländer Volkskunde⁵⁴ als zuverlässige Vorlagengeber für Brauch- und Trachtendarstellungen an. Wie genau Russ an manchen Stellen zum Beispiel die Fotografien Hofmanns umsetzte, hat Michaela Bäumlová beeindruckend akribisch recherchiert.⁵⁵

Wie Katharina Eisch gezeigt hat, lässt sich das Egerland als kultureller und politischer Verdichtungsraum beschreiben. „Im vergleichsweise homogen deutsch besiedelten Egerland mit seinem Bädertourismus und ausgeprägten bürgerlichen Stadtkulturen erfolgte eine vergleichsweise frühe Nationalisierung des gesamtgesellschaftlichen Lebens ab dem 19. Jh., die Eger letztlich auch zu einem Kulminationsort der Henleinbewegung werden ließ.“⁵⁶ Beglei-

- 53 Die Ergebnisse der Hofmann'schen Sammel-, Dokumentations- und Forschungstätigkeit mündeten in mehrere für die Erforschung der Egerländer Volkskultur wichtige volkskundliche Quellen-Werke. Interessanter noch erscheinen seine Fotografien, die im Muzeum Karlovy Vary (Museum Karlsbad) verwahrt sind. Diese Aufnahmen sind allesamt gestellt. Durch die Maler Gustav Zindel (1883–1959) und Anton Drumm (1855–1946) wurden sie in Bilder gefasst und so einer weiteren Interpretation unterworfen. Während Letzterer die Fotografien Hofmanns direkt in farbige Aquarelle umsetzte, komponierte Zindel nach Hofmanns Angaben und unter Verwendung von dessen Fotografien großflächige Gemälde zum Brauchleben Westböhmens, die über Kalender und Postkarten massenhaft vertrieben wurden. – Zur Umsetzung Hofmann'scher Motive in Aquarellen und Gemälden vgl.: Bund der Eghalanda Gmoin e. V. – Bund der Egerländer (Hg.): Josef Hofmann. Bilder vom Volksleben (= Schriftenreihe Egerland-Museum Marktredwitz, 3). Marktredwitz 1992; Bund der Eghalanda Gmoin e. V. – Bund der Egerländer (Hg.): Gustav Zindel. Bilder vom Volksleben (= Schriftenreihe Egerland-Museum Marktredwitz, 7). Marktredwitz 1994.
- 54 Vgl. dazu Elisabeth Fendl: Egerländer Volkskunde um 1900. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 2 (91), 1995, S. 143–162.
- 55 Vgl. Bäumlová (wie Anm. 4).
- 56 Katharina Eisch: Archäologie eines Niemandlandes. Ethnographische Untersuchungen bei den Deutschen in Böhmen. Forschungsbericht. Unveröff. Manuskript, Tübingen 1997, S. 7. – Konrad Henlein (1898–1945) gründete 1933 in Eger die Sudetendeutsche Heimatfront, als deren Hauptziel es galt, für die Autonomie der Sudetendeutschen einzutreten. Sie erhielt in kurzer Zeit einen großen Zulauf, u. a. von Mitgliedern der

tet und unterstützt wurde diese Nationalisierung durch einen idyllisierenden Rückgriff auf ein scheinbar konfliktfreies vorindustrielles Landleben. Dies lässt sich etwa an den Arbeiten Zindels wie auch an dem hier in Rede stehenden Ofen belegen.

Zentrale Darstellung seiner Schauseite ist – birnenförmig gerahmt – der Tanz um den Maibaum am 1. Mai, ein Brauchtermin, von dessen Bedeutung innerhalb der Arbeiterkultur die Nationalsozialisten wussten und den sie bereits 1933 als „Tag der nationalen Arbeit“ zum staatlichen Feiertag machten, um ihn für ihre Propagandazwecke zu nutzen.⁵⁷ Dabei behielten sie seine folkloristische Rahmung bei, auch als er 1934 in „Nationaler Feiertag des deutschen Volkes“ umbenannt wurde.⁵⁸ Die Darstellung des Maitanzes wird von Russ bekrönt von dem Ausruf „Für unna Hoimat älls“ [Für unsere Heimat alles], seit den 1920er Jahren Leitspruch des Bundes der Egerländer Gmoin mit eindeutig aggressiver expansiver Note. Neben dem Motiv des Maitanzes sind auf dem Ofen auch andere Brauchszenen dargestellt, deren Gestaltung in der Zeit des Nationalsozialismus ihres ursprünglichen Kontextes entlehnt und ideologisiert wurden, wie das Oster- oder Saatreiten und das Sonnwendfeuer.

Unter dem Relief des Maitanzes wird in einer längsrechteckigen Kartusche der Kammerwagen präsentiert,⁵⁹ links und rechts davon Darstellungen des Elternsegens und der Kindstaufe. Wir finden also

von der Tschechoslowakischen Regierung verbotenen Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei und der verbotenen Deutschnationalen Partei. 1935 erfolgte die Umbenennung in Sudetendeutsche Partei. Bei den Parlamentswahlen 1935 wurde die SdP zweitstärkste Partei in der Tschechoslowakei. Henleins frühe Kontakte zur NSDAP wurden immer enger.

- 57 Vgl. dazu Karlheinz Schmeer: *Die Regie des öffentlichen Lebens im Dritten Reich*. München 1956.
- 58 Gottfried Korff hat in seinen Untersuchungen zum 1. Mai u. a. beschrieben, wie das Nichteingebundensein des Ersten Mai in kirchlich-religiöse Bezüge die Grundlage dafür war, „daß der Brauch – je nach Kontext – mit unterschiedlich politisch-sozialen Intentionen aufgeladen und zum ‚interaktiven Symbolkern‘ für soziale Lagedeutungen werden konnte“. Vgl. dazu Gottfried Korff: „Heraus zum 1. Mai“. Maibrauch zwischen Volkskultur, bürgerlicher Folklore und Arbeiterbewegung. In: Ders. (wie Anm. 5), S. 16–52, Zitat S. 21.
- 59 Zum Hochzeitsbrauchtum in Westböhmen vgl. Josef Hofmann: *Egerländer Hochzeitsbräuche um 1830*. Dramatisch dargestellt in 9 Aufzügen. Karlsbad 1924.

drei Motive, die im weitesten Sinne mit dem Thema Hochzeit zusammenhängen. Als weitere Bräuche im Jahreslauf sind rechts neben dem Maitanz mit Sommerdockenaustragen und Osterreiten und links mit Todaustragen und Johannisfeuer verschiedene Frühlings- und Sommerbräuche dargestellt. An den seitlichen Wänden des Ofens finden rechts die Winterbräuche Rockenstube, Weihnachten, Neujahr und Fasnacht, links die Herbstbräuche Erntefest („Sichelliach“), Erntekranz, Festmahl nach dem Ausdreschen („Drischlliach“) und die nach dem Abschluss der Erntearbeiten abgehaltene Kirchweih Platz. Zwischen den Darstellungen der Bräuche finden sich lange weiße Spruchbänder, die von sich aus Fenstern lehrenden Halbfiguren gehalten werden. Auf ihnen sind 63 Egerländer Redensarten notiert.⁶⁰

Bei allen dargestellten Egerländer Bräuchen handelt es sich um Versatzstücke einer kanonisierten Egerländer Demonstrationenkultur, wie sie Wolfgang Brückner überzeugend für die Egerländer Hochzeitszüge beschrieben hat.⁶¹ Am Beispiel der Darstellung des „Elternsegens“ vor der Hochzeit soll dies verdeutlicht werden. Eine Schwarzweiß-Fotografie aus dem Russ-Nachlass im Egerland-Museum Marktredwitz zeigt die von Russ gefertigte, noch unglasierte und ungebrannte Kachel mit dieser Szene. (Abb. 5) Als Vorbild hat dem Künstler – das verraten verschiedene Details – die Darstellung dieser Szene von Gustav Zindel aus dem Jahre 1930 gedient, die 1932 von Josef Hofmann veröffentlicht wurde⁶² und deren Original sich im Muzeum Karlovy Vary, dem Museum Karlsbad, befindet⁶³. (Abb. 6) Bei Egerländer Hochzeiten, wie sie in den 1930er Jahren und nach der Vertreibung als landsmannschaftliche Veranstaltungen wie-

60 Eine Aufstellung dieser Redensarten in Egerländer Mundart und ihre jeweilige tschechische Übersetzung findet sich in der Datenbank „Kohoutí kříž/s Hohnakreiz“ der Südböhmischen Wissenschaftlichen Bibliothek in České Budějovice/Budweis, <https://www.kohoutikriz.org/autor.html?id=russ> (Zugriff: 28.8.2019).

61 Vgl. Wolfgang Brückner: Die folkloristische Optik böhmischen Heiratsens. Frühe mitteleuropäische Zeugnisse des Biedermeier. Vom Bade-Souvenir zur ethnografischen Landeskartierung. In: Andreas Hartmann u. a. (Hg.): Die Macht der Dinge. Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln. Festschrift für Ruth-E. Mohrmann. Münster u. a. 2011, S. 369–384.

62 Hofmann (wie Anm. 44), Tafel 1.

63 Muzeum Karlovy Vary, Inv. Nr. Un 188.



Abb. 5: Willy Russ: Unglasierte Reliefkachel für den Egerer Ofen,
Foto: Egerland-Museum Marktredwitz, Nachlass Willy Russ, Inv. Nr. 13544.



Abb. 6: Gustav Zindel: Elternsegnen, Mischtechnik, 1930, Muzeum Karlovy Vary, Inv. Nr. Un 188, zitiert aus: Bund der Egerländer Gmoin 1994 (wie Anm. 53).

Abb. 7: Foto des Elternsegnens bei der Trachtenhochzeit Hans Ströher-Mizzi Franz am 15. Mai 1937 in Marienbad. In: Der Egerländer 8 (8), August 1957, S. 142.

der in den 1950er und 1960er Jahren demonstrativ begangen wurden, wurde auch dieser Elternsegen durchgeführt. Eine Aufnahme des Jahres 1937 zeigt das Brautpaar Hans Ströher und Mizzi Franz bei diesem Akt, der im „Museum“ des zu Beginn der 1880er Jahre errichteten und 1886 im Stil eines Egerländer Fachwerkhofes umgebauten Höhenrestaurants „Egerländer“⁶⁴ in Marienbad nachgestellt wurde.⁶⁵ (Abb. 7)

Doch nicht nur von den Nationalsozialisten instrumentalisierte und propagierte Feste und Bräuche wurden auf dem Ofen dargestellt, auch was die Akteure betrifft, wurde zitiert. So taucht zum Beispiel beim Relief des Kammerwagens Franz Heidler (1898–1980) auf, ein aus Falkenau/Sokolov stammender „Volksänger“, der – wie Josef Hanika⁶⁶ – in den 1930er und 1940er Jahren stark in die nationalsozialistische Kulturarbeit etwa der NS-Gemeinschaft Kraft durch Freude eingebunden und nach dem Zweiten Weltkrieg wieder „volkspflegerisch“ tätig war.⁶⁷ Er wurde auch hier in seiner Rolle als Proku-

- 64 Zur Geschichte des Café Egerländer vgl: Die Marienbader Hotellerie und Gastronomie. Kaspar Ott und seine Betriebe. In: Marienbad. Der Weltkurort mit den Gemeinden des Landkreises. Ein Heimat- und Ortsbuch, Band 1. Geisenfeld 1977, S. 445–446. – Im Zweiten Weltkrieg wurde das Hotel als Lazarett genutzt. Zu Ehren des britischen Marshalls Montgomery wurde es nach Ende des Zweiten Weltkrieges in „Monty“ umbenannt.
- 65 Egerländer Trachtenhochzeit beim Egerlandtag 1957, 23. bis 26. August in Wiesbaden. In: Der Egerländer 8 (8), August 1957 (=Festfolge Egerlandtag 1957 Wiesbaden), S. 141–143, hier S. 142. Bei der Egerländer Trachtenhochzeit 1957 griff man also auch mit der Veröffentlichung dieser Abbildung von 1937 auf die Brauchpraxis der 1930er Jahre zurück. – Das Café Egerländer besaß neben einigen Räumen im altdeutschen Stil und einem rustikalen Bierlokal eine Wirtsstube, die als „Egerländer Bauernstube“ eingerichtet war. Die Wände waren reichlich mit „traditionellem“ Wandschmuck und mit „Denk- und Sinnsprüchen“, auch in Egerländer Mundart, ausgeziert. Neben diesem Stüberl war im „Egerländer“ auch ein eigenes „Museum“ eingerichtet.
- 66 Zur trachtenbildnerischen Tätigkeit Hanikas während des Zweiten Weltkriegs vgl. Martin Zückert: Josef Hanika (1900–1963), Volkskundler. Zwischen wissenschaftlicher Forschung und „Volkstumskampf“. In: Monika Glettler u. Alena Mišková, (Hg.): Prager Professoren. Zwischen Wissenschaft und Politik. Essen 2001, S. 205–220.
- 67 Zur Tätigkeit Heidlers vgl. Reinhard Pozorny: Der Volkstumspfleger Franz Heidler: Sudetendeutscher Volkstumspreis 1962. In: Josef Heinrich (Hg.): Sudetendeutscher Kulturalmanach V. München 1964, S. 98–100; vgl. auch Franz Heidler: Der Sänger des Egerlandes. In: Hugo Theisinger

rator (Hochzeitslader) vorgestellt.⁶⁸ Eben dieser Franz Heidler war es, der in einer Würdigung Russ' zu dessen 65. Geburtstag sein Werk mythisierte, indem er schrieb: „War es wirklich nur Zufall, daß in der Geburtsstunde des Josef Ruß das alte historische Stadtbild Schönfelds in Flammen aufging, während wiederum die Flamme des Brennofens später den Schöpfungen des Sohnes Bestand und Dauer gab?“⁶⁹

Die eben beschriebenen, insgesamt von mehr als 350 Figuren vorgestellten Brauchszenen werden gerahmt von einer Art Wappenfries, der „alle Städtewappen des Egerlandes“ vereint. Dabei wird von einem Egerland-Begriff ausgegangen, der die Konstruktion einer ‚stammlichen‘ Großlandschaft Egerland“⁷⁰ voraussetzt, die auch die Grenzen des Reichsgaus Sudetenland markierte.⁷¹ Zentral in der den Ofen rahmenden Wappenleiste findet sich dann auch das Wappen des „Reichsgaues Sudetenland“, bezeichnet als S. G. (für Sudeten Gau). Dieses Wappen wurde dem 1938 errichteten Reichsgau⁷² am 9. September 1940 vom Reichsinnenministerium verliehen. Eine „offizielle Blasonierung“ erhielt es – so Tobias Weger – 1941 durch Heribert Sturm, den damaligen Stadtarchivdirektor von Eger.⁷³ Durch politisch motivierte Farbänderungen wurde bei diesem Wappen eine Überbetonung der „sudetendeutschen“ Farben erreicht. Dazu schreibt

(Hg.): Falkenau. Stadt und Land [...]. Ein Heimat- und Ortsbuch. Buchloe 1983, S. 394–395.

68 Vgl. dazu auch Franz Heidler: Die Historische Egerländer Hochzeit nach dem Brauch- und Liedgut um 1820, Sonntag, 6. September 1964 anlässlich des Landestreffens Hessen des Bundes der Egerländer Gmoin in Marburg an der Lahn. Masch. Manuskript, Amberg 1964.

69 Franz Heidler: Willy Ruß – 65 Jahre. In: Der Egerländer 7/8 (4), September 1953, S. 200.

70 Weger (wie Anm. 35), S. 403.

71 Zum Egerland-Begriff vgl. auch Markus Krzoska: Das Egerland als Erinnerungsort. In: Miloš Řezník, Katja Rosenbaum u. Jos Stübner (Hg.): Regionale Erinnerungsorte. Böhmisches Länder und Mitteleuropa im europäischen Kontext (= Studien zur Europäischen Regionalgeschichte, 1). Leipzig/Berlin 2013, S. 85–97.

72 Zum Reichsgau Sudetenland vgl. Gebel 2000 (wie Anm. 2).

73 Tobias Weger: „Tracht“ und „Uniform“, Fahne und Wappen. Konstruktion und Tradition sudetendeutscher Symbolik nach 1945. In: Elisabeth Fendl: Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen (= Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 6). Freiburg 2002, S. 101–125, hier S. 118.

Sturm: „Der Farbgrundton des Wappens ist sonach schwarz-weiß-rot, was durch einige Abänderungen der den einzelnen Teilen des Sudetengauwappens zugrundliegenden Wappenbilder, aus denen es zusammengestellt ist, erreicht wurde. Das Zweifarb schwarz-rot, das im Freiheitskampf der Sudetendeutschen geschichtlich wurde und vom Führer im Bande der Sudetenmedaille festgehalten erscheint, klingt dabei stark mit.“⁷⁴ Dem Wappen zugeordnet ist neben der oben bereits erwähnten Devise „Für unna Hoimat älls“ das als Durchhalteparole im „Volkstumskampf“ zu interpretierende Sprichwort „Neat nãulãua zwingt älls“ [Nicht-Nachlassen bringt alles zuwege].

Auf der dem Reichsgau-Wappen entgegenliegenden Seite befindet sich das Wappen der Stadt Eger als der Hauptstadt des historischen Egerlandes, aber auch der Geburtsstadt der Sudetendeutschen Heimatfront/Sudetendeutschen Partei Konrad Henleins. Dessen Wirkungsort Asch befindet sich rechts neben dem Reichsgau-Wappen. Asch war der erste Ort, den Hitler beim Einmarsch der Deutschen Wehrmacht ins Sudetenland am 3. Oktober 1938 erreichte. Neben dem Wappen der Stadt Eger befindet sich rechts das von Seeburg, links das von Unter-Sandau/Dolní Žandov. Auch Unter-Sandau stellt eine enge Verbindung zu Konrad Henlein her: Durch eine finanzielle Unterstützung von Adolf Hitler konnte Henlein nach der Geburt seiner Zwillinge im März 1939 für seine dann siebenköpfige Familie den Großgrundbesitz Lehnhof/Manský Dvůr nordwestlich von Unter-Sandau von dem Prager Architekten Milan Babuška käuflich erwerben.⁷⁵

Die vielfältigen Bezüge zum Gauleiter und Reichsstatthalter des Reichsgaus Sudetenland, Konrad Henlein, der 1933 in Eger die Sudetendeutsche Heimatfront, die spätere Sudetendeutsche Partei, gegründet hatte, sind auffällig und machen die Vereinnahmung des Ofens deutlich.

74 Heribert Sturm: Das Wappen des Reichsgaus Sudetenland. In: Sudetendeutsche Monatshefte 11 (3), 1941, S. 360–363, hier S. 361, zit. nach Weger (wie Anm. 73), S. 119.

75 Stichwort Konrad Henlein. In: Interaktive Enzyklopädie der Stadt Cheb, <http://encyklopedie.ceb.cz/cz/biograficky-slovník/konrad-henlein-16758> (Zugriff: 4.9.2019).

Der Umgang mit dem Ofen nach 1945

Begehrlichkeiten

Bereits im März 1946 gab es erste Bemühungen der Stadt Cheb/Eger den Russ-Ofen für sich zu retten. In einem Schreiben an die örtliche Verwaltungskommission von Krásno/Schönfeld, dem Wohnort des Künstlers, wurde diese sogar aufgefordert, beim Transport des Ofens nach Cheb behilflich zu sein. Man stellte eine Frist und wollte den Künstler nach deren Ablauf mit dem Abbau des Ofens beauftragen.⁷⁶ Als man sich am 30. März 1946 erneut an die Verwaltungskommission wandte, wusste man nicht, dass Willy Russ bereits aus Krásno vertrieben worden war. Laut Bäumlová wurde er am 25. März 1946 ausgesiedelt und gelangte über das Lager Nové Sedlo/Neusattl in die amerikanische Besatzungszone.⁷⁷

Das Interesse am Ofen hielt an: Am 31. Oktober 1952 besuchten zwei Mitarbeiter der Verwaltung der Kulturdenkmäler aus Cheb (Genosse Otakar Černý und Genosse Jan Vítovec) das Muzeum Loket, um eine Schätzung des Ofens vorzunehmen. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass es sich um ein bedeutendes Kunstwerk handle. Der fachliche Abbau in Loket und der Wiederaufbau in Cheb würden, so ermittelten sie, ca. 70.000 bis 80.000 Kronen kosten, den Transport könnte die Stadtverwaltung Cheb mit einem eigenen Lastwagen realisieren.⁷⁸

In einem Schreiben vom 3. August 1954 an das Ministerium für Schulwesen, Wissenschaft und Kunst in Prag forderten die Mitglieder des Städtischen Nationalausschusses von Cheb unter Vorlegung von Akten aus Museum und Archiv Cheb, die Herstellung und Bezahlung des Ofens betreffend, eine Untersuchung zum weiteren Verbleib des Kunstwerks. Weil die Stadt Eger mit einem Zuschuss der Gauselbstverwaltung in Reichenberg den Ofen bezahlt und auch der Kunstverein Eger eine Spende dazu gegeben habe, und weil der Ofen nur für das Volkskunstmuseum Eger hergestellt worden sei, verlange man „die Zurückgabe dieses Kunstofens für seinen

76 Schreiben von Museum und Archiv der Stadt Eger an die Örtliche Verwaltungskommission Krásno, 7.3.1946, SOKA Cheb, Národopisné Muzeum Cheb, Karton 496-13.

77 Vgl. Bäumlová (wie Anm. 4), S. 98.

78 Aktennotiz vom 1.11.1952, SOKA Cheb, Národopisné Muzeum Cheb, Karton 496-13.

ursprünglichen Zweck, d. h. ins Egerer Volkskunstmuseum“. Weiter argumentierte man: „Dieser Ofen hat einen ausgesprochenen volkskünstlerischen Charakter der in ein Volkskunstmuseum passt, und so ein Museum gibt es im Karlsbader Kreis nur eins, und das ist in Eger, d. h. es handelt sich um ein Volkskunstmuseum des Kreises.“ Auch bei dieser Argumentation übersah man das Wappen des Reichsgaus und die politische Ausrichtung des Ofens und formulierte: „Der Ofen selbst trägt das zentrale Wappen von Eger und so kann man ihn nicht als geeignet für das Stadtmuseum Elbogen einstufen. Auch die Tatsachen, dass Schönfeld in der Nähe von Elbogen liegt oder dass der Ofen aus der Werkstatt dorthin gerettet wurde, ändern nichts an dieser Tatsache.“⁷⁹

Der Ofen blieb jedoch an seinem Standort in Loket. Selbst in *Rudé právo*, dem Zentralorgan der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, warb man jetzt mit dem „großen kunstvollen Ofen“.⁸⁰ Erst in den 1960er Jahren erfolgte ein Kurswechsel. Der Ofen wurde plötzlich als vulgär wirkendes Objekt ohne historischen und künstlerischen Wert beschrieben, das zu revanchistischen, propagandistischen Zwecken hergestellt worden sei, und als ideologisch unerwünscht eingestuft.⁸¹ Zu Beginn der 1980er Jahre – inzwischen waren fast zwei Drittel aller Reliefköpfchen des Ofens von Besuchern abgeschlagen worden – wurde er abgebaut und dem Muzeum Cheb übergeben. Dort wurde er restauriert und 1993 in der Abteilung zur Egerer Hafnerei auf der Burg in Cheb aufgebaut.

Sichtweisen

2018 erschien im *Sborník Muzea Karlovarského Kraje* [Jahrbuch der Museen des Karlsbader Bezirkes] ein Aufsatz, der sich dem Russ'schen Ofen widmet.⁸² Michaela Bäumlová beschreibt darin sehr

79 Dieses und das vorhergehende Zitat: Schreiben des MNV v Chebu [Städtischer Nationalausschuss Eger] an Ministerstvo školství, věd a umění [Ministerium für Schulwesen, Wissenschaft und Kunst], 3.8.1954, SOKA Cheb, Národopisné Muzeum Cheb, Karton 496-13.

80 Bildunterschrift zu einer Fotografie des Ofens. In: *Rudé právo*, 23.8.1958, S. 2, Nachlass Willy Russ, Egerland-Museum Marktredwitz, Inv. Nr. 13473.

81 Vgl. Bäumlová (wie Anm. 4), S. 100.

82 Bäumlová (wie Anm. 4).

genau die Entstehungsgeschichte, die Ikonographie und das „Schicksal“ des Ofens von 1945 bis heute. Obwohl sie denselben Aktenbestand verwendete, der auch für diesen Beitrag bearbeitet wurde, kommt sie zu dem Ergebnis, der Ofen sei als unpolitisches Werk zu verstehen. Josef Hanika als innovativen Museumsmacher und Willy Russ als harmlosen Künstler abzutun, greift zu kurz bzw. ist – so die These dieses Beitrags – falsch. Dabei sind es bei weitem nicht nur Tatsachen wie die Teilnahme Russ' an der Sudetendeutschen Kunstausstellung 1938 in Berlin,⁸³ Fotos, die zeigen, dass in seinem Atelier eine anscheinend von ihm gestaltete Hitler-Büste stand (Abb. 8), oder eine Karte in seinem Nachlass, auf der er seiner Tochter von „zeitgemässer Pflichterfüllung“ schreibt,⁸⁴ die aufhorchen lassen.

Zur Einschätzung der Arbeit Russ' muss zum Beispiel auch das Konzept des von ihm für die Diensträume der SS-Standarte Eger entworfenen Ofens⁸⁵ (Abb. 9) herangezogen und kritisch besehen werden.

Wie das Diensttagebuch 1939 der SS-Standarte Eger⁸⁶ zeigt, war der Ofen im März 1939 bereits in Arbeit. Er sollte später das Zimmer des Führers der Standarte schmücken, das wie die Besprechungszimmer auch mit verschiedenen Versatzstücken der Egerländer Volkskultur ausgestattet wurde.⁸⁷ Warum am 3. Juni 1939 – kurz vor der Einweihung der Diensträume am 1. Juli 1939 – dann in Tirschen-

83 Vgl. dazu: N. N.: Von der Sudetendeutschen Kunstausstellung. Beteiligung Egerländer Künstler. In: Ferdinand Swoboda (Hg.): Kunst des Egerlandes. Festschrift Gauausstellung „Bildende Kunst des Egerlandes“ Eger, 10.7.–6.8.1938 (=Sonderfolge der Zeitschrift Unser Egerland 1938, 7/8). Asch 1938, S. 122–129, hier S. 128.

84 Postkarte Willy Russ' an seine Tochter, Egerland-Museum Marktredwitz, Nachlass Willy Russ, Inv. Nr. 13556.

85 Zur Zuordnung des Ofens vgl. Bäumlová (wie Anm. 4), S. 89.

86 SS Diensttagebuch 1939 der 97. SS-Standarte Eger, Státní oblastní archiv v Plzňi, SS Standarta 97 Cheb, Eintrag vom 2.3.1939. Herzlichen Dank an Doc. Kristina Kaiserová für die Vermittlung dieser Quelle. Ihr und Dr. Sandra Kreisslová auch herzlichen Dank für die Hilfe bei der Übersetzung der tschechischen Quellen.

87 Egerländer Schränke und Truhen wurden in Königsberg und Maiergrün besorgt (Eintrag vom 13.2.1939), eine schmiedeeiserne Lampe u. a. in Petschau (Eintrag vom 2.3.1939). Vgl. SS Diensttagebuch 1939 (wie Anm. 86). Als Berater in Sachen Einrichtung der Diensträumlichkeiten trat der Maler und Gebrauchsgrafiker Franz Dietl (Pogratz 1892–Eger 1945) auf.



Abb. 8: Willy Russ in seinem Atelier, Foto aus: Náš [unser] Egerland, wie Anm. 102.

Abb. 9: Ofen von Willy Russ für die Diensträume der SS-Standarte Eger, Nachlass Willy Russ, Egerland-Museum Marktrechwitz, Inv. Nr. 13308.

reuth ein Kachelofen für die Dienststelle gekauft wurde⁸⁸ und von dem Russ-Ofen keine Rede mehr ist, ist nicht geklärt. Trotz seiner auf den ersten Blick rein folkloristisch erscheinenden Motivik zeigt auch dieser Ofen ein höchst politisches Programm. Alleine die Granaten-Form⁸⁹ und das am Sockel angebrachte Zitat „Und wenn die Welt voll Teufel wär“ macht ihn zu einem politischen Werk. Durch die Übernahme des aus dem Luther'schen Kirchenlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ stammenden Fahnenspruchs des k. und k. Infanterieregiments 73,⁹⁰ dem auch Russ angehörte, „Und wenn die Welt voll Teufel wär, wir folgen dir zu Ruhm und Ehr!“⁹¹, sollte – so ist zu vermuten – die Verbindung der SS zu diesem „Traditionsregiment“ hergestellt werden. Dieser Fahnenspruch taucht zu verschiedenen Zeiten in den verschiedensten politischen Zusammenhängen auf, immer stellt er eine „Anfeuerung“ zum Kampf für die „gerechte“ Sache dar.⁹² Er wurde auch Teil des Regimentsmarsches der „73er“, des sogenannten Egerländer Marsches⁹³, auf den im Bildprogramm des Ofens deutlich

88 SS Dienstagebuch 1939 (wie Anm. 86), Eintrag vom 3.6.1939.

89 erinnert sei an dieser Stelle an Kriegsnagelungen ähnlich geformter Objekte. Laut Bäumlová hat Russ diese Form bereits im Entwurf für ein Denkmal für die Gefallenen der Schlacht bei Königgrätz 1866 aus den Reihen der Egerer Infanterie gewählt. Vgl. Bäumlová (wie Anm. 4), S. 89, Anm. 43.

90 Das 1860 aufgestellte Regiment, dessen erster Garnisonsort Krakau war, wurde nach Stationen in Wien, Theresienstadt, Prag und Innsbruck 1889 nach Pilsen verlegt. Seiner Ergänzungsbezirksstation Eger mit der Zuständigkeit für das westliche Böhmen wegen galt das Regiment als „Egerländer Heimatregiment“. Zur Geschichte des Regiments vgl. Karl Ladek: Geschichte des k. u. k. Infanterieregimentes Albrecht Herzog von Württemberg Nr. 73. Prag 1912; Alfred Zerlik: Das k. und k. Infanterie-Regiment Nr. 73. In: Lorenz Schreiner (Hg.): Heimatkreis Eger. Geschichte einer deutschen Landschaft in Dokumentation und Erinnerungen. Amberg 1981, S. 157–158.

91 Vgl. dazu auch Michael Fischer: Zur lyrischen Rezeption des Lutherliedes „Ein feste Burg ist unser Gott“ im Ersten Weltkrieg. In: Nicolas Detering, Michael Fischer u. Aibe-Marlene Gerdes (Hg.): Populäre Kriegsliteratur im Ersten Weltkrieg (=Populäre Kultur und Musik, 7). Münster u. a., S. 67–95.

92 Vgl. z. B. Otto Rodhorsts Bestseller-Kriegsroman über die patriotische Stimmung bei der Mobilmachung 1914 mit dem Titel „Und wenn die Welt voll Teufel wär“.

93 Zum Egerländer Marsch vgl. Elisabeth Fendl: Der Egerländer Marsch. Zur Politisierung von Musik im 20. Jahrhundert. In: Marianne Bröcker

Bezug wird. Dieser 1891 von Wendelin Kopetzky komponierte Marsch enthielt in seinem ersten Teil zwei populäre Egerländer Volkslieder: „Musikanten, sads recht brav, / Musikanten, spülts fest af! / Geigen, Dudlsoog, Kla(r)ne(t)n / döi gebm a lusti's Lebm“ und „Bin i niat a schöina Roußbuttnbou / Bou, Bou, Bou, Roußbuttnbou“⁹⁴ – beide finden auf dem Ofen eine bildliche Umsetzung.

Der *Reichsrundfunk*, der sich als „Gehilfe der Heeres“⁹⁵ sah und der Lieder „als direkte oder indirekte Waffe“ pries, vereinnahmte den Egerländer Marsch um die Zeit des Einmarsches ins Sudetenland immer mehr.⁹⁶ Der Marsch wurde zum „Sturm-“⁹⁷ und „Kampflied“ der Sudetendeutschen.⁹⁸ Nach dem Anschluss des Egerlandes im Oktober 1938 erlebte er ein erneutes Aufblühen, bevor er als Propagandalied der Nationalsozialisten vom „Marsch der Deutschen in Polen“ abgelöst wurde.

Es ist davon auszugehen, dass Russ um die Konnotationen dieses Marsches wusste und sich bewusst darauf bezog. Nicht nur von Bäumlová wird dies übersehen bzw. zu wenig berücksichtigt. „Nach Anbruch der Nazizeit wandte sich Willi Russ der konfliktfreien The-

(Hg.): Das 20. Jahrhundert im Spiegel seiner Lieder (= Schriften der Universitätsbibliothek Bamberg, 12). Bamberg 2004, S. 39–58.

- 94 Diese hatten u. a. durch die in den 1870er Jahren verfasste Egerländer Lieder-Quadrille des in Wien als Bürgerschullehrer tätigen Hans Forster aus Gottschau bei Plan eine weite Verbreitung gefunden, z. B. in: Verein für Egerländer Volkskunde (Hg.): Egerländer Volkslieder. Mit einer literarischen Einleitung von Alois John, musikalische Bearbeitung von Josef Czerny. Eger 1898, S. 12–13.
- 95 Dieses und das nächste Zitat: Dietrich Wolf: Das Kampflied im Rundfunk als politische Waffe. In: Zeitschrift „Reichsrundfunk“, hg. von der Reichsrundfunk-Gesellschaft Berlin 20, 1941/42, S. 388–391, hier S. 388.
- 96 So lesen wir in der Zeitschrift „Reichsrundfunk“ im Dezember 1941, während beim „Anschluss der Ostmark“ kein einzelnes Lied besonders hervorgetreten sei, sondern ein „tippige[r] Schatz traditionsreicher Märsche und schöner Volkslieder [...] in den Märztagen des Jahres 1938 dem nunmehr Großdeutschen Rundfunk das Gepräge gaben“, könne und müsse man beim Egerländer Marsch von einer „programmatischen Bedeutung“ sprechen. Die eigentliche Geschichte des Marsches missachtend, wird berichtet, er sei „als Symbol des Egerländer Volkstumskampfes entstanden, und [...] wurde zum akustischen Mittelpunkt der entscheidenden Septembertage von 1938“. Ebd., S. 389.
- 97 Karl Michael Komma: Das Lied im sudetendeutschen Kampf. In: Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 12, 1938, S. 74–79, hier S. 77.
- 98 Hugo Theisinger: Erinnerungen an Böhmen. Lahntal 1978, S. 102.

matik der Egerländer Folklore zu“, heißt es auch 2004 im Katalog der Ausstellung *Willi Russ* im Krajské muzeum Cheb.⁹⁹ In der Fußnote wird dann allerdings angemerkt, dass Russ „sich einem aus heutiger Sicht problematischen Werk nicht entziehen [konnte], als er während des Krieges im Park hinter der Schönfelder Kirche das Mahnmal der Gefallenen des 2. Weltkrieges geschaffen hat, gestaltet als sog. ‚eisernes Kreuz‘ mit Sonnenkreuz in der Schenkelvierung“. Außerdem wird erwähnt, dass der Künstler an einer Hitlerbüste gearbeitet haben soll. Diese – das wurde bereits erwähnt – ist auch am Rande einer Fotografie zu sehen, die Russ bei der Arbeit an seinem Ofen zeigt (Abb. 8).

Michaelá Bäumlová beschreibt in ihrer 2018 veröffentlichten Studie Willy Russ als liebenswürdigen und humorvollen Menschen, der politisch nicht engagiert gewesen sei. Die von ihr als eine Art Entlastung angeführte Tatsache, er habe in Wien in den 1920er Jahren mit dem jüdischen Architekten Ernst Lichtblau¹⁰⁰ zusammengearbeitet,¹⁰¹ wirkt hilflos und erinnert an Angaben Deutscher, die ihre (angebliche) NS-kritische Haltung mit der Existenz jüdischer Freunde zu belegen versuchten.

Es gibt aber auch kritische Stimmen wie die des Archäologen Filip Prekop aus Loket, der im Februar 2018 in einem Vortrag beim Bund der Deutschen in Böhmen e. V., einem Verein der deutschen Minderheit in Westböhmen mit Sitz in Nečtiny/Netschetin, von dem „widersprüchlichen Ofen“ Russ’ sprach und dazu anregte, „bei den Auswertungen kritisches Denken“ einzusetzen.¹⁰²

99 Černý (wie Anm. 23), S. 44.

100 Das im 3. Wiener Stadtbezirk stehende „Schokoladenhaus“ in der Wattmannstraße 29 wurde von Ernst Lichtblau geplant, die braunen, die Fassade zierenden Majolikafriese hat Willy Russ entworfen. Vgl. dazu: <http://www.hietzing.at/Bezirk/geschichte2.php?id=162> (Zugriff: 22.8.2019).

101 Vgl. Bäumlová (wie Anm. 4), S. 87.

102 Zu der Vortragsveranstaltung vgl. Náš [unser] Egerland. Vortrag von Mag. Filip Prekop in der Bibliothek in Elbogen 8.2.2018, zit. nach: <https://deutschboehmen.com/berichte/berichte/nas-unser-egerland-vortrag-in-elbogen-8-2-2018> (Zugriff: 1.9.2018). Auch die Rolle Hanikas bei der Trachtenerneuerung bewerten nicht alle tschechischen Kollegen so positiv wie Bäumlová. Vgl. etwa Jan Šicha: Selka s Mutterkreuzem. Jak etnograf Josef Hanika připojil Sudety k Říši [Bäuerin mit Mutterkreuz. Wie der Ethnograf Josef Hanika das Sudetenland dem Reich angliederte]. In: paměť a dějiny 1, 2018, S. 116–121.

Gerüchte

Der Gerüchte um „den“ Ofen und dessen Schöpfer sind viele, auf deutscher wie auf tschechischer Seite. Das langlebigste ist wohl das der Existenz eines ähnlichen zweiten Ofens. Laut Rudolf Hemmerle etwa soll auch dieser nach den „Angaben des Volkskundlers Josef Hanika“ hergestellt worden sein.¹⁰³ Heinrich Zimmermann berichtet 1974, Russ habe auch an einem Ofen für Henleins Anwesen Lehnhof und an einem für das Landratsamt gearbeitet.¹⁰⁴ In einem nicht bezeichneten Ausschnitt aus einer deutschsprachigen Zeitschrift, der sich im Nachlass Russ befindet, heißt es unter einer Aufnahme von 1965, der Ofen, der jetzt in Elbogen stehe, sei eigentlich für den „Henlein-Hof“ bestimmt gewesen. Ein ähnlicher, etwas kleinerer Ofen sei im „sudetendeutschen Volkskunde-Museum“ in Eger gestanden.¹⁰⁵ Weder in den Archivalien des Bezirksarchivs Eger noch in einem aus der Feder Russ' stammenden Lebenslauf¹⁰⁶ ist davon die Rede.

Wie die genannten Mutmaßungen deutlich machen, wusste man also um die politische Konnotation des Ofens. Der „Henlein-Hof“, jener „Lehnhof“ (Manský Dvůr) nahe Unter-Sandau, war zu einer Art sudetendeutschem Erinnerungsort geworden. Die Tatsache, dass Konrad Henlein Russ mehrmals in seiner Werkstatt besucht¹⁰⁷ und einen Film über die Entstehung des Ofens¹⁰⁸ in Auftrag gegeben hatte, verstärkte ebenso wie das ikonografische Programm die Verbindung des Gauleiters mit diesem Kunstwerk.

Die Tatsache, dass auch in der Tschechoslowakei früh der Wert des Ofens erkannt wurde, führte zu dem von Franz Heidler verbreiteten Gerücht, man habe dem Künstler – weil man den „übernationalen Wert“ des Ofens erkannte – nach der Vertreibung das

103 Hemmerle (wie Anm. 23), S. 221.

104 Vgl. Heinrich Zimmermann: Der Bildhauer und Kunstkeramiker Willy Russ. Unveröff. Manuskript, um 1974.

105 Schwarzweiß-Fotografie mit Bildunterschrift, Aufnahme 1965, Nachlass Willy Russ, Egerland-Museum Marktredwitz, Inv. Nr. 13472.

106 Anna Egerer: In memoriam Willy Russ. In: Der Egerländer 7/8 (25), Juli/August 1974, S. 283. Dieser Beitrag enthält einen von Russ verfassten Lebenslauf.

107 Schreiben Willy Russ' an Josef Hanika, 6.9.1942, SOkA Cheb, Fond 35, Karton 496-13.

108 Der Film konnte trotz intensiver Nachforschungen von tschechischer wie deutscher Seite bisher nicht gefunden werden.

Angebot gemacht, „wieder ins Egerland zurückzukehren und dort weiterzuschaffen [sic]“.109

Nachdem die Stadt Loket vom Staat ihre Kunstsammlungen zurückerhalten hatte, wuchsen 2015 die Begehrlichkeiten auch in Richtung Russ-Ofen.110 Es kam schließlich zu einer Klage zwischen den Städten Loket und Cheb. „Es soll ihn derjenige besitzen, der ihn bezahlt hat“, konterte Bürgermeister Navrátil aus Cheb.111 „Wir geben den Ofen nicht her“, titelte die *Egerer Zeitung* in einem Artikel, in dem sie sich auf Jan Buriánek, einen Journalisten von *Chebský DENÍK*, bezieht.112

Ende des Jahres 2018 wurde gerichtlich entschieden, dass der Ofen, mit dem das Museum bereits viele Jahre erfolgreich wirbt (Abb. 10), im Besitz des Okres Cheb bleibt,113 der diesen dem Muzeum Cheb zur Verfügung stellt.

Statt eines Schlusses

Markus Krzoska hat 2016 konstatiert, dass der Erinnerungsort Egerland im deutschen Kontext weitgehend erloschen sei, er würde „nur noch in einigen Institutionen sowie der noch vorhandenen Heimatpresse“ weiterleben. Von tschechischer Seite bemerkte er „erst die Anfänge für die völlige mentale Aneignung der deutschen Vergangenheit“ der Region.114 Unabhängig davon, zu welcher Zeit das Egerland im tschechischen Kontext entdeckt wurde, ist festzustellen, dass der heutige tschechische Umgang mit dem „Egerland“ bisweilen

109 Franz Heidler: Willy Ruß – 65 Jahre. In: Karlsbader Zeitung 9 (24), 1974, S. 200.


110 Vgl. G. Juba: Der Egerländer Kachelofen von Willy Russ. In: Egerer Zeitung 5 (65), 2016, S. 68–69, hier S. 68.

111 Ebd.

112 EZ [Egerer Zeitung]/DENÍK/Buriánek: Wir geben den Ofen nicht her. In: Egerer Zeitung 11 (66), 2017, S. 167–168.

113 Vgl. dazu: N. N.: Kachelofen des Bildhauers Willy Russ bleibt in Eger, zit. nach: <https://www.onetz.de/oberpfalz/waldsassen/kachelofen-bildhauers-willy-russ-bleibt-eger-id2596222.html> (Zugriff: 1.9.2019); vgl. auch Jana Plechatá: Vzácná kachlová kamna, okterá se vedl spor, se dočkají obnovy [Wertvoller Kachelofen, über den gestritten wurde, erlebt seine Restaurierung], <https://www.idnes.cz/karlovy-vary/zpravy/kachlova-kamna-pozustalost-keramik-willy-russ-cheb-muzeum-restaurovani> (Zugriff: 1.9.2019).


114 Krzoska (wie Anm. 71), S. 97.



Muzeum Cheb,
příspěvková organizace
Karlovarského kraje
nám. Krále Jiřího z Poděbrad 493/4
350 11 Cheb
tel.: +420 354 400 620
fax.: +420 354 422 292
sekretariat@muzeumcheb.cz
www.muzeumcheb.cz

Muzeum Cheb

Příspěvková organizace
Karlovarského kraje



Kulturní dědictví Karlovarského kraje

Abb. 10: Prospekt des Muzeum Cheb, um 2010. Auf der Titelseite wird mit dem Egerer Ofen von Willy Russ geworben.

geprägt ist von einer unkritischen, gesellschaftliche Veränderungen negierenden, Konfliktzeiten ausblendenden romantisierenden Sicht, die zum Teil an den innersudetendeutschen landsmannschaftlichen Diskurs erinnert.

„Folk art“ and politics. Willy Russ' tiled stove for the Museum für Volkskunde in Eger/Cheb

For the Museum für Volkskunde in Eger, planned from 1939, its director Josef Hanika commissioned an ornamental tiled stove with scenic depictions of Egerländer customs and costumes from the artist Willy Russ as a central object. On the basis of this handicraft object, the present text shows the connection between popular aesthetics and politics. Willy Russ, who had studied at the Teplice School of Ceramics and at the School of Applied Arts (Kunstgewerbeschule) in Vienna, had already designed a stove for the SS-Standarte Eger. The pictorial programmes of the two stoves are only at first glance apolitical. They refer to central actors of the Reichsgau Sudetenland as well as to forms of rural culture and way of life instrumentalized by the National Socialists. The post-war history and the different interpretations at different times in Czechoslovakia and the Czech Republic are also addressed in the article.

Mitteilungen



Konjunktoren des Denkens. Kulturanalytische Überlegungen zur Wissenschaftsforschung*

Der Begriff der Konjunktur hat im folgenden Beitrag eine doppelte Bedeutung. Zum einen orientiert er sich am Börsenmodell, indem behauptet wird, dass auch wissenschaftliche Konzepte und Werke Kursschwankungen unterliegen, die in Zitationsdatenbanken und im Wissenschaftsranking zutage treten. Zum anderen wird unter Konjunktur im Sinne der *conjuncture* der Cultural Studies eine epochale Verbindung zwischen unterschiedlichen Artikulationsformen und Handlungsbereichen zu einer gesellschaftlich-kulturellen Konstellation verstanden. Die konjunkturale Analyse in der Wissenschaftsforschung hilft uns, epistemische Brüche wie Paradigmenwechsel als Teil eines generellen kulturellen Umbruchs zu verstehen.

Auch wissenschaftliches Denken unterliegt Kursschwankungen

Immer wieder aufs Neue werden wir, Studierende und Dozierende gleichermaßen, mit der Tatsache konfrontiert, dass es zu einem gegebenen Zeitpunkt AutorInnen, Konzepte, Werke (populär ausgedrückt: Titel, Thesen, Temperamente) gibt, an denen anscheinend nicht vorbeizukommen ist. Wir können diese Tendenzen als Konjunktoren wissenschaftlichen Denkens bezeichnen. Wissenschaftliche Zeitschriften – in unserem Fach *Zeitschrift für Volkskunde*, *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* oder ein Rezensionsorgan wie das *Bayerische Jahrbuch für Volkskunde* – fungieren in diesem Zusammenhang gewissermaßen

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich des 60. Geburtstags von Univ.-Prof. Dr. Klaus Schönberger, gehalten am 9.5.2019 am Institut für Kulturanalyse der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

als Konjunkturbarometer. Sie zeigen an, welche Autorinnen, welche Autoren in einem bestimmten Zeitraum „angesagt“ sind, welche AutorInnen am häufigsten zitiert, welche Werke am häufigsten zur Rahmung der eigenen Forschung herangezogen werden. Mit einer entsprechenden Inhaltsanalyse ließe sich unter anderem untersuchen, ob es signifikante Unterschiede zwischen den jeweiligen nationalen Fachorganen gibt oder ob sich die entsprechenden Trends, was ich vermute, über nationale Diskursgrenzen hinwegsetzen. Besonders aussagekräftig für das, was ich Konjunkturen des wissenschaftlichen Denkens nenne, sind die AutorInnen, deren Werke und analytische Konzepte der theoretischen Grundierung bzw. Rahmung von Abhandlungen dienen. Deren Vorhandensein wird von den GutachterInnen* der nationalen Fördereinrichtungen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) akribisch überprüft, gilt es doch als Ausweis dafür, dass der Antrag auf der Höhe der Zeit, das heißt auf der Höhe des aktuellen Diskurses ist. Dies ist allerdings auch ein Ausweis dafür, dass diese Konjunkturen wirkmächtig sind. Ohne dass ich dies mit entsprechenden Daten untermauern könnte, möchte ich doch behaupten, dass es dort, wo es um grundlegende Erörterungen analytischer Art, um Fragen der Epistemologie, der Heuristik usw. geht, zur Zeit keinen Weg vorbei an Bruno Latour und seiner Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) gibt. Selbst wenn man die Überlegungen von Latour nicht teilt, sieht man sich häufig genötigt, in der eigenen Abhandlung kritisch auf diese Überlegungen einzugehen, um zu zeigen, dass man sich auf der Höhe der Zeit befindet. Ultimatives Zeichen dafür, dass wir es mit einem Autor zu tun haben, dessen Werk den wissenschaftlichen Diskurs einer Zeit wesentlich bestimmt.

Vielleicht ist es hilfreich, wenn wir uns in die jüngere Vergangenheit begeben, um das Gemeinte zu verdeutlichen. In den 1980er, 1990er Jahren ging kein Weg an Clifford Geertz und seiner interpretativen, deutenden Ethnologie vorbei. Wie Geertz schrieb, ging es dieser nicht darum, „unsere tiefsten Fragen zu beantworten, sondern uns mit anderen Antworten vertraut zu machen, die andere

** Im Weiteren ist beim grammatikalischen Maskulinum immer sowohl die männliche als auch die weibliche Form gemeint. Zur besseren Lesbarkeit des Textes habe ich auf ein durchgängiges Gendern verzichtet (R. L.).

Menschen gefunden haben, und diese Antworten in das jedermann zugängliche Archiv menschlicher Äußerungen aufzunehmen“.¹ Die Erstellung eines solchen Archivs ist nach wie vor aktuell und seine Zielsetzung, zum wechselseitigen menschlichen Verstehen beizutragen, bildet letztendlich einen Kern unserer fachlichen Bestrebungen, ganz abgesehen davon, dass ein solches Archiv Optionen des Handelns bereitstellt. Dennoch ist der Rückgriff auf Geertz nicht mehr allgegenwärtig. Auch wenn in der Springer-Verlagsreihe für 2020 ein Buch *Zur Aktualität von Clifford Geertz* angekündigt ist (wobei ich besonders gespannt auf die Begründung der Aktualität durch den Herausgeber bin), so steht doch außer Frage, dass die Resonanz des Werks im Fach im Schwinden ist. Das hat viel, so meine ich, mit der Methode, der Deutung zu tun, die als *Auslegekunst* den szientistischen Ansprüchen, die auch in den Kulturwissenschaften vermehrt gestellt werden, nicht mehr genügt. Bei dieser Kritik steht vor allem, szientistisch formuliert, die Fallibilität von Deutungen im Vordergrund, das heißt die den Deutungen innewohnende Gefahr der Fehlinterpretation. In der Tat ist ja die *Dichte Beschreibung*, die den Kern der Geertz'schen Methodologie ausmacht, ein außerordentlich fragiles Unternehmen, das uns aber dennoch oder gerade deswegen begeistert hat: Es ist sozusagen die disziplinäre *softness* par excellence. Niemand, der Geertz gelesen hat, wird die Unterscheidung von dünner und dichter Beschreibung, die Geertz von dem Philosophen Gilbert Ryle übernommen hat, jemals vergessen: den Unterschied zwischen dem unwillkürlichen Zucken des Augenlids und dem Zwinkern, zwischen Zwinkern und so tun, als ob man zwinkere. Die *Dichte Beschreibung* begeisterte uns auch deshalb so, weil sie unseren Alltagserfahrungen entsprach: das stumme Einverständnis, das durch den Akt des Zwinkerns zwischen Sender und Empfänger hergestellt wird. Zugleich aber ist nicht zu leugnen, dass die Unterscheidung zwischen Zwinkern und So-Tun-als-ob gewisse interpretative Schwierigkeiten mit sich bringt. Kein Wunder, dass sich die Szientisten gegenüber einem solchen Verfahren skeptisch zeigen. In seiner Charakterisierung von Karl Kraus schrieb der Schriftsteller Friedrich Torberg, dass dieser, „weil Zynismus ihm meilenferne lag,

1 Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1987, S. 43.

nicht eben zwinkern [konnte]. Aber er konnte schmunzeln“.² Das macht die Sache gewiss nicht einfacher.

Wenn wir im Zusammenhang mit Wissenschaft von Konjunkturen sprechen, dann orientieren wir uns strenggenommen an einem Börsenmodell mit steigenden und fallenden Werten.³ Der Vergleich des Wissenschaftsbetriebs (hier mit Betonung auf *Betrieb*) mit der Börse mag uns nicht gefallen, aber zweifellos vermittelt er uns neue Einsichten, die helfen, Wissenschaft nüchterner zu sehen, sie vom hohen Sockel zu holen. „Etwas vom hohen Sockel holen“, darin besteht überhaupt eine der wichtigsten Funktionen dessen, was der Philosoph Kenneth Burke *perspective by incongruity*⁴ genannt hat, eine Perspektivenverschiebung, deren Ziel es ist, die Erwartungen einer Person zu irritieren, indem etwas Vertrautes verfremdet wird. Ein Meister der wissenschaftlichen Perspektivenverschiebung war zweifellos der Soziologe Erving Goffman, der in seinen Studien Ironie, Wortspiel und schwarzen Humor als Erkenntnismittel einsetzte. So schlug er unter anderem vor, die Verkäuferin als eine andere Art von Prostituierten (und die Prostituierte als eine andere Art von Verkäuferin) wahrzunehmen, nicht um die ehrbare Person der Verkäuferin zu diskreditieren, sondern um die Grenzwertigkeit der an sie gestellten Anforderungen zu verdeutlichen. Dabei ist zu bedenken, dass es kein Zufall ist, sondern geradezu zwingend, dass Goffman seinen performativen Ansatz in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten entwickelt hat, in einer Zeit und in einem kulturellen Umfeld, wo das *keep smiling* zum Verhaltensideal des All-American Girl wurde, als deren zeitgenössische Ikone die Filmschauspielerin und Sängerin Doris Day galt. Dieses Verhaltensideal wurde, für uns nicht unwichtig, im Übrigen auf die Kontaktaufnahme im Forschungsfeld übertragen. In den 1960er Jahren herrschten in Methodenbüchern Anweisungen vor, die in ihrer Naivität an Vorschläge aus der Verkaufskunde erinnerten: „nett sein“; „sich herzlich und umgänglich

2 Friedrich Torberg: *Apropos. Nachgelassenes – Kritisches – Bleibendes*. Frankfurt a. M., Berlin 1988, S. 120.

3 Das Börsenmodell eignet sich deshalb so gut zur Charakterisierung wissenschaftlicher Konjunkturen, weil es auch die Wiederkehr zeitweise vom ‚Markt‘ verschwundener Kurswerte denkbar macht.

4 Kenneth Burke: *Permanence and Change. An Anatomy of Purpose*. Berkeley, Los Angeles 1984.

geben“. Wir sehen: *Wir alle spielen Theater*, wie der deutsche Titel von Goffmans Klassiker *The Presentation of Self in Everyday Life*⁵ lautet, ein Buch, das heute durchaus als Vorläufer des *self help*-Genre, der Ratgeberliteratur, gelten kann.

Warum den Zeitgenossen die Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften durchaus einleuchtete

Wissenschaft vollzieht sich nicht im luftleeren Raum. Selbst der hartgesottenste Vertreter der *armchair*-Wissenschaft verlässt zuweilen seinen Elfenbeinturm und erschließt sich dabei womöglich *en passant* neue Wege der Erkenntnis. Ein schönes Beispiel bildet der französische Bakteriologe Alexandre Yersin, ein begeisterter Flaneur, der gegen Ende des 19. Jahrhunderts sein Labor verließ, um den Stadtraum selbst zu einem Ort der bakteriologischen Forschung zu machen – und damit eine genuin Pariser Bakteriologie zu schaffen, eine „bacteriologie en plein air“, wie sie von Yersins Mentor Emile Roux in Analogie zur *plein air*-Malerei der Impressionisten genannt wurde.⁶ Was ich damit sagen will: Wissenschaft findet an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit statt: hier in Paris zur Zeit der Impressionisten. Die lokale Herkunft ist der Disziplin gelegentlich wie ein Markenzeichen eingeschrieben: Chicago School of Urban Sociology beispielsweise, Manchester School of Social Anthropology, Birmingham School of Cultural Studies. Diese lokale Prägung geht häufig über das bloße Labeling hinaus. Die Chicago School war auf die Stadt als Feld angewiesen, um zu ihren Erkenntnissen zu gelangen, aber diese Ortsgebundenheit der Ergebnisse ließ Kritiker auch die Verallgemeinerung der Chicagoer Theoriebildung, etwa das berühmte idealtypische Diagramm der Großstadt von Ernest Burgess mit seinem Zonenmodell, in Zweifel ziehen.⁷ In der Tat lässt sich ja sagen, dass

- 5 Erving Goffman: *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York 1959.
- 6 Andrew Mendelsohn: *The Microscopist of Modern Life*. In: *Osiris* 18, 2003, S. 150–170.
- 7 Vgl. Ernest W. Burgess: *The Growth of the City: An Introduction to a Research Project*. In: Robert E. Park, Ernest W. Burgess, Roderick D. McKenzie: *The City*. Chicago, London 1967 (1925), S. 47–62.

die *Zone in Transition*, in Burgess' Diagramm Ort der ersten Niederlassung der Immigranten und Gebiet der ethnischen Enklaven, sehr Chicago-affin und topografisch kaum auf New York übertragbar ist. Stattdessen bietet sie eine Fülle an Untersuchungsmöglichkeiten für eine Soziologie, der es um die Interdependenz von Ökologie und Kultur geht – Markenzeichen der Chicagoer Stadtsoziologie. Generell ist in der Wissenschaftsforschung die räumliche Atmosphäre zu wenig beachtet worden. Es ist ganz und gar nicht unerheblich, ob in einer geschäftigen Stadt wie Chicago in den 1920ern, in einer unwirklichen Stadt wie Los Angeles in den 1970ern oder in einer eingemauerten Stadt wie West-Berlin in der Vorwendezeit geforscht wird.

Wie sehr die atmosphärische Gestimmtheit des Raums, in der Wissenschaft stattfindet, deren Befunde prägen kann, das hat Louis Samuel Feuer am Beispiel von Einsteins Relativitätstheorie aufgezeigt. Um diese in ihrer spezifischen Genese zu verstehen, müsse, so Feuer, dem generationsspezifischen Aufbegehren in Zürich und Bern um 1900 Rechnung getragen werden, das zu einer veritablen Gegenkultur führte. Die gegenkulturelle Haltung Einsteins, die er sich in gewisser Hinsicht sein Leben lang bewahrt hat, artikuliert sich für Feuer nicht zuletzt in der Bezeichnung, die er seiner Theorie gegeben hat. Wie Einstein nämlich Jahrzehnte später eingestanden hat, war die Bezeichnung „Relativitätstheorie“, was deren logischen Gehalt angeht, eher eine Fehlbezeichnung; vom „Prinzip der Co-Varianz“ zu sprechen, wäre seiner Ansicht nach angemessener gewesen: „But the emotive force of the word ‚relativity‘, so Feuer, „the emotive symbol of those in rebellion against the absolutes of the establishment in all fields, was the controlling factor in the choice of language“.⁸ So gesehen war die Bezeichnung „Relativitätstheorie“ ein Bekenntnis Einsteins zur Gegenkultur.⁹

8 Lewis S. Feuer: *The Social Roots of Einstein's Theory of Relativity*. In: Ders.: *Einstein and the Generations of Science*. New York 1974, S. 3–105, hier S. 55.

9 „Haarschopf und Zunge sind, wie vielleicht nur noch der auf dem Klo sitzende Frank Zappa, zum Emblem für antibürgerliche Unangepasstheit geworden.“ Michael Hagner: *Zur Einführung*. In: Ders. (Hg.): *Einstein on the Beach. Der Physiker als Phänomen*, Frankfurt 2005, S. 11. Hier fragt sich höchstens: Wer kennt noch den auf dem Klo sitzenden Frank Zappa?

Um der Imprägnierung wissenschaftlicher Denkstile und Verfahrensweisen durch Raum und Zeit auf die Spur zu kommen, gilt es zuweilen, unkonventionelle Fragen zu stellen: Warum legte man sich beispielsweise in Wien zwecks Erkundung des Seelenlebens auf die Couch, während man sich in Berlin an Elektroden anschließen ließ? Um Missverständnisse zu vermeiden, sei in Parenthese hinzugefügt, dass sich die Psychoanalyse auch in Berlin durchsetzte.¹⁰ Nichtsdestoweniger scheint mir die Idee, Menschen an Elektroden anzuschließen, um ihr Seelenleben zu erkunden, repräsentativ für die Berliner, sie auf die Couch zu legen repräsentativ für die Wiener Geisteslandschaft zu sein. Auf Fragen dieser Art war ich im Zuge meiner jüngsten Berlin-Studie gekommen.¹¹ Mit Erstaunen musste ich bei meiner Recherche feststellen, dass Mitte der 1920er Jahre in Berlin die Vorstellung aufkam, dass man die Seele mittels Elektrizität durchleuchten könne, gewissermaßen ein X-Ray-Apparat für die Psyche. Die Möglichkeit einer *Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften*, so der Titel einer Abhandlung des Psychotechnikers Robert Werner Schulte,¹² faszinierte das zeitgenössische Berliner Publikum, das über die Diagnostik, wie die neue Methode bezeichnet wurde, in diversen Presseberichten informiert wurde, eine Sensationsmeldung, wie gesagt wurde. 1926 veröffentlichte der seinerzeit berühmte Autor Emil Ludwig in der *Berliner Illustrierten Zeitung* vom 7. März 1926

10 „Sie müssen in Berlin hart zu kämpfen haben“, schrieb Ernest Jones an Karl Abraham, den Kopf der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung. Im Juli 1912 konnte Abraham Freud aber schriftlich mitteilen, dass es „selbst in Berlin kein Martyrium mehr (ist), ihr Anhänger zu sein“. Peter Gay: Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt 1989, S. 208. Was immerhin bedeutet, dass die Anhängerschaft einmal ein Martyrium war. Eli Zaretsky führt die Faszination, die die Psychoanalyse einst ausübte, letztlich auf die globale Entwurzelung zurück, die durch Massenkonsum, Kapitalismus und durch das Entstehen neuer Medien wie Werbung und Film ausgelöst wurde. Eli Zaretsky: Freud im 21. Jahrhundert. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS Band LXI, 2–3, 2007, S. 157–173, hier: S. 157. Dies mag die Schwierigkeiten bei der Durchsetzung der Psychoanalyse in Berlin erklären. Berliner waren dafür bekannt, alle *fads and fashions* baldmöglichst aufzugreifen. Vgl. Rolf Lindner: Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie der großen Stadt, Berlin 2016.

11 Vgl. Lindner, ebd., S. 123, Anm. 55.

12 Robert Werner Schulte: Über Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften. In: Psychologie und Medizin 1, 1925, S. 62–94.

einen Bericht über seine Erfahrungen als Experimentalobjekt der Diagnostik.¹³

Die Durchleuchtung der Seele

In einem leeren Zimmer, irgendwo in Berlin, werde ich vor einen mittelgroßen, viereckigen Metallkasten geführt, in dem man mir einen Akkumulator, einen Rheostaten und einen Schalter zeigt. Daneben auf dem Tisch steht ein Gipskopf, mit vielen nummerierten Kreuzen, roten und schwarzen, bedeckt; ich bemerke Zahlen bis 50, wohl auch mehr; manche stehen in der Mitte kleiner Kreise, die auch a, b, c ansagen. Drei Männer, die Apparat und Kopf erklären, zwei deutsche Techniker, ein Schweizer Arzt, sachliche Herren, bedeuten mir: die roten Zahlen sagen diejenigen Reizstellen der menschlichen Kopfhaut an, die bestimmten Organen des Körpers entsprechen, werden also somatische genannt; die schwarzen sind die psychologischen Reizstellen, die also, aus deren Reaktion auf einen bestimmten elektrischen Strom sich die Eigenschaften der Seele schließen. Diese sind es, die mich allein oder zunächst fesseln; sie will ich prüfen. [...] Zunächst wird, indem ich eine der beiden Elektroden mit beiden Händen anfasse, in einer halben Minute festgestellt, welche Stromstärke ich ohne Schmerz und Schlag vertrage; auf dieses Maximum der Sensibilität, bei jedem Menschen verschieden, wird der Apparat eingestellt. Dann hängt mir der Untersucher einen doppelten Telephonhörer um den Kopf, dass beide Muscheln an meinem Ohr sitzen. Dieselbe tönende Darstellung der Reaktionen, in Gestalt derselben Telephonmuscheln hört der Untersucher. Dieser nähert nun die zweite Elektrode, in eine kleine Stange mündend, meiner Stirn, und zwar genau auf dem Punkte, der dem mit 1 bezeichneten Punkt auf dem Gipsmodell vor mir entspricht. Rasch geht die Untersuchung von einem Punkt zum anderen: bei jeder Berührung höre ich aus meinen Muscheln einen leiseren oder lauterem Ton, ein Zirpen, ähnlich jenem, das uns das Besetzzeichen einer Nummer im Telephonverkehr anzeigt [...] Der mit den Ziffern vorgedruckte Bogen der Protokollierenden bedeckt sich mit Zahlen von 1 bis 4 [...]. In einer Erregung, die vielleicht mehr als Neugier war, nahm ich nach Beendigung der Analyse, nach einer halben Stunde, den Bogen zur Hand, sah die kurvenreiche Linie an, die sich aus der Verbindung der in die Skala eingetragenen Zahlen 1–4 ergeben hatte, einer Fieber- oder Wet-

13 Vgl. Emil Ludwig: Die Durchleuchtung der Seele. In: Berliner Illustrierte Zeitung 10, 1926, S. 299–306.

terkurve ähnlich, hielt daneben die Auflösung der Scharade in Gestalt der Erklärung jeder Ziffer durch eine psychische Kategorie [...] Was aber fand ich? Ein Bildnis meines inneren Wesens, fast gleich dem Bildnis, das ich im Herzen trug. Hier lag, in einer zifferreichen Kurve, die Linie meines Charakters vor mir da. Ich las, wie Phantasie und Logik, wie konstruktives Denken, Farben- und Ortssinn, Mathematik und Technik sich in meinem Innern normal, unter- oder übernormal vertreten finden, ich las, inwieweit der Wille, die Entschlusskraft, inwieweit Mystik, Neurasthenie, Eitelkeit, Geiz, Sparsamkeit, Selbstsucht, Sexualität, Jähzorn, Fleiß, Ordnungsliebe, Streben, das Tempo des Denkens und des Handelns in mir stark oder schwach sind. Ich las auch, von welcher Art mein Stil ist, in welchen Formen des Schreibens ich begabt, in welchen unbegabt bin, von welcher Art von Musik ich ergriffen werde, ob ich zum Diplomaten, Pädagogen geeignet oder ungeeignet sei, für welche Dinge ich Gedächtnis, für welche ich keines besitze. Ja, der geheimnisvolle Wechsel zwischen Melancholie und Heiterkeit, der die Farbe mancher Charaktere geradezu entscheidet, stand hier, von einem Apparate richtig aufgezeichnet. (Meine Hervorhebung, R. L.)

Es ist schon erstaunlich zu sehen, wie fasziniert Ludwig von der Durchleuchtung des eigenen Charakters bis ins intimste Detail, bis zum geheimnisvollen Wechsel zwischen Melancholie und Heiterkeit ist. Der Medizinhistoriker Cornelius Borck¹⁴ hat in der Technologie der Diagnostik eine gewissermaßen elektrifizierte Version von Franz Joseph Galls Schädellehre gesehen. Ähnlich wie Gall vermeinte, aus Erhebungen und Vertiefungen am Schädel menschliche Eigenschaften, Neigungen und Fähigkeiten erschließen zu können (was, nebenbei gesagt, um 1800 dazu führte, dass es in Wien zu einem beliebten Gesellschaftsspiel wurde, sich gegenseitig die Schädel nach Höckern abzutasten), so glaubte man mittels der von Zacher Bisky entwickelten Diagnostik anhand der Stärke der elektrischen Signale an den rund fünfzig Reflexzonen auf die spezifischen Charakterzüge des Probanden schließen zu können: Wille, Entschlusskraft, Eitelkeit, Geiz, Sparsamkeit, Selbstsucht, Sexualität, Jähzorn, Fleiß, Ordnungsliebe und vieles mehr, und dies alles in einem Bruchteil der

14 Vgl. Cornelius Borck: Electricity as a Medium of Psychic Life. Electrotechnological Adventures into Psychodiagnosis in Weimar Germany. In: Science in Context 14 (4), 2001, S. 565–590.

Zeit, die ansonsten zum Personality Profiling, wie wir heute sagen würden, vonnöten wäre. Wir können hier durchaus, was die angebliche Registrierung von Tugenden (und Untugenden) angeht (Jähzorn, Fleiß, Ordnungsliebe), von einer Vorläuferidee des Social Scoring sprechen, wie es in China praktiziert wird. So wie sich schon bei Gall, Michael Hagners Studie *Homo cerebrialis*¹⁵ zufolge, die lokalisierten Elementareinheiten als Elemente des um 1800 gängigen bürgerlichen Verhaltensrepertoires entpuppten, so bezieht sich die Lokalisierung von Eigenschaften bei der Diagnostik auf Charakterzüge, die dem zeitgenössischen Menschenbild entsprechen, allen voran Wille und Entschlusskraft als Verhaltensmodi des sogenannten Tatmenschen.¹⁶

Es geht mir hier nicht darum, den Wahrheitsgehalt der Methode zu bestimmen (zeitgenössisch wird die Diagnostik von führenden Hirnforschern rasch als reine Quacksalberei abgetan, andere sehen darin eine vorweggenommene Idee der Elektroenzephalographie), als vielmehr auf die Faszination hinzuweisen, die das Verfahren auf Zeitgenossen ausstrahlte. Nicht von ungefähr greift Ludwig in seinem Bericht mehrfach auf den Telefonverkehr als Analogie zurück; so vergleicht er beispielsweise das Zirpen in seiner Hörmuschel mit dem Besetztzeichen am Telefon. Diese Analogisierung ist insofern für unseren Argumentationszusammenhang von zentraler Bedeutung, als das Telefon im Berlin der Zwanzigerjahre so etwas wie das Leitmedium der Zeit ist; kaum ein zeitgenössischer Berlin-Roman, in dem nicht das Telefon eine leitende Rolle (im doppelten Sinne des Wortes) spielt. Berlin wird in dieser Zeit als „telephonierwütigste Stadt der Welt“¹⁷ beschrieben, mit mehr Anschlüssen und

15 Michael Hagner: *Homo cerebrialis*. Vom Seelenorgan zum Gehirn. Berlin 1997.

16 Der „Tatmensch“, die „Idealinkarnation des modernen Menschen“ (Fritz Kahn: Sie schlafen zuviel! In: *Uhu* Juli 1927, S. 92–96, hier: S. 94), ist eine kulturelle Figur der 1920er Jahre, Extrakt diverser Typenlehren und Gegenstand von „Wegweisern“ wie Eugen Isken: *Werde Tatmensch*, Pfullingen 1928. Zur Diskussion kultureller Figuren vgl. Moritz Ege, Jens Wietschorke: *Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse*. In: *LiThes* 11, Oktober 2014.

17 Helmut Lethen: *Chicago und Moskau. Berlins moderne Kultur der 20er Jahre zwischen Inflation und Weltwirtschaftskrise*. In: Jochen Boberg, Tilman Fichter, Eckhart Gillen (Hg.): *Die Metropole. Industriekultur in Berlin im 20. Jahrhundert*. München 1986, S. 210.

mehr täglichen Telefongesprächen als in New York. Nicht weniger bedeutsam wie die Telefonierwut (die sich in Gabriele Tergits Berlin-Roman von 1931 – *Käsebier erobert den Kurfürstendam* – in der allgegenwärtigen Floskel „Wir telefonieren“ literarisch ausdrückt¹⁸) war die allgemeine, schichtenübergreifende Radiobegeisterung, die auch die Arbeiterschaft erfasste, die sich in der Arbeiterradiobewegung organisierte. Gerade das Radio bot die Möglichkeit, am technischen Fortschritt der Zeit teilzuhaben. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass es den Zeitgenossen durchaus einleuchtete, dass die elektrischen Kraftströme mithilfe der Detektoren auch etwas über seelische Eigenschaften verraten können. Dazu passt, dass zeitgenössisch auch von der „Radio-Illumination der Seele“ durch die Diagnostik gesprochen wurde. Wenn man zeitgenössische künstlerische Darstellungen des Rundfunkteilnehmers, vor allem den *Radionisten* von Kurt Günther aus dem Jahre 1927, betrachtet, dann fällt einem sofort die Analogie zwischen Hörsituation und Experimentalsituation auf. Auch der Radionist ist an den Apparat angeschlossen.

Sachlichkeit und Traum

Kehren wir an dieser Stelle zurück zu den Konjunkturen des Denkens. „Konjunktur“, unser Schlüsselwort, hat eine Doppelbedeutung. Zum einen verstehen wir darunter, wie gesehen, einen Begriff zur Beschreibung bzw. Bestimmung einer Wirtschaftslage, das, was wir als Börsenmodell der Wissenschaften bezeichnet haben: *en hausse*, *en baisse*, Aufstieg und Fall der Werte, wie sie im Feld der Wissenschaften in Zitationsdatenbanken (sic!) wie dem *Arts & Humanities Citation Index* (wo u. a. die *Zeitschrift für Volkskunde* aufgeführt ist) und Rankings zum Ausdruck kommen. Das allgegenwärtige Medium „Ranking“ (inzwischen gibt es bereits *Deutschlands schnellste Ranking-show* auf RTL) stellt Personen und Institutionen der Wissenschaft Seite an Seite mit Rankings wie *Die besten zehn tierischen Geschichten des Jahres*, gelistet vom Wissenschaftsmagazin *Nature*, das wiederum laut Journal Citation Reports die weltweit am meisten zitierte interdisziplinäre Fachzeitschrift mit dem höchsten sogenannten Impact-

18 Gabriele Tergit: *Käsebier erobert den Kurfürstendam*. Berlin 1931.

Faktor in ihrer Kategorie ist.¹⁹ Zum anderen wird unter Konjunktur, abgeleitet vom lateinischen *conjunctio*, eine (thematische) Verbindung zwischen unterschiedlichen Elementen und ein Zusammentreffen bestimmter Umstände innerhalb eines spezifischen Zeitraums begriffen. Im letzteren Sinne hat *conjuncture* einen zentralen analytischen Stellenwert innerhalb der Cultural Studies gewonnen. Eine *historical conjuncture* meint dann den historischen Augenblick, in dem es zu einer spezifischen Konstellation von politischen, ökonomischen und kulturellen Wirkmächten kommt, die einer Epoche ihre besondere Kultur verleiht. Bei den Cultural Studies bezieht sich dies in der Regel auf makropolitische Umbrüche (etwa die Formierung der neoliberalen *conjuncture* unter Thatcher²⁰), mir hingegen geht es in erster Linie um *cultural conjunctures*, die den Akzent auf Brüche in den Anschauungs-, Denk- und Erkenntnisweisen legen.²¹ Im Kontext einer solchen Perspektive erweisen sich die infrage stehenden Phänomene insofern als kulturspezifisch, als sie mit den jeweiligen Zuschreibungen an die beiden Metropolen korrespondieren: die Elektrodiagnose in Berlin, die Psychoanalyse in Wien. Dabei steht weder die Elektrodiagnose noch die Psychoanalyse für sich; vielmehr sind beide eingebettet in ein dichtes Netz von Akteuren und Aktanten (um hier einmal der ANT Tribut zu zollen). Die Elektrodiagnose erweist sich dann als Ausdruck der bedingungslosen Modernität, die Berlin in den Zwanzigerjahren auszeichnet. Diese Modernität artikuliert sich nicht zuletzt in der Begeisterung für alles Elektrische, das zur Metapher für modernes Leben wird. Was sich hier andeutet, ist das Entstehen eines Leitthemas, das auf zahlreiche Gebiete übergreift. Berlin, „electrically the most important city“, wie eine Gruppe von Elektroingenieuren aus Melbourne 1912 auf einer Visite konstatierte²², ist nicht nur die Stadt der Elektroindustrie, sie ist auch die elektrifizierte im materiellen und die elektrisierende Stadt im übertragenen Sinne, die ihre Bewohner

19 Zur Problematik des Wissenschaftsrankings vgl. Uwe Jochum: Wissenschaftsranking. Konstanzer Online-Publikationssystem (KOPS), <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bsz:352-opus-57496> (Zugriff: 10.12.2019).

20 Vgl. Stuart Hall, Brian Roberts, John Clarke u. a.: *Policing The Crisis, Mugging, The State, and Law and Order*. London, Basingstoke 1978.

21 Vgl. als konkretes Beispiel: Rolf Lindner: *Die Stunde der Cultural Studies*. Wien 2000.

22 Zit. n. Joachim Schlör, *Nachts in der großen Stadt*, München 1991, S. 69

mit Energie aufgeladen und unter Spannung gesetzt hat: Bloß nichts verpassen, lautet die Devise! Fritz Kahn hat 1926 mit seiner Lehrtafel *Der Mensch als Industriepalast* eine Allegorie des modernen Menschen als Kraftwerk geschaffen. Um die Bedeutung des Elektrischen im Alltag zu begreifen, muss alles zusammen gedacht werden: die Elektroindustrie als Leitindustrie, das entwickelte Verkehrswesen, Berlin als Wiege des Rundfunks, der Funkturm als Sender und Wahrzeichen, die frühe Unterhaltungselektronik, die Schlagerindustrie (mit der Grammophon- und Schallplattengesellschaft Electrola, wie die amerikanische Gramophone Company 1925 ihre Berliner Tochter nannte), die Wanderschrift-Lichtreklame, die Zerstreuungsindustrie, vor allem das Kino, und die allumfassende Elektrifizierung des Alltags mit ihren neuen Haushaltsgeräten (wobei insbesondere der Haartrockner, bald nur noch Fön nach der Marke der Sanitas GmbH genannt, einen besonders hohen praktischen *und* symbolischen Stellenwert einnimmt, gewissermaßen als Aktant der Neuen Frau).²³ Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum den Zeitgenossen die Vorstellung einer Elektrodiagnose seelischer Eigenschaften nicht von vornherein als abwegig erschien. Im Gegenteil: Eine solche Technologie erschien dem Laienpublikum als logische Konsequenz der technologischen Entwicklung, vorgezeichnet auch durch das Mensch-Maschine-Denken in Wissenschaft und Populärkultur. Kaum erstaunlich daher, dass das Publikum, mehr als die Vertreter der Wissenschaft, ein paar Jahre später die Elektroenzephalographie als eine „mind-reading machine“ akzeptierte, wie Cornelius Borck aufgezeigt hat.²⁴ Endlich, so schließt Emil Ludwig seinen Erlebnisbericht, endlich regiert die Logik, endlich regiert die Zahl: „Wir anderen, die wenig von Freud und den Seinen gewonnen haben, blicken aus den Dämmerungen jener Zwischenwelt, deren Nebel von schwankenden Konklusionen durchschwommen werden, bewegten Herzens in die Klarheit dieser Zahlen, des Goethe-Wortes eingedenk: ‚Man suche nur nichts hinter den Phänomenen; sie sind selbst die Lehre‘.“²⁵ In der Eloge auf die „Klarheit der Zahlen“ artikuliert sich die Sachlich-

23 Eine Anzeige aus den 1920er Jahren führt zwanzig Verwendungsmöglichkeiten des Föns vom Haartrockner über die Schönheitspflege bis hin zum Hilfsmittel bei der Säuglingspflege an.

24 Borck (wie Anm. 14), S. 585.

25 Ludwig (wie Anm. 13), S. 304.

keit als eine den Zeiten entsprechende nüchterne Lebenshaltung, fern von allem Pathos, alles Verschwommene und Schwankende meidend, funktional und effizient. Was Faktizität ist, entscheidet letztlich, so Helmut Lethen in seinen Überlegungen zum „Habitus der Sachlichkeit“, der Apparat, der geeignet zu sein scheint, „die moralisch gefärbten Wahrnehmungen auszuschalten, um die ‚nackten‘ Phänomene zu erfassen“.²⁶ Eben das, was auch Emil Ludwig als Fazit aus dem Experiment zog: „nichts hinter den Phänomenen, sie sind selbst die Lehre.“

Sachlichkeit ist eine Lebenshaltung, die mit der Moderne verbunden ist, mit dem technisch-industriellen Komplex. Kein Wunder, dass in Berlin, einer Stadt, der um 1900 der Ruf vorausleitet, die größte rein moderne Stadt in Europa zu sein, das Hohe Lied der Technik gesungen wird. „Es ist lächerlich“, so Alfred Döblin 1911, „in einem Atem Hochbahn zu fahren und stets Haydn zu genießen, sozusagen“.²⁷ Das schließt sich für Döblin, der das Hohe Lied der Technik singt, offensichtlich aus.

Im Unterschied dazu war um die gleiche Zeit in Bezug auf Wien in einem auffallenden Umfang von Traum die Rede. Ist es angemessen, davon zu sprechen, dass in Wien an die Stelle der Sachlichkeit der Traum tritt? „Traum und Wirklichkeit“, so lautete bezeichnenderweise der Titel der großen Ausstellung über die Wiener Moderne.²⁸ Als Wunsch- und Fantasievorstellung steht der Traum der Sachlichkeit erst einmal diametral entgegen. „Das Träumen setzt sich an die Stelle des Handelns“, heißt es in Freuds *Traumdeutung*.²⁹ Ist es so, dass die Frage von Psyche und Gesellschaft eine österreichische Frage ist, wie Carl Schorske in seiner Studie über das Wien des Fin de Siècle vermutete?³⁰ „Die Seele ist ein weites Land“, heißt es bei Arthur Schnitzler, dem Arzt und Dichter, der seinerseits ein Zeitgenosse Sigmund Freuds war; und in diesem weiten Land

26 Helmut Lethen: *Unheimliche Nachbarschaften. Essays zum Kälte-Kult und der Schlaflosigkeit der Philosophischen Anthropologie im 20. Jahrhundert*. Freiburg, Berlin, Wien 2009, S. 54.

27 Krista Tebbe, Harald Jähner (Hg.): *Alfred Döblin zum Beispiel. Stadt und Literatur*. Berlin 1987, S. 24.

28 „Traum und Wirklichkeit, Wien 1870–1930“. Ausstellung im Wiener Künstlerhaus, 28.3.–6.10.1985.

29 Sigmund Freud: *Die Traumdeutung*. Frankfurt a. M. 1982 (1900), S. 134.

30 Carl E. Schorske: *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle*. München, Zürich 1994.

haben sich die Dichter Österreichs seit jeher besonders gerne umge-
tan“, schreibt Friedrich Torberg in einem Essay.³¹ Aber Schnitzler war
nicht nur ein Zeitgenosse Freuds. Freud und Schnitzler galten vielen
aufgrund von Gemeinsamkeiten biografischer und inhaltlicher Art als
Doppelgänger. In einem Brief an Schnitzler zu dessen 60. Geburtstag
sprach Freud sogar von einer gewissen „Doppelgängerscheu“, „die ihn
bisher davon abgehalten hätte, das persönliche Gespräch mit Schnitz-
ler zu suchen“.³² „Nicht etwa, dass ich sonst so leicht geneigt wäre,
mich mit einem anderen zu identifizieren, oder dass ich mich über
die Differenz der Begabung hinwegsetzen wollte, die mich von Ihnen
trennt“, heißt es in Freuds Brief weiter, „sondern ich habe immer
wieder, wenn ich mich in Ihre schönen Schöpfungen vertiefe, hinter
deren poetischen Schein die nämlichen Voraussetzungen, Interessen
und Ergebnisse zu finden geglaubt, die mir als die eigenen bekannt
waren“.³³ Für Freud war jedenfalls der Traum der Königsweg zum
Unbewussten; für Schnitzler ein Weg zur Selbsterkenntnis; deshalb
hielt er seine Träume auch in einem Notatenheft fest.

In der Ausstellung *Parallelaktionen* ging das Sigmund-Freud-
Museum letztes Jahr den Beziehungen Freuds zu den Literaten des
Jungen Wien (am Beispiel von Arthur Schnitzler, Hugo von Hof-
mannsthal, Karl Kraus und Felix Salten) und vice versa nach. Das
Resultat der Recherchen bezüglich der Logik dieser Beziehungen
wird bereits mit dem Titel der Ausstellung, nämlich *Parallelaktionen*
angedeutet. Zwar verfolgten Freud wie auch die Literaten bei ihrer
Erkundung der menschlichen Seele ähnliche Ziele, aber es lässt sich
nicht eindeutig feststellen, ob die Literaten von Freud beeinflusst
wurden oder ob sie manche Einsichten der Psychoanalyse vorwegge-
nommen haben. Vor allem der Schriftsteller Hermann Bahr, Wort-
führer des Jungen Wien, vertrat vehement die Ansicht, dass Schnitzler
der Vorläufer von Freud gewesen sei: „So hat Schnitzler offenbart,
vorausgebildet, was erst jetzt eine neue, erschütternde Erkenntnis
der Wissenschaft geworden ist. Die von Wien ausstrahlend die Welt
in Erregung und Bestürzung versetzt: die Psychoanalyse“, argumen-

31 Torberg (wie Anm. 2), S. 91.

32 Monika Pessler: *Parallelaktionen. Freud und die Literaten des Jungen
Wien*. Wien o. J., S. 13.

33 Gotthart Wunberg (Hg): *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und
Musik zwischen 1890 und 1910*. Stuttgart 1981, S. 652.

tiert Bahr in einem Gespräch mit Ernst Mach und Emil Zuckerkandl über Literatur und Philosophie.³⁴ Freud selber zeigte sich in einem Schreiben an Schnitzler verwundert darüber, „woher Sie diese oder jene geheime Kenntnis nehmen könnten, die ich mir durch mühselige Erforschung des Objektes erworben, und endlich kam ich dazu, den Dichter zu beneiden, den ich sonst bewunderte“.³⁵

Wahrscheinlich ist die Frage nach dem Einfluss bereits falsch gestellt, wie Michael Rohrwasser in seiner *Kritik des Einfluss-Modells* betont. „Das Faszinierende an der Psychoanalyse war für viele gerade die Verbindung von Literatur und Psychoanalyse“, schreibt Rohrwasser, „eine Grenzaufhebung und eine Anerkennung der Literatur als Erkenntnisweg“.³⁶ Wahrscheinlich sind die wichtigsten Bezüge zu Schnitzler und Freud jenseits oder vor der Psychoanalyse auszumachen, vermutet Rohrwasser weiter. An die Stelle des Bildes vom Einfluss tritt für ihn das eines „Netzes [...], in dem Freud und Schnitzler durch viele Fäden und mit vielen Zentren verbunden sind“.³⁷ Wir können in der parallelen Beschaffenheit der künstlerischen und wissenschaftlichen Entäußerungen in Wien um 1900 den Befund einer Konstellation im Sinne eines dichten Zusammenhangs wechselseitig aufeinander wirkender Personen mit einer identischen oder ähnlichen Problemlage diagnostizieren. Das wird noch einmal verstärkt deutlich, wenn man darauf verweist, dass auch bildende Künstler wie Gustav Klimt um 1900 die Reise nach Innen antraten und sich allegorisch dem Seelenleben zuwandten. Klimts Fakultätsbilder für die Aula der neuen Universität, *Philosophie, Medizin, Jurisprudenz*, geschaffen zwischen 1898 und 1907, erweisen sich als künstlerisch formuliertes, monumentales „Traummaterial“. „Den Handlungsbereich der Medizin“, heißt es bei Schorske, „stellte er dar als eine Phantasmagorie einer halb im Traum verfallenen Menschheit, welche passiv im Strom des Schicksals sich ihren Trieben ergibt“.³⁸ In der Verdichtungsmetapher der Cultural Studies, *moment*, die den historischen Augenblick meint,

34 Ebd., S. 174.

35 Freud an Schnitzler am 8.5.1906; Wunberg (wie Anm. 33), S. 651.

36 Michael Rohrwasser: Der Gemeinplatz von Psychoanalyse und Wiener Moderne. Eine Kritik des Einfluss-Modells. In: Konstanze Fliedl (Hg): Arthur Schnitzler im zwanzigsten Jahrhundert. Wien 2003, S. 72.

37 Ebd., S. 86.

38 Schorske (wie Anm. 30), S. 226.

in dem die verschiedenen Impulse zusammenkommen und eine neue gestaltgebende Einheit bilden – eben eine *historical conjuncture* –, findet diese Konstellation ihre kulturwissenschaftliche Fassung.

Fazit und Ausblick

Die konjunkturale Analyse in der Wissenschaftsforschung hilft uns, Umbrüche in den Kulturwissenschaften als Teil eines generellen kulturellen Umbruchs zu sehen. Besonders deutlich wird das in jenen Fällen, wo der kulturwissenschaftliche Umbruch Teil eines gegenkulturellen Entwurfs ist. So ist der mit der Cultural Anthropology der 1920er Jahre verbundene epistemologische Bruch von *race* zu *culture* als Leitkategorie undenkbar, ohne die Nähe der AnthropologInnen zur Bohème in Greenwich Village und die Bedeutung der Künste, namentlich der Lyrik, zu berücksichtigen. Für Ruth Benedict und Edward Sapir, die die Geschichte der Kulturanthropologie entscheidend geprägt haben, bildete die Poesie eine Alternative zur Wissenschaft, mit eigenen Ausdrucks- und Erkenntnismöglichkeiten. Vor allem in dem little magazine *Poetry*, dem führenden Organ der Poesie der Moderne, publizierten Benedict (unter dem *nom de plume* Anne Singleton) und Edward Sapir ihre Gedichte. Die für die neue Poesie charakteristische Suche richtete sich, so Handler, auf das Wahre, Authentische, Vitale und Echte, alles das, was die *genteel tradition* nicht war.³⁹ 1917 veröffentlichte Sapir einen Gedichtband mit dem Titel *Träumereien und Spöttelleien (dreams and gibes)*, der mit dem Gedicht *Die falsch beschilderte Menagerie* beginnt und weitere 16 Gedichte enthält, die von Menschen handeln, die nicht das sind, was sie vorgeben zu sein.⁴⁰ In der Diskrepanz von Sein und Schein nimmt Sapir das für die Kulturanthropologie bestimmende Thema „Kultur und Persön-

39 Richard Handler: Vigorous Male and Aspiring Female. Poetry, Personality, and Culture in Edward Sapir and Ruth Benedict. In: George W. Stocking (Hg.): Malinowski, Rivers, Benedict and Others. Essays on Culture and Personality. Madison, Wisconsin 1986, S. 127–155, hier S. 129. Zur *genteel tradition* vgl. George Santayana: The Genteel Tradition. Cambridge, Mass. 1967.

40 Richard Handler: The Dainty and the Hungry Man. Literature and Anthropology in the Work of Edward Sapir. In: Observers Observed. Essays on Ethnographic Fieldwork. Edited by George W. Stocking Jr. Madison, Wisconsin 1983, S. 208–231, hier S. 216f.

lichkeit“ vorweg und macht damit das Unbehagen an der Kultur deutlich, das seinem dichterischen *wie* wissenschaftlichen Werk zugrunde liegt. *Die falsch beschilderte Menagerie*, in der der Affe zum Bären, das Kamel zum Strauß wird, bringt dieses Unbehagen zum Vorschein; zu verwerfen ist eine Kultur, deren Schlüsselwort *pretence*, Verstellung und äußerer Schein ist. Mit diesem Unbehagen steht Sapir nicht allein; es bildet vielmehr das *raison d'être* der kulturellen Dissidenten, emotionale Flüchtlinge ihrer Kultur, Protagonisten des generellen kulturellen Umbruchs. Für Sapir bildete die Kunst ein Mittel, um einen Zugang zu Fragen der Kultur zu entwickeln.⁴¹

Damit ist ein hochaktuelles Thema, gerade für die Arbeit am Klagenfurter Institut, angesprochen, das sich der Frage zum Verhältnis von Kunst und Ethnografie zugewandt hat. Das, was im Konzeptpapier zur Tagung *Ko-Produktion von Ethnografie/Kultur- und Sozialwissenschaften und den performativen Künsten* hervorgehoben wird, dass nämlich das Interesse an den Künsten „in der den Künsten zugeschriebenen Fähigkeit [liegt], emotionale, sinnliche und ästhetische Wissensbestände zu aktivieren, implizites Wissen evident zu machen, Denkmuster aufzubrechen und Möglichkeitsräume zu eröffnen“,⁴² wird durch das historische Beispiel der Kulturanthropologie voll und ganz bestätigt. Ich denke, es würde sich lohnen, noch einmal einen Blick zurückzuwerfen.

41 Ebd., S. 208.

42 EVIFA. Virtuelle Fachbibliothek Ethnologie (Zugriff: 6.5.2019).

Über Überflüssigkeiten und Überfälligkeiten: Studierendentagung Wien 2019 – Ein Erfahrungsbericht

Wie entwickeln sich Tagungsthemen eigentlich? Im Falle der vergangenen dgv-Studierendentagung 2019 in Wien hat es mit einem einfachen Versprecher angefangen. Eines der Organisationsmitglieder meinte während eines Gesprächs, Gender Studies seien überflüssig, woraufhin die Antwort kam, dass sicherlich „überfällig“ gemeint sei. Sofort entstanden Assoziationsketten und der Gedankenaustausch darüber, was in welchen Kontexten als überfällig oder überflüssig betrachtet werden könnte. Ein Tagungsthema war entstanden.

„Überfällig – Überflüssig“ lautete also das Thema der 32. dgv-Studierendentagung, welche Ende Mai 2019 in Wien stattfand. Sie wurde von Studierenden des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien organisiert. Einige von ihnen hatten 2018 die dgv-Studierendentagung in Jena besucht, bei der Wien als nächster Veranstaltungsort gewählt wurde. Die Jenaer Tagung gab uns Einblicke in dieses studentisch organisierte Format und befeuerte unser Bestreben, die Weiterführung der Studierendentagung sicherzustellen. Bereits kurze Zeit später hatte sich das zehnköpfige, ausschließlich weibliche* Organisationsteam zusammengefunden, um erste Ideen rund um den Ablauf und die Planung sowie vor allem potenzielle Tagungsthemen zu besprechen. Themen, die Studierende dazu motivieren sollten, Beiträge einzureichen und (erneut) an der dgv-Studierendentagung teilzunehmen.

Da unser Organisationsteam eine konsensual basisdemokratische Gruppe war, hat das tatsächliche Ausdiskutieren des Tagungsthemas mit all unseren Assoziationen, den Abwägungen der Punkte, die dafür oder dagegen sprachen, sowie möglicher Alternativen mehrere Treffen benötigt. Der Grundkonsens bestand jedenfalls darin,

„Überfällig – Überflüssig“ als ein Diesseits und Jenseits von Grenzen und Normen zu denken, als ein Überschreiten von scheinbar Gegebenem und vermeintlich Unveränderbarem innerhalb gesellschaftlicher Systeme. Konkret setzten wir den Fokus dabei auch auf aktuelle sozialpolitische Themen wie etwa Umweltproblematiken und damit verbundene Praktiken des Konsumierens und Wegwerfens. Dass uns genau diese Themen in den Sinn kamen und ansprachen, bot auch Anlass zur (Selbst-)Reflexion. Es ergaben sich Fragen wie jene, wann, warum und von wem Klima als (längst) überfalliges Thema und von wem (noch immer) als überflüssig betrachtet wird. Auch die Thematik „Gender“ fand im Kontext „Überfällig – Überflüssig“, unter anderem durch die sich wiederholenden (medialen) Diskussionen bezüglich des Für und Wider von gendergerechter Schreibweise, sehr schnell Einbezug in unsere Überlegungen. Dass wir im kulturwissenschaftlichen Umfeld sowohl Umweltpolitiken als auch Gendergerechtigkeit als wichtig erachten, zeigt, dass diese zumindest innerhalb des Milieus der Universität Wien als überfallige Fragen konstruiert und konstatiert werden.¹ Einen weiteren Denkanstoß zur näheren Beleuchtung des Aspektes Gender, zu welchem wir im Call for Papers aufforderten, lieferte uns eine Bemerkung von Anne Dippel im Zuge der dgv-Studierendentagung 2018. In ihrem Einführungsvortrag *In einem Land nach unserer Zeit. Überlegungen zu Ethnografien des Utopischen und dem Utopischen von Ethnografien* kritisierte sie die fehlenden expliziten Genderbezüge in den Vorträgen der Tagung. Somit haben wir uns aus persönlichem Interesse und auch aus pragmatischen Gründen dafür entschieden, in unserem CfP zu einem möglichen Gender-Fokus zu ermutigen. Gleichzeitig bemühten wir uns, das Rahmenthema trotzdem nicht zu sehr einzugrenzen. Im Call wünschten wir uns zudem fachspezifische inter- und transdisziplinäre Annäherungen an das Tagungsthema sowie offene (Vermittlungs-)Formate und Methodenvielfalt.

Studierende sind bezüglich ihrer Forschungsthemen und -fragen oft an jene der jeweils besuchten Lehrveranstaltungen gebunden. Ein zusätzlicher Faktor, der bei der Organisation der Studierenden-

1 So lautete etwa zum Zeitpunkt unserer Themenwahl die Semesterfrage der Uni Wien: „Wie retten wir unser Klima?“ Vgl. <https://medienportal.univie.ac.at/uniview/semesterfrage/klimawandel/> (Zugriff: 5.10.2019).

tagung berücksichtigt werden muss, ist jener der im Vergleich zum dgv-Kongress unterschiedlichen Zeitlichkeiten. Während bei Letzterem Vorträge und Konzepte schon ein Jahr im Vorhinein eingereicht werden müssen, ist der Anmelde- und Einreichschluss bei Studierendentagungen oft wenige Monate vor der Veranstaltung, da sich studentische Zeitrhythmen von jenen der Kongressplanung unterscheiden. Deswegen stehen studentische Organisator*innen vor der Herausforderung, ein offenes Thema zu finden, das zwar konkret sein sollte, aber zugleich auch weit genug, um Raum für persönliche Interpretationen und eigene Ideen zu lassen. Dadurch wird eine Verbindung mit vergangenen, laufenden oder potenziellen Forschungsinteressen und -arbeiten erleichtert. Die Fragestellung um „Überfälligkeit“ und „Überflüssigkeit“ im Alltag und in der Wissenschaft empfanden wir als klar und dennoch offen genug. Zudem riefen wir auf, auch „tote Winkel“, Polaritäten, Dichotomien sowie Ambivalenzen im Fach zu diskutieren, und forderten ein „Erkunden, Hinterfragen, Verschieben und Aufdröseln von (disziplinären) Grenzen“.² Diesbezüglich diskutierten wir, welche Bedeutung die Wahl des Themas einer Arbeit oder Tagung innerhalb des Fachdiskurses hat und welche Zeichen damit womöglich implizit oder explizit gesetzt werden (sollen). So versuchten wir, im Rahmen der Studierendentagung bestehende Routinen und Normen zu hinterfragen, umzudeuten und zu verändern.

Das von uns gewählte Tagungsthema schuf gleichzeitig den Anreiz, zu überlegen, was wir selbst bei Tagungen als überfällig oder überflüssig empfinden, um dies im Zuge unserer Tagungsorganisation zu beachten. Wichtig war uns zum Beispiel, so wenig (Plastik-) Müll wie möglich zu produzieren, Mehrwegbecher und -geschirr zu verwenden, Lebensmittel über Foodcoops zu beziehen, die sich sozial engagieren, oder beispielsweise Brot, welches sonst weggeworfen werden würde, zu sammeln und kostenlos zu verteilen. Änderungen und ein mögliches Umdenken wurden somit nicht nur auf gedanklicher, sondern auch auf praktischer Ebene vollzogen. Da Handlungsmöglichkeiten und Praktiken an Räume geknüpft sind, war es uns ein

2 Call for Papers zur 32. dgv-Studierendentagung, Donnerstag, 30.5.–Sonntag, 2.6.2019 in Wien: Überfällig – Überflüssig, https://kuwinet.files.wordpress.com/2019/02/call-for-papers_dgv-studierendentagung_2019_1.pdf (Zugriff: 2.10.2019).

zusätzliches Anliegen, mit der Tagung einen gendergerechten Bereich zu schaffen, welcher Hierarchien nivelliert sowie Diskussionen und ein Miteinander auf Augenhöhe ermöglicht. Sowohl im übertragenen als auch im wortwörtlichen Sinne suchten wir nach Räumen, in welchen alle Teilnehmenden ihre Gedanken und Ideen präsentieren können und somit Voraussetzungen für gemeinsames wissenschaftliches Arbeiten vorhanden sind. Solche Räume gewinnen innerhalb eines Studiensystems, welches zunehmend in neoliberale Logiken und Strukturen der Machterhaltung, des Mehrwertes und der Konkurrenz eingespeist wird, immer mehr an Bedeutung.

Dies zeigte sich auch bei der Suche nach Veranstaltungsräumlichkeiten, welche sich aufgrund unserer begrenzten finanziellen Mittel als äußerst schwierig erwies. Schließlich brauchten wir durch die erneut gestiegene Teilnehmer*innenanzahl Räume, in denen wir 170 Studierende unterbringen konnten. Für die Vorträge unserer Tagung war das Wiener Institut für Europäische Ethnologie mit seinen zwei Lehrveranstaltungsräumen definitiv zu klein. Dadurch konnten wir eine unserer wichtigsten Ressourcen nicht nutzen. Anfragen bei unterschiedlichen Institutionen, bei welchen wir ein mögliches Interesse an einer solchen Tagung annahmen und deshalb von deren Unterstützung ausgingen, stießen mitunter aus ökonomischen Gründen auf Ablehnung. Etwa zwei Wochen vor der Tagung bekamen wir nach beharrlicher Suche schlussendlich zwei Hörsäle von der Universität Wien zur Verfügung gestellt. Hörsäle bieten viele Vorteile, schränken aber, durch ihre frontal ausgerichtete Bauweise mit festen Sitz- und Tischreihen, die dort stattfindenden Veranstaltungen auf einen dementsprechenden Modus ein. Wer im akademischen Bereich keine passenden Räume zugestanden bekommt, muss passende schaffen oder zumindest improvisieren. Deswegen sind manche Vortragende unserer Tagung auf andere Räumlichkeiten, zum Beispiel leerstehende Seminarräume, oder nach draußen, ins Grüne, ausgewichen. Der Vorteil von Studierendentagungen ist, dass sie im Vergleich zu anderen universitären Tagungs- oder Kongressformen durch weniger strenge (historisch gewachsene und sozial konstruierte) Abläufe und Formalia gestaltet werden.

In Ergänzung zu den Vorträgen wollten wir zusätzliche Orte für den Austausch anbieten. So haben wir die Auftaktveranstaltung inklusive Grillparty in einer ehemaligen Sargfabrik organisiert und

ein Tagungscafé eingerichtet, das von uns für die Dauer der Vortragsreihen betreut wurde und die Tagungsteilnehmer*innen kostenlos verpflegte. Wichtig war es uns mit diesem Begleitprogramm, zusätzliche, niederschwellige Räume zum Treffen und Diskutieren zu schaffen. Tagungen können auch als Abbildungen sozialer Zusammengehörigkeiten gesehen werden – als Abbildungen dessen, wie wissenschaftliches Miteinander gedacht und gelebt wird.

Besonders überrascht, aber auch in der Wahl des Tagungsthemas bestätigt hat uns die Themenvielfalt der Einreichungen: Burschenschaftsdenkmäler, Soja, „gute“ und „schlechte“ Räume, Feminismus in der Öffentlichkeit, Aushandlungen von „Hilfe“ und „Bedürftigkeit“, die Rolle von Identitäten, Frauenbilder in DDR-Dokus, die Verquickung von Geschlecht und Sprache, anarchistische Anthropologie, ethnographische Spiele, Dick-Pics, Slow Fashion, die Reflexion des Potenzials studentisch organisierter Seminare, der Umgang mit alten Archivbeständen und die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Fachgeschichte.³

Die Schlagwörter „überfällig“ und „überflüssig“ zeigen nicht nur eine gesellschaftspolitische Problematik auf, sondern finden – wenn nicht im gleichen Wortlaut, so zumindest in ihrer Grundidee – auch Anknüpfungspunkte in akademischen Diskursen.

Themenpolitiken: was bisher geschah ...

Fragen nach „toten Winkeln“ sowie überflüssigen oder überfälligen Themen in unserem Fach wurden bereits an anderer Stelle gestellt: Timo Heimerdinger und Marion Näser-Lather befassten sich im Rahmen der Tagung *Wie kann man nur dazu forschen? – Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie* (2017), welche in Innsbruck abgehalten wurde, mit ausgegrenzten und ausgesparten Forschungsthemen im Fach. Besonders die „Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage“,⁴ welche Timo Heimerdinger in einem verschriftlichen Redebeitrag in Reak-

3 Vgl. Sarah Bergbauer, Caroline Böhm, Tabea Christa u. a.: „Überfällig – Überflüssig“. In: Jahresbericht 2019 (= Mitteilungen. Institut für Europäische Ethnologie Wien, 27). Wien 2019, S. 74–78, hier S. 76.

4 Timo Heimerdinger: Die Schädlichkeit der Nützlichkeitsfrage. Für das Ideal der Werturteilsfreiheit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXXXI/120 (1+2), 2017, S. 81–90.

tion auf eine Podiumsveranstaltung während der 28. Österreichischen Volkskundetagung *Dimensionen des Politischen* (2016) in Graz beleuchtet hatte, diente hier als Ausgangspunkt für das Tagungsthema. Der Begriff „Schädlichkeit“ bezieht sich auf den Anspruch, Wissen müsse Nutzen und Relevanz für die Allgemeinheit haben, wobei Forschung gleichzeitig in ökonomisierte Ver- und Bewertungskategorien gezwängt eingeordnet und Wissen in *nützlich* und *nutzlos* gruppiert wird.

In *Wie kann man nur dazu forschen?*, dem gleichlautenden Band zur Innsbrucker Tagung, fragten die Beitragenden vertiefend nach den „Gründen des thematischen Naserümpfens“,⁵ nach den etablierten Normen und oftmals ungeschriebenen Regeln, die Themen in Dos und Don'ts einteilen. Einerseits untersuchen die Autor*innen des Tagungsbandes die universitätspolitischen Beweggründe der Themensetzungen, die durch verstärkte neoliberale Tendenzen im akademischen Bereich gekennzeichnet sind. Andererseits rücken sie auch das Abwesende, Verworfenen und Nichtbearbeitete in den Fokus und dekonstruieren Artikulationslinien, welche Themen als vermeintlich unpassend festlegen.

Die Überschneidungsfläche zum Thema der dgv-Studierendentagung 2019 war, wenn vermutlich auch nicht zufällig, nicht bewusst geplant. So wurden wir als Organisationsteam erst während der bereits laufenden Vorbereitung zur Studierendentagung auf den genannten Band aufmerksam. Zudem unterscheidet sich unsere studentische Perspektive auf universitätspolitische Verfahren von jener der Autor*innen des Tagungsbandes, welche die Themenpolitik von, mit und für Studierende größtenteils nur im Kontext der Lehrbetreuung erwähnen.⁶ Für Studierende, besonders vor Erstellung von

5 Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather: Einführung: Gute Themen, schlechte Themen. In: Dies. (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie* (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 29). Wien 2019, S. 11–28, hier S. 12.

6 Vgl. Timo Heimerdinger, Marion Näser-Lather: Resümee und Ausblick: Zusammenfassung der Tagungsdiskussion. In: Heimerdinger, Näser-Lather (Hg.) (wie Anm. 5), S. 271–290. Neben dem Resümee im Tagungsband wird die Themenaushandlung in der Betreuung studentischer Qualifikationsschriften besonders bei Jens Wietschorke diskutiert. Er geht hierbei auf prägende Betreuungserfahrungen während der eigenen

Qualifikationsschriften, bekommt die voranschreitende Ökonomisierung von Universitäten im Speziellen und von Wissenschaft im Allgemeinen eine andere Signifikanz, da auch der Stellenwert von Studierenden innerhalb dieses Diskurses ein anderer als jener von Forschungsgruppen und Lehrenden ist. Diese Diskrepanz beschreiben Christine Bischoff und Cornelia Renggli in ihrem Beitrag zur Rolle der Institute als themenpolitische Aushandlungsorte folgendermaßen: „Die Ausbildung, die Lehr- und Forschungsschwerpunkte sowie die Interessen der Angehörigen [des Instituts] bestimmen maßgeblich, welche Themen an einem Ort berücksichtigt werden. Dazu kommen jene Themen, die von den Studierenden eingebracht und aufgenommen werden, sofern sie ins Themenspektrum passen. So sind mehrere Personen und Statusgruppen an der Entscheidungsfindung beteiligt, was an einem Ort zum Fach gehört und was nicht; die Beteiligten verfügen allerdings über unterschiedliche Bestimmungsmacht.“⁷

In Bezugnahme auf dieses Zitat sowie auf die restlichen Texte im Tagungsband von Heimerdinger und Näser-Lather ist festzuhalten, dass sich Studierende an Instituten, besonders innerhalb des Betreuungskontextes, seltener und mit geringerem Mitspracherecht hinsichtlich der Themenauswahl äußern können. Dies ist einer der Aspekte, bei denen Studierendentagungen besondere Bedeutung und Relevanz haben.

Durch eine möglichst freie Gestaltung der Tagung wollten wir Barrieren für die Einreichung und Teilnahme niedrig halten und auf eine selbstbestimmte Themenwahl (im Kontext des Rahmenthemas) achten. Wir unternahmen den Versuch, relativ unabhängig von institutionellen Hierarchien und Normsetzungen diverse Standpunkte und Thematiken zuzulassen. Zugleich wurden auch Forderungen an die Institute und Dachverbände, welche über mehr Bestimmungsrecht in der Themenwahl verfügen, gestellt und diskutiert.

Studienzeit ein. Vgl.: Jens Wietschorke: Does that matter? Überlegungen zur Relevanzfrage in der kulturwissenschaftlichen Forschung. In: Heimerdinger, Näser-Lather (Hg.) (wie Anm. 5), S. 77–94.

7 Christine Bischoff, Cornelia Renggli: Schauplätze der Themenpolitik. Aushandlungsprozesse in der Volkskunde/Europäischen Ethnologie. In: Heimerdinger, Näser-Lather (Hg.) (wie Anm. 5), S. 29–52, hier S. 34.

Plakatierte Diskussionen

Die Studierendentagung verlief weitgehend planmäßig. Überraschend waren die große Teilnahme und der rege Austausch zwischen Studierenden in Bezug auf ein Diskussionsplakat zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Auslöser dafür war der Vortrag *Der Nationalsozialismus in der Fachgeschichte und heutige Perspektiven* von Bianca Loy und Anna Domdey. In der anschließenden Diskussion entstand einerseits ein „Resolutionspapier“, für das die beiden Sprecherinnen Stimmen sammelten, und andererseits auch eine Mailingliste für Interessierte. Das Papier beinhaltete drei Forderungen: die Aufarbeitung der NS-Geschichte an den Instituten des Faches, die Umbenennung der Institute und die Umbenennung der dgv. Zum Abschluss der Tagung wurde für diese Aufforderungen ein Stimmungsbild eingeholt. Das Ergebnis war gemischt: Ein Großteil der Abstimmenden (ca. hundert Personen) sprach sich für eine Aufforderung zur Aufarbeitung der NS-Geschichte des Faches an den Instituten aus, nur die Hälfte wünschte sich eine Umbenennung bzw. solidarisierte sich mit dem Wunsch. Circa 70 Prozent stimmten für eine Aufforderung zur Umbenennung der dgv. Da bei der Einholung des Stimmungsbildes von den Anwesenden entschieden wurde, dass eine gemeinsame Abstimmung für alle drei Forderungen zusammen nicht möglich ist, wurde festgehalten, dass die drei Punkte zukünftig nochmals gesondert zur Debatte gestellt werden sollen.

Nicht unabhängig davon, jedoch verselbstständigt wurde gerade die dritte Forderung der „Resolution“ – die Umbenennung der dgv – als Anstoß für das zuvor erwähnte Diskussionsplakat herangezogen, welches die dgv-Studierendenvertreter*innen während der Tagung initiierten. Darauf wurde die Frage der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde direkt in den Raum gestellt. Vor und auf der Papierbahn entstanden rege Diskussionen, die wir in groben Linien zusammenfassen.

Stimmen für eine Verabschiedung des Begriffes „Volkskunde“ waren ebenso vertreten wie Bedenken, dass eine Umbenennung keine Aufarbeitung ersetze und gegebenenfalls sogar zur Verdrängung der Problematik führen könnte. Auch die Fragen, „wohin“ denn die Volkskunde gehen sollte, sofern sie „weg“ müsste, und ob sich der Name nicht doch mit neuen Ansätzen verbinden ließe, wurden

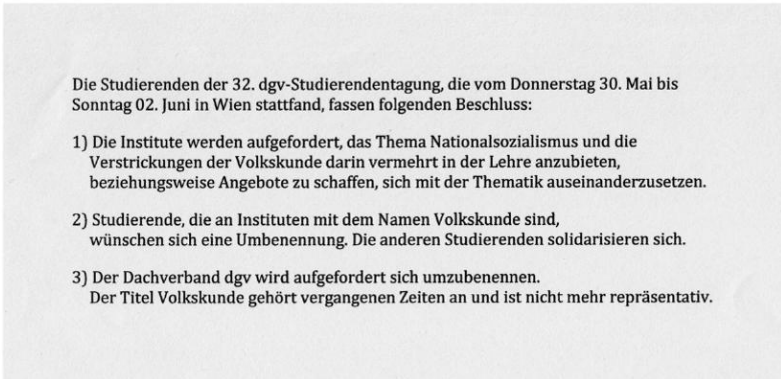


Abb. 1: Forderungen des Resolutionspapiers, Aufnahme: Maren Sacherer.

Abb. 2: Plakat zur Diskussion um die Umbenennung der dgV, Aufnahme: Maren Sacherer.

gestellt. Vorschläge zur alternativen Namensgebung standen zur Diskussion: Alltagskultur, Populär- und Alltagskultur, Alltagsforschung, Kultur(en) des Alltags, Transkulturelle Studien, Kulturanthropologie, Empirische Kulturwissenschaft(en), Alltags(kultur)forschung, Empirische Alltagswissenschaft sowie Ethnographie.

Neben der Debatte um den Begriff „Volkskunde“ im Namen der dgv gab es ebenso Diskussionen, ob denn das „Deutsche“ im Titel des Dachverbandes noch angebracht sei. So sei die Deutsche Gesellschaft für Volkskunde vielmehr eine deutschsprachige Gesellschaft. Zudem, so fanden einige, ergebe sich die geografische Zuordnung ohnehin durch die deutschsprachige Benennung. Im Gegensatz zu den vielfältigen und vielstimmigen Vorschlägen zur Diskussion um „Volkskunde“ schien diesbezüglich eine eher einheitliche Meinung zu bestehen: Das „Deutsche“ in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde ist überflüssig.⁸

Mehr Raum für Studierende

Spätestens seit unserem Besuch bei der Jenaer Tagung war uns klar, wie wichtig die Möglichkeit eines institutsübergreifenden Austausches unter Studierenden ist und wie angenehm es sein kann, nicht erklären zu müssen, „was man denn nach dem Studium mit dieser Ausbildung machen kann“.

Nicht nur von fachexternen Personen wird die (dreiste) Nützlichkeitsfrage gerne gestellt, sondern auch von Fördergeber*innen und Institutionen. Studierendentagungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie Studierenden einen Raum und Rahmen geben, sich ohne Leistungsdruck auszutauschen und auszuprobieren. Dass Interesse, Bedarf sowie Begeisterung an solchen Formaten bestehen, zeigen die in den letzten Jahren stetig steigenden Zahlen der Teilnehmer*innen an diesen Tagungen. Anstatt die Frage nach dem Potenzial studentisch organisierter Veranstaltungen erneut aufzurollen, möchten wir hingegen eine andere Frage stellen: Wo ist eigentlich Platz für Studierende? Der Trend hin zur stärkeren Verschulung von Universitäten,

8 Bei der Eröffnungsrede des 42. dgv-Kongresses wurde die Namensdebatte ebenso zur Sprache gebracht. Möglicherweise wird die Umbenennung des Fachverbandes bis zum nächsten Kongress realisiert werden.

zu steigendem Leistungsdruck und der Festsetzung der „Mindeststudienzeit“ als „Regelstudienzeit“ macht die Kommodifizierung des Studiums wie auch die Betrachtung von Studierenden als Produkt-Output von Universitäten deutlich spürbar. Die Nützlichkeitsforderung wird dahingehend eher zu einer Frage des Sichauszahlens: Für wen zahlt sich das Studium (der Volkskunde/Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie) aus? Zählt sich außercurriculares Engagement innerhalb des Studiums aus, wenn Studierende damit ihre Mindeststudienzeit und somit Unterstützungen beziehungsweise Karrierechancen gefährden? Zählt es sich aus, sich trotz rückläufiger Studierendenzahlen und drohender Fachzusammenlegungen in Fachdiskussionen zu involvieren? Wo und wie können sich studentische Stimmen innerhalb dieser Debatten Gehör verschaffen?

Räume des Austausches und der Wissenskommunikation von und mit Studierenden bieten hier die Möglichkeit einer Plattform, auf der sich Nachwuchswissenschaftler*innen im Mitdiskutieren, Schreiben, Vortragen etc. weiterentwickeln und mögliche Hemmschwellen (gemeinsam) übertreten können. Die jährlich stattfindende dgV-Studierendentagung ist ein Beispiel dafür, genauso wie Summer Schools, Doktorand*innentagungen, studentische Arbeitsgruppen, Netzwerke sowie die – leider in den letzten sechs Jahren stark gekürzten – studentischen Panels/Sektionen auf den dgV-Kongressen. Wir sprechen uns gegen eine Einschränkung dieser Räume aus und plädieren für eine Erweiterung des Platzes für Studierende – damit für eine Zukunft des Faches.

„Wir wollen ein offenes Forschungsmuseum sein“

Michael Weese, seit 2017 Direktor des Salzburger Freilichtmuseums, im Gespräch mit Ute Holfelder, Senior Scientist am Institut für Kulturanalyse, Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Transkription Roland W. Peball

UH: Herr Weese, Sie sind seit zwei Jahren Direktor des Salzburger Freilichtmuseums. Wie sieht Ihre erste Zwischenbilanz aus?

mw: Jedes Freilichtmuseum hat grundsätzlich ein tolles Potenzial als Nicht-Vitrinen-Museum. Gleichzeitig aber sind Freilichtmuseen nicht selten diejenigen Museen, die oft weniger reflexiv arbeiten. Einfach deswegen, weil sie als Besuchermagnet fungieren und weil sie mit den Besucherströmen – auch unser Museum hat im vergangenen Jahr über 111.000 Besucher und Besucherinnen begrüßen dürfen – dazu neigen, sich weniger infrage zu stellen. Sie können mit Zahlen aufwarten, mit denen sie normalerweise keine Rechenschaft gegenüber einer Kulturverwaltung oder einer Kulturförderstelle ablegen müssen, weil sie aus deren Sicht erfolgreich sind. Dieser messbare Erfolg versperrt manchmal die Bereitschaft von Freilichtmuseen, sich zu fragen: Was machen wir hier eigentlich? Andere Museen, vor allem kleinere, sind gezwungen, dies viel öfter zu tun, sie müssen sich legitimieren und damit auch stärker reflektieren. Gerade auch diese Ambivalenz hat mich bei meinem Amtsantritt sehr gereizt. Das gesamte wissenschaftliche Team hier im Salzburger Freilichtmuseum war von Anfang an sehr wertschätzend und unterstützend, hat mitgezogen und unterstrichen, dass wir uns wieder stärker infrage stellen müssen, dass wir einen Blick hinter unsere Arbeit werfen wollen und dass wir auch wieder verstärkt neue Fragen an unsere Sammlungen stellen. Wir wollen uns zu einem offenen Forschungsmuseum entwickeln und dies auch besser kommunizieren.

UH: Was sollte ein Freilichtmuseum Ihrer Ansicht nach heute leisten?

MW: Ich denke, Freilichtmuseen leiden ein wenig unter einem altbekannten volkskundlichen Syndrom, dass sie Häuser und Dinge von vermeintlich langer Dauer und Beständigkeit präsentierten und repräsentierten. Was wir als Freilichtmuseum etwa leisten können, ist, diesen Glauben an eine lange Kontinuität zu brechen und sehr viel stärker den steten Wandel zu thematisieren. So haben wir in den Vermittlungsprogrammen schon viel verändert, indem wir historische Längsschnitte skizzieren und damit erklären, wie sich Häuser, Lebenswelten und Dinge im Lauf der Jahrhunderte, und manchmal auch nur innerhalb weniger Jahre, gewandelt haben. Wenn ich selber durch unser Museum führe, merke ich, dass Besucherinnen und Besucher oft ganz überrascht sind, wenn ich erzähle, dass die meisten Häuser, die hierher transloziert wurden, nicht hier stehen, weil sie so schön sind, sondern vor allem deswegen, weil sie obsolet geworden waren, weil sie aufgegeben worden waren, weil niemand mehr so leben wollte. Und das verstehen Besucher und Besucherinnen zunächst natürlich nicht, weil viele, die hierherkommen, eigentlich auf der Suche nach vertrauten Bildern eines vagen „Früher“ sind, und weil sie – wenn auch nicht explizit artikuliert – das Bedürfnis haben nach Kontinuität, nach Vertrauten, nach Heimatlichem in irgendeiner Form.

Was wir daher als Freilichtmuseum leisten wollen – nach den Bedingungen von Veränderungen zu fragen und dies dann auch aus unterschiedlichen Fragerichtungen zu tun –, ist etwas, was wir gemeinsam mit KooperationspartnerInnen angehen. Wir glauben nicht an *eine*, vermeintlich objektive Darstellung, sondern wir lassen mehrere unterschiedliche Zugänge und Erzählweisen zu. Wir bemerken, dass sich damit auch die Neugierde unseres Publikums verändert. Natürlich haben wir auch unser Stammpublikum, aber selbst dieses Stammpublikum – und das sind zum Teil auch Menschen einer Generation Sechzigplus – sagt: Super, dass ihr die Dinge jetzt auch mal ganz anders macht!

UH: Mit welchen Institutionen kooperieren Sie?

MW: Zum Beispiel mit der Uni Salzburg. Da gibt es etwa einen Lehrgang für Gastrosophie – gemeinsam mit diesem kochen und verkosten wir in Küchen unserer Museumsbauten Speisen nach historischen Rezeptbüchern. Oder wir laden BiologInnen ein, in einem Biotop innerhalb des Museumsareals ein Wiederansiedelungsprojekt der vom Aussterben bedrohten Steinkrebse durchzuführen. Oder wir initiierten gemeinsam mit der Galerie Fotohof und der Galerie Kunst im Trakl-Haus ein Foto-Projekt, *StandOrtWechsel – Häuser im Wandel*: Fotografinnen und Fotografen wurden im Rahmen dieses Projektes eingeladen, sich auf künstlerische Spurensuche an jene Orte zu begeben, von denen das Freilichtmuseum seine historischen Zeugnisse ländlicher Baukultur übertragen hat. Was ist dort seit der Translozierung der Häuser passiert? Was ist an die (Leer-)Stelle dessen getreten, was seinerzeit abgetragen wurde? Und was macht der Wandel mit den Menschen und ihren Häusern? Fragen, deren Beantwortung mit dem Medium der Fotografie versucht wurde. Mehrere Ausstellungen und ein Fotobuch dokumentierten schließlich die Arbeiten der Fotografen. Karl-Markus Gauß folgt in einem einleitenden Essay deren Blicken und erzählt von seinen eigenen Beobachtungen im Museum.

Literarisch arbeitet das Salzburger Freilichtmuseum seit verganginem Jahr auch mit dem Salzburger Literaturforum Leselampe und dem Kulturverein dietext zusammen. Wir nennen dieses Angebot *Literatur ab Hof*: In einer Art Stationentheater gehen dabei Schauspielerinnen und Schauspieler sowie Musikerinnen und Musiker im Museumsgelände von Haus zu Haus, tragen auf einem Tennboden oder in einer Stube literarische Texte vor oder verknüpfen sie mit kurzen szenischen Darstellungen. Diese Texte reichen von aktuellen Neuerscheinungen zurück bis vor vielleicht 150 Jahren. Thematisch widmeten wir uns im letzten Jahr dem Schwerpunkt *weg/e gehen* und in diesem Jahr dem Motiv *bleibe/n*. Dadurch kommen wieder Erzählungen, Aufzeichnungen und Memoiren in die Häuser, die vielfach verlorengegangen sind.

UH: Derzeit sind im Museums- und Ausstellungsbereich Kooperationen mit Künstlerinnen und Künstlern en vogue. Arbeiten Sie noch mit weiteren künstlerischen Konzepten?

mw: Künstlerische Konzepte können Selbstverständlichkeiten infrage stellen. Kunst kann auch wichtige Bestandteile einer zeitgeschichtlichen Erinnerungskultur bereitstellen und sich in ein zukünftiges kollektives Gedächtnis einschreiben. Mit der Fotografie werden wir weitermachen. Warum gerade Fotografie? Zum einen besitzen wir selber eine Sammlung mit etwa 33.000 Fotografien, Dias, Digitalisaten. Zum anderen sind Fotografien – genauso wie die ins Museum übertragenen Häuser – Speichermedien der Erinnerung. Und mit der Fotografie bietet sich eine inspirierende Möglichkeit, mit der Hausforschung in Dialog zu treten. Ich halte aber nichts davon, hier irgendeine Kunstausstellung zu machen, die nicht kontextbezogen wäre. Aber gerade mit der Fotografie kommen durch unterschiedliche Blickwinkel, Blickweisen oder auch durch die Kombinatorik mit anderen Bildern Irritationen und Ergänzungen zustande, die wir hier mit unseren Mitteln so nicht leisten könnten. Und das finde ich sehr gut – auch als Methode, weil die Fotografie als methodisches Handwerkszeug ja durchaus eine „Wahlverwandtschaft“ zur teilnehmenden Beobachtung der Ethnologie hat. Von daher macht das Sinn.

uh: Und wie wird das angenommen?

mw: Unter den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bestand anfangs sicherlich eine gewisse Skepsis, viele konnten es sich eigentlich nicht recht vorstellen. Und die Wahrheit ist: Selbst ist man auch nicht immer ganz sicher, ob das aufgeht. Ich habe mich aber immer gerne zwischen den Disziplinen bewegt und Vertrauen gehabt, dass man sich nicht davor scheuen muss, unterschiedlichste Disziplinen zusammenzubringen. Man muss nur versuchen, sich auf neue Zugänge einzulassen, neugierig zu bleiben und die richtigen Leute zu begeistern. Und ich glaube, das ist auch gelungen. Es treten mittlerweile laufend Künstler und Künstlerinnen an uns heran. Wir haben erst kürzlich ein Videoprojekt mit jemandem gemacht. Durch die eingangs erwähnten Projekte wollen heute einfach mehr Künstlerinnen und Künstler etwas mit uns realisieren und ihre eigene Subjektivität einbringen.

Persönlich erlebe ich diese Partizipation eigentlich nur als bereichernd, aber das heißt nicht, dass wir unsere Kompetenz aus der Hand geben wollen, sondern wir wollen unsere Arbeit im Dialog mit anderen machen.

Das gilt in hohem Maße auch für die Zusammenarbeit mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen. Ich vertraue unserer Kulturwissenschaft, aber ich glaube, dass beispielsweise das Fach der Europäischen Ethnologie – gerade auch in Österreich – Forschungslücken aufweist und mehr denn je auf Interdisziplinarität angewiesen ist. Anders als in Deutschland, wo die Hausforschung in Lehre und Forschung einen deutlich höheren Stellenwert besitzt, werden an Österreichs Universitäten kaum mehr „Hausforschung“ oder „Wohnen und Wirtschaften“ aus historisch-anthropologischer Perspektive gelehrt. So sind wir auch gezwungen, auf andere Partner auszuweichen.

Ein Beispiel: Das Salzburger Freilichtmuseum hat im letzten Jahr ein Kleinstbauernhaus in Holzbauweise aus dem Lungau abgetragen. Dessen Erforschung verdankte sich einer breiten interdisziplinären Zusammenarbeit, die mit modernsten Dokumentationsmethoden im Zuge der Übertragung dieses Gebäudes ins Museum nun Antworten auf viele unserer Fragen erlaubte. Durch die enge Kooperation zwischen dem Salzburger Freilichtmuseum und der Universität Salzburg mit dem dort angesiedelten Institut für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit einerseits und ergänzenden Fachdisziplinen wie Archäologie, Denkmalpflege und Dendrochronologie andererseits konnten neue Standards für die Zusammenarbeit von Freilichtmuseen, universitärer Forschung und Denkmalpflege gesetzt werden. Über die charakteristischen Jahresringabfolgen im Bauholz konnte die Dendrochronologie die Errichtung dieses Kleinstbauernhauses um 1482 datieren; 1492, zehn Jahre später, wird Amerika entdeckt und Kopernikus ist noch keine zwanzig Jahre alt – die Menschen glaubten damals also noch daran, dass die Erde eine Scheibe ist. Aus dieser frühen Zeit stammt nun diese kleine Keusche aus dem Lungau und wir konnten in der fachübergreifenden Zusammenarbeit mittels neuer Methoden und anderer bauhistorischer Analysen auch zu neuen Erkenntnissen gelangen.

Auch die Museologie verlangt nach neuen interdisziplinären Forschungsansätzen. Das sollte meines Erachtens schon in der universitären Ausbildung verdeutlicht werden.

Als ich vor einigen Jahren zu einem Vortrag innerhalb eines Institutskolloquiums an der Universität zum Thema „Absolventen sprechen über ihre Arbeit an Museen“ eingeladen wurde, waren circa

achtzig Studierende da, volles Haus. Und ich habe am Anfang gefragt: „Wer von Ihnen möchte gern an ein Museum gehen?“ Und es hat nicht ein Einziger aufgezeigt. Das zeigt schon auch die Schwierigkeit, Menschen wieder für Forschung an Museen zu begeistern: Was ist das Spannende an so einer Tätigkeit? Wo kristallisieren sich neue Fragestellungen heraus? Was kann ich bei interdisziplinären Forschungsansätzen selbst mit einbringen? Und da brauchst du, denke ich, auch ein „klassisches“ Rüstzeug, dass du dich für Sachkulturforschung interessierst, dass du dich für Hausforschung interessierst und dass du diese auch irgendwo vermittelt bekommst. Oder dass du darüber hinaus auch noch viel mehr gegenwärtige museologische Fragestellungen vermittelt bekommst, weil ja auch das Museum heute in steter Rede ist und befragt wird. All diese Forschungsbereiche gehörten, meiner Meinung nach, im Studium wieder weit mehr etabliert. Ich habe selbst viele Jahre an der Universität für angewandte Kunst in Wien im Rahmen eines museologischen Seminars lehren dürfen und habe rückblickend das Gefühl, dass dort das Interesse der Studierenden außerordentlich groß war. Wir besuchten laufend Ausstellungen und Museen, waren vor Ort, blickten gemeinsam hinter die Kulissen, und das war spannend. Auch für mich.

Ich denke, man muss Studierenden vermitteln, dass es in Museen natürlich nicht nur um einen „klassischen“ Fächerkanon, beispielsweise um Hausforschung, um Sachkulturforschung oder um Kunst, geht. Es geht auch um eine innere Haltung, es geht auch um innere Überzeugung. Als ich die wissenschaftliche Leitung am Landesmuseum Burgenland innehatte, konnte ich beispielsweise immer wieder aufs Neue ausloten, wie sehr es lohnen kann, sich entlang von Sammlungen differenziert mit unterschiedlichen Identitäten, mit unterschiedlichen Volksgruppen, mit deren Selbst- und Fremdbildern auseinanderzusetzen. Ich denke, das sind fruchtbare Aufgabenfelder für Studierende aus den Kulturwissenschaften, gerade in Zusammenhang mit landeskundlichen oder heimatkundlichen Sammlungen lassen sich diese in Ausstellungen äußerst ertrageich thematisieren. Jede Ausstellung ist für mich ein Diskurs. Identität, Heimat, Kultur, das sind Begriffe, die problematisiert gehören, aber man muss sich trauen, diese zu befragen. Und das kann ein Museum. Das sollten wir Studierenden vermitteln: Kultur ist nicht nur etwas Liebes, Nettes, das man pflegt. Du hast eine Verantwortung, wie diese verhandelt wird.

UH: Mit diesen Fragen sind ja insbesondere die Freilichtmuseen konfrontiert. Wenn wir uns diesen Boom von Ländlichkeit auf der Ebene von Medien, etwa in Zeitschriften, anschauen, das ist ja fast nicht mehr schön. Diese greifen ja durchaus auch volkskundliche Themen auf, auf ihre Art und Weise.

MW: Wir thematisieren diese Fragestellung auch in einem unserer Museumshäuser. Dort sind solche Zeitschriften, die Sie gerade angesprochen haben, ausgestellt – Zeitschriften wie *Landlust*, *Landleben*, *Serrus Magazin* und andere. Ich sehe solche Publikationen durchaus ambivalent. Klar würden wir schnell darüber einig sein, dass sich darin das Idyllisierende, Behübschende, Heimattümelnde finden lässt. Aber es sind auch Quellen und Zeitdokumente unserer Zeit: Sie sind auch Ausdruck eines Bedürfnisses nach Dingen, die mit Erinnerungen an ein imaginiertes Früher zu tun haben, mit Sentimentalitäten. Und als zeithistorische Quellen müssen wir sie durchaus ernst nehmen.

UH: Sie haben ein neues Besucherzentrum geplant ist. Was dürfen wir da erwarten?

MW: Das Salzburger Freilichtmuseum benötigt seit mehr als dreißig Jahren einen veränderten Eingangs- und Verwaltungsbereich. Beide Funktionen sind seit der Museumsgründung im Jahr 1984 in einem Flachgauer Einhof untergebracht, einem Mittelflurhaus, das über der Haustüre ein Baudatum von 1736 trägt. Tatsächlich waren schon bei der Abtragung dieses Hauses Stall und Tenne nicht mehr vorhanden, sie wurden in den 1980er Jahren neu erbaut und als Eingangshalle und Verkaufsladen adaptiert, und im einstigen Wohnteil wurden die heutigen Büros situiert. Mittlerweile ist dieser Eingangs- und Verwaltungsbereich nach einer über viele Jahre währenden Improvisation am Ende seiner Gestaltungsmöglichkeiten angelangt. Der Raum, in dem wir gerade unser Interview führen, ist der einzige Raum in diesem Gebäude, in dem ich aufrecht stehen kann, im Obergeschoss sind die Räume viel niedriger und auch an einem strahlenden Sommertag wie heute braucht man stets künstliches Licht.

Wir haben für den künftigen Neubau ein genaues Raum- und Funktionsprogramm entwickelt mit klaren funktionellen und architektonischen Zielsetzungen. Das Salzburger Freilichtmuseum hat

heuer einen europaweiten Wettbewerb ausgeschrieben und 55 Einreichungen erhalten, von denen wir zwölf Büros für die weitere Bearbeitung ihres Entwurfs eingeladen haben. Ziel war die Erlangung eines anspruchsvollen Gestaltungskonzeptes, das sich in die Umgebung sensibel einpasst hinsichtlich Materialwahl und Proportionen. Dafür wurde von uns eine Architektur erwartet, die sich mit den historischen Bauformen des Landes Salzburg auseinandersetzt, diese neu interpretiert, sich ohne jede Anbiederung in den Kontext des historischen Gebäudebestands einpasst und den Bau- und Werkstoff Holz in seinen verschiedensten Formen eindrucksvoll einsetzt. Gleichzeitig sollte den Besucherinnen und Besuchern des Salzburger Freilichtmuseums verdeutlicht werden, dass sich hier ein überregional bedeutsamer Museumskomplex von großer Strahlkraft befindet. Im September dieses Jahres hatten wir die Jury-Sitzung und aus der Zeichenfeder des Bregenzer Architekturbüros Cukrowitz Nachbaur ein unheimlich stimmiges Siegerprojekt.

UH: Und welche Funktionen soll das Besucherzentrum haben?

MW: Als wichtigste Funktion galt und gilt, eine neue Eingangssituation zu schaffen, die auch an manchem Tag 4.000 Museumsbesucher bewältigen wird können. Die zweite – und nicht weniger wichtige – Funktion ist, ein Haus *für* Besucherinnen und Besucher zu bauen, sie zu Beteiligten zu machen, sie einzuladen, unsere Einrichtungen, unsere Archive, unseren Wissensspeicher zu nützen. Wir wollen ein offenes Forschungsmuseum sein. Wir haben ein tolles Planarchiv, wir haben ein tolles Fotoarchiv und wir haben eine Bibliothek, von der wir glauben, dass sie viel mehr für unsere Besucherinnen und Besucher da sein sollte. Und diese Einrichtungen – Bibliothek und Archive – wollen wir transparent sichtbar machen, baulich situiert an einem Scharnier zwischen öffentlichem Eingang und Verwaltungsbereich. Ergänzt wird das räumliche Angebot auch durch einen Tagungsraum für etwa hundert Personen. Es ist uns wichtig, hier mit der Gesellschaft in Dialog treten zu können.

UH: Sie haben von der neuen Keusche erzählt. Wie funktioniert das, wenn Anfragen für die Übernahme von Gebäuden kommen? Wie viel Platz gibt es in Ihrem Freilichtmuseum,

um neue Gebäude aufzunehmen, und nach welchen Kriterien wird dann ausgewählt?

mw: Das ist eine ganz entscheidende Frage. Das Salzburger Freilichtmuseum erstreckt sich über ein Gelände von ca. 50 Hektar. Das ist ein weites Museumsareal und auf dieser Fläche stehen circa hundert Baulichkeiten – nicht hundert Höfe, sondern auch Kapellen, Backöfen, Klein- und Flurdenkmäler. Das heißt, wir haben schon noch ein bisschen Platz. Wir erhalten immer wieder Angebote zur Übernahme von Gebäuden, aber wenn man den Schwerpunkt auf jene bestimmten baulichen Erscheinungsformen im Land Salzburg setzen will, die in einer gewissen Häufigkeit und Regelmäßigkeit auftreten – auf Hofformen wie Einhof, Paarhof oder Gruppenhof etc. –, dann haben wir diese vermutlich ausreichend dokumentiert.

Was aber fehlt, sind Gebäude, die darüber hinaus auch das ländliche Leben ausgemacht haben. Dieses hat ja nicht nur aus Bauernhöfen bestanden. Und da gibt es durchaus Erweiterungsbedarf. Als ich ans Salzburger Freilichtmuseum berufen wurde, war ich sogleich mit der Frage konfrontiert: Was geht Ihnen ab? Und ich habe etwas vorschnell geantwortet: eigentlich die gesamte bauliche Geschichte innerhalb des ländlichen Raums im 20. Jahrhundert. Heute weiß ich natürlich, dass das Salzburger Freilichtmuseum bereits einige sehr sprechende Zeugnisse ländlicher Baukultur aus dem letzten Jahrhundert transloziert hat – ein Elektrizitätswerk, ein Mauthaus, eine Tankstelle, ein Salettl. Doch denke ich, dass es beispielsweise ganz wichtig wäre, darüber hinaus jene Geschichte zu vertiefen, als erste touristische Angebote und der sogenannte „Fremdenverkehr“ aufs Land kamen. Da könnten zum Beispiel dann auch so etwas wie ein zur Frühstückspension umgebauter Hof oder eine „Landdisco“ hineinkommen. Oder es könnte auch vermittelt werden, wie „Urlaub am Bauernhof“ ländliches Wohnen und Wirtschaften, aber auch die Alltage verändert hat. Wie Verschönerungsvereine Ende des 19. Jahrhunderts schon begonnen haben, die Orte „zurechtzurichten“, wie Heimatvereine und Trachtenmusikkapellen bemüht waren, den Erwartungen und Sehnsuchtsbildern der Urlaubsgäste zu entsprechen. Da sehe ich auch eine unmittelbare Kongruenz zu der Geschichte von Freilichtmuseen, die hier mit reflektiert gehört. Das wird eines der Projekte der nächsten Jahre werden.

UH: Sie haben von den Haustypologien gesprochen, die bestimmten Regionen zugeordnet werden und diese repräsentieren sollen. In Kärnten haben wir den Eindruck, dass die Übergänge in der Alpen-Adria-Region zwischen Österreich, Slowenien, Friaul doch sehr fließend sind. Gibt es Überlegungen dahingehend, dieses Transkulturelle, das heißt, das über Salzburg Hinausreichende oder die Vermischungen, einmal anzuschauen?

MW: Sie haben völlig Recht, ich finde auch, dass dies einen richtigen Ansatz darstellt. Transkulturalität, den Einfluss von Kulturen aufeinander, finden wir ja auf vielseitigste Weise in der gerade zuvor erwähnten Begegnung von städtischen Urlaubsgästen mit der Landbevölkerung. In Bezug auf Baugeschichtliches sind wir zum Beispiel im regen Austausch mit bayerischen Freilichtmuseen. Tatsächlich gibt es hier in Form, Funktion und Material mehr Gemeinsames als Trennendes. Wir haben es aber nicht oft explizit thematisiert. An einem Flachgauer Einhof, dem Lohnergütl, können wir eine Vermischung unterschiedlicher Baukulturen aber doch recht anschaulich zeigen: Dort sind in einem Blockbau aus der Mitte des 17. Jahrhunderts in den Außenputz des Stallmauerwerks Schlackensteine ornamentartig gedrückt worden. Diese Technik, den Schlackenputz zu verzieren, gelangte Mitte des 19. Jahrhunderts vermutlich durch italienische Wanderarbeiter nach Salzburg.

Wenn man Museumshäuser weniger nach ihren typologischen Besonderheiten, sondern nach ihren Einflüssen befragt, dann verbindet diese alle sicherlich, mehr als jede Eigentümlichkeit, ihr stetiger Wandel. Allein mit traditionellen Kulturgrenzen kommt man ihnen daher nicht bei, sie sind vielmehr durch Veränderungen – sozialer und wirtschaftlicher Art – gekennzeichnet.

Als ich am Salzburger Freilichtmuseum meine Arbeit begonnen habe, wurde ich einmal gefragt, was ich eigentlich von Beruf sei, und ich habe damals geantwortet: Ich bin kein Volkskundler, ich bin ein Wandelkundler. Tatsächlich ist es der alles durchdringende Wandel, der uns Kulturwissenschaftler viel mehr interessieren sollte.

UH: Bevor wir jetzt dann aufs Gelände gehen, habe ich noch eine Frage zur Ehrenamtlichkeit bei Ihnen im Haus. Es gibt

ja vor allem viele Lokführer, wie ich auf der Homepage gesehen habe.

mw: Wir sind eine Landeseinrichtung und unterliegen da einem einzuhaltenden Stellenplan. Wir können nicht selbsttätig Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter anstellen. Wir müssen im personellen Bereich sehr genau haushalten und sind daher auch auf Ehrenamtlichkeit angewiesen. Heute fahren für uns sechzig Lokführerinnen und Lokführer, der größte Teil von ihnen ist bereits in Pension und erfüllt sich einen Kindheitstraum. Jedes Jahr vor Saisonanfang absolvieren sie eine Schulung wie auch eine bahnärztliche Untersuchung. Sie alle erhalten einen freien Dienstvertrag und sind selbstverständlich versichert.

Man kann heute sagen, dass aus der Zuanlage im Salzburger Freilichtmuseum eine wirkliche Erfolgsgeschichte geworden ist: Für die Lokführerinnen und Lokführer selber, die ihre Begeisterung auf unsere Besuchergruppen übertragen, für kleine und großgewordene Kinder, die nun mit längerer Verweildauer das Museum erkunden, und für ältere Menschen und Personen mit körperlicher Beeinträchtigung, die auf diese Weise das Museumsgelände barrierefreier besuchen können.

uh: Vielen Dank für das aufschlussreiche Gespräch, dann gehen wir jetzt aufs Gelände?

mw: Oder wir fahren mit dem Zug? Auch von meiner Seite herzlichen Dank für das Gespräch!

Chronik der Volkskunde



Tagungsbericht „Bildung, Bürger und Nation – Stadtmuseen im 19. Jahrhundert“, Institut für Österreichkunde und FTI-Projekt „MuseumsMenschen“ Donau-Universität Krems, 3. bis 4. Oktober 2019, Wiener Neustadt

Bildung, Bürger und Nation – unter diesem Titel veranstaltete die Donau-Universität Krems in Kooperation mit dem MuseumsManagement Niederösterreich und dem Institut für Österreichkunde (IÖK) am 3. und 4. Oktober eine Tagung zur Geschichte der niederösterreichischen Stadtmuseen. Grundlage war das seit Dezember 2017 laufende und vom Land Niederösterreich geförderte Forschungsprojekt *MuseumsMenschen* am Department für Kunst- und Kulturwissenschaften der Donau-Universität unter der Leitung von Anja Grebe.¹ Dieses untersucht die Geschichte der zehn ältesten noch bestehenden Stadtmuseen Niederösterreichs im 19. Jahrhundert und setzt den Fokus auf die AkteurInnen, das heißt in erster Linie Sammler, Kustoden und Initiatoren, aber auch BesucherInnen und ObjektspenderInnen, sowie deren Beziehungen und Netzwerke im historischen Bemühen um eine städtische „Antikenkammer“ oder ein „Antiquitäten Cabinet“.

Ungefähr fünfzig TeilnehmerInnen hatten sich in die Eventlocation Skyline mit Ausblick auf Wiener Neustadt einladen lassen und tagten damit direkt gegenüber dem umgebauten Museum St. Peter an der Sperr, dem früheren Stadtmuseum, in welchem auch 2019 die Landesausstellung zu sehen ist. Das Tagungsprogramm spannte einen Bogen von den Stadtmuseen im 19. Jahrhundert mit einer dichten Geschichte niederösterreichischer Stadtmuseen, Fallbeispielen zu verschiedenen Vereinen, Sammlungen und Akteuren sowie einem vergleichenden Blick zu Stadtmuseen in Bayern und im mährischen Grenzraum, hin zur Gegenwart, wo aktuelle Museumsarbeit kritisch reflektiert und programmatische Überlegungen für Stadtmuseen angestellt wurden.

In den Grußworten von VertreterInnen der Stadt, des Landes Niederösterreich sowie der veranstaltenden Institutionen wurde auf

1 Webseite des Projektes: <https://www.noemuseen.at/museumsmenschen/> (Zugriff: 10.12.2019).

die historische Tiefe sowie auf die Vielzahl und Dichte von Museumsgründungen in den Klein- und Mittelstädten Niederösterreichs verwiesen, ein nun auch wissenschaftlich belegtes Alleinstellungsmerkmal im deutschsprachigen mitteleuropäischen Raum.

In ihrem Einführungsvortrag stellte *Celine Wawruschka* (Krems) die Ergebnisse des Projekts *MuseumsMenschen* vor und lieferte einen kultur- und sozialhistorisch orientierten Überblick zu den beforschten Stadtmuseen im 19. Jahrhundert. Die ersten Sammler und Museumsgründer waren Einzelpersonen aus dem Wirtschaftsbürgertum, die der Tradition adliger und klösterlicher Sammlungen in aufklärerischer Manier oder in Form der Wunderkammern folgten. In der zweiten Jahrhunderthälfte übernahmen mit Gemeindereform und dem Vereinsrecht 1867 bürgerliche Vereine und die Städte unter dem Vorzeichen von Bildung und Vaterlandsliebe selbst die Trägerschaft. Die ausschließlich männlichen Akteure entstammten der bildungsbürgerlich geprägten Beamtenschaft und Militärfamilien. Wawruschka interpretierte daher das Engagement für städtische Sammlungen und entsprechende Präsentationsorte als eine kulturelle Praxis, die auf lokaler Ebene die heterogenen bürgerlichen Gruppen zusammenführte. Diese Bemühungen waren nicht nur Ausdruck einer dezidiert bürgerlichen Identität, sondern schufen zugleich eine historische Legitimation des bürgerlichen Anspruchs auf die Stadt. Wawruschka betonte hierbei die politischen Implikationen einer sozialen Gruppe am Ende des 19. Jahrhunderts, die sich nicht allein aus Nostalgie der Vergangenheit zuwandte.

Vergleichend beschrieb *Gesa Büchert* (Nürnberg) die Entwicklungen in der fränkischen Stadtmuseums- und Sammellandschaft, welche sich ebenfalls bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausbildete, allerdings auf Anordnung durch den bayerischen König Ludwig I. ab den 1820er Jahren. In „vaterländischen“, „historischen“ und „alterthümlichen“ Vereinen strengten sich auch hier meist akademisch gebildete Bürgerliche an, alles archäologisch, historisch, natur- und volkskundlich wichtig Erscheinende für ihren Ort zu ergraben, zu sichern und zu erforschen. Büchert machte bei den Museumsgründern einen starken regionalen Landespatriotismus aus, der sich eher nach dem Heiligen Römischen Reich zurücksehnte, als der Idee eines geeinten Deutschlands zu folgen. Patriotismus und Bildungsvereine hätten zuweilen aber nicht ausgereicht, um über alte konfessionelle

Grenzen hinwegzusehen, die sich zum Teil in den Vereinsstrukturen widerspiegeln.

Hans M. Tuzar (Krahuletz-Museum Eggenburg) zeichnete in seinem Vortrag ein detailreiches biografisches Bild des Sammlers Johann Krahuletz (1848–1928). An der Person Krahuletz wurden sowohl Praktiken des Sammelns und Forschens als auch der Beziehungen und Netzwerke zwischen Sammlern, Vereinen, Wissenschaftlern und lokalen Honoratioren exemplarisch sichtbar. Krahuletz stammte aus einfachen Verhältnissen, wurde aber schon früh von einem ortsansässigen Adligen als Sammler von archäologischen, paläontologischen oder mineralogischen Funden eingesetzt und angeleitet. Über diesen kam Krahuletz mit vielen Wissenschaftlern in Kontakt, arbeitete sich als Autodidakt in verschiedenste Felder ein und gewann an gesellschaftlicher Reputation. Als gefragter Ansprechpartner in der Scientific Community stand er unter anderem mit dem Prähistoriker Moriz Hoernes und der Anthropologischen Gesellschaft Wien im Austausch.

Den Abschluss des ersten Tages bildete ein Einblick in Geschichte und aktuelle Tätigkeiten des Stadtmuseums am Tagungs-ort. In Wiener Neustadt gaben die Stadtverantwortlichen bereits 1824 den Auftrag zur Inventarisierung des städtischen Rathaus- und Archivbestandes, gefolgt von einer öffentlichen Ausstellung. Nach einer Führung durch die Landesausstellung 2019 *Welt in Bewegung – Stadt. Geschichte. Mobilität* im heutigen Museum St. Peter an der Sperr berichtete die Leiterin *Eveline Klein* (Wiener Neustadt) auch von den aktuellen Herausforderungen der Sammlungsarbeit durch Sanierung und Umbau des Depots und Museums.

Am zweiten Programmtag legte die Mitorganisatorin *Anja Grebe* (Krems) in ihrem Vortrag den Fokus auf Museumsvereine, deren Sammeltätigkeit und Vernetzung im 19. Jahrhundert – dabei unterstrich sie, dass in diesem Feld durchaus noch Forschungslücken bestehen. Im 19. Jahrhundert verstanden sich die Vereine in der Tradition der Lese- und Gelehrtengesellschaften und nicht vorrangig als Förderer einer bestimmten Institution. Auf Grundlage von Vereinsstatuten, -berichten und -korrespondenz stellte Grebe den Vorarlberger Museumsverein (gegr. 1857) vor, der mit Zeitungsannoncen nicht nur „Alterthümer“ vor ‚Verschleppung‘ und dem Verlust auf dem freien Markt bewahren wollte, sondern sich auch bewusst von

ähnlichen Organisationen in Tirol abgrenzte. Für das Germanische Nationalmuseum (gegr. 1852) beschrieb die Referentin ein internationales Netz von InformantInnen und Pflugschaften, das sich bis in die USA um Objekte und finanzielle Spenden bemühte. Mit einer für das Museum eigens gegründeten Aktiengesellschaft wurde das dezentrale Vorgehen für Finanzierung und Sammeln unterstützt. Zugleich lassen sich aus den jeweiligen Spendenlisten lokale Sozialprofile ablesen und die unterschiedliche Dauer und Erfolge der verschiedenen Pflugschaften genauer verstehen.

Rocco Leuzzi (Landessammlungen Niederösterreich St. Pölten) referierte die volkskundliche Bestandsbildung am Niederösterreichischen Landesmuseum, welches sich erst relativ spät, nämlich 1911, etablierte. Leuzzi war es durch die Inventarisierung und Digitalisierung der Teilsammlung in den letzten Jahren möglich, auch genauere statistische Darstellungen zu zeigen. Wichtig für die Entstehung und Schwerpunkte der Sammlung sind neben dem Kriterium Niederösterreich-Bezug die Rolle von zwei Privatsammlern mit ihren Vorlieben wie zum Beispiel für Messgeräte sowie auch für Sammelfahrten aufs Land, die das Museum selbst in den 1920er bis 1940er Jahren und nach dem Zweiten Weltkrieg durchführte.

Jiří Kacel (Südmährisches Museum Znam) zeichnete in seinem Vortrag ein plastisches Bild des Stadtmuseums in Znam in der niederösterreichisch-mährischen Grenzregion. Getragen von zumeist deutsch-nationalen Bürgerlichen war es in seiner Gründungsphase Ort ethnisch-nationaler Abgrenzung, sollte aber zugleich das heimische Gewerbe durch Vorbildwirkung und Reklame ankurbeln. Ideengeber hierfür war unter anderem der erste Leiter des Museums für Kunstgewerbe und Industrie in Wien (heute MAK) Rudolf von Eitelberger. Kacel stellte bis in die Zeit der kommunistischen ČSR die staatsideologischen Anpassungen am Znaimer Museum dar. So musste nach 1918 die Ausstellung ent-österreichisiert werden, ein zweisprachiger Katalog wurde gedruckt und das damalige Kuratorium, das sich paritätisch aus tschechischen und deutschen Mitgliedern zusammensetzte, betonte in seiner Außendarstellung die gemeinsame Sorge für die Kunst über alle ethnischen Grenzen hinweg.

Martin Hochleitner (Salzburg Museum) unterzog das Salzburg Museum, dem er als Direktor vorsteht, einer Innenschau, wobei er sich am Schlüsselbegriff aus Bénédicte Savoy's *Die Provenienz der Kul-*

tur orientierte. Ein Museum erhalte, so der Referent, „eine Seele und eine Zukunft in der Gesellschaft“, wenn es sich mit seiner Geschichte auseinandersetze und diese in seinem Selbstverständnis und seiner Arbeitsweise reflektiere. Anhand verschiedener Ausstellungen zu geplünderten Kunstwerken aus den fürstbischöflichen Sammlungen sowie zur Geschichte des Salzburg Museums im Nationalsozialismus beschrieb Hochleitner, wie das Salzburg Museum seinen Platz in einer europäischen Gewalt- und Verflechtungsgeschichte sichtbar machen und als Lernort fungieren will.

In einem programmatischen Vortrag gab *Matthias Henkel* (Berlin) einen Ausblick auf ein Stadtmuseum der Zukunft, weg von der Identitätsfabrik hin zum Möglichkeitsraum „kultureller Überlappungen“ – ein Begriff des deutsch-indischen Philosophen Ram Adhar Mall. Henkel begann mit einem historischen Exkurs zum Heimatmuseum als Sehnsuchtsort in Deutschland. Die derzeitige Situation von Stadtmuseen sei geprägt von vielfältigen und teilweise zu Überforderung führenden Diskussionen in Politik und Wissenschaft: über Kulturtourismus, Digitalisierung, Partizipation und Inklusion, Dekolonialisierung und nötige Provenienzforschung. Auch die Themen Migration und digitale Lebenswelt stellten neue Herausforderungen an das Sammeln. Zugleich, hob Henkel hervor, habe das Stadtmuseum wie keine ähnliche Institution den Vorteil, so nah an seinem Forschungsfeld zu sein, nur müsse ihm der Brückenschlag zu den BewohnerInnen gelingen. Dafür, schlug er vor, sollten sich Museen trauen, stärker als soziale Akteure aufzutreten, den Stadtraum zu kuratieren, auch ihre Deutungshoheit zu teilen sowie Lernprozesse und vor allem ihre Sammlungstätigkeit nach außen zu kommunizieren. So ließen sich auch besser kulturpolitische Forderungen stellen.

Am Ende des Tagungsprogramms präsentierten *Anja Grebe* und *Martin Reitschmied* (beide Krems) eines der Ergebnisse des Forschungsprojektes *MuseumsMenschen*: eine webbasierte Museums-App. In Chat-Aufmachung bietet diese den BesucherInnen der zehn beforschten Stadtmuseen an, mit diversen *MuseumsMenschen* in Kontakt zu treten und so mehr über AkteurInnen und Objekte, aber auch über die Institutions- und Sammlungsgeschichte zu erfahren. Über Schlagwörter – also nicht über direkte Fragen – erhalten die BenutzerInnen kurze Informationen im heutigen Sprachduktus, Bilder und Videos aus der jeweiligen Sicht einer historischen Person, basierend

auf den Forschungsergebnissen des Projektes. Die programmierte Infrastruktur kann dann individuell an die jeweiligen Museen angepasst und erweitert werden.

Ein Schlussresümee zog *Ernst Bruckmüller* (Wien) vom IÖK. Dabei lässt sich sagen, dass mit dem Projekt *MuseumsMenschen* wichtige Grundlagenforschung für die Stadtmuseen geleistet wurde, die so sicher nicht im regulären Museumsbetrieb möglich gewesen wäre. Es liegen nun Ergebnisse zur Geschichte einer vielfältigen Museumslandschaft im 19. Jahrhundert, zu ihren historischen AkteurInnen und deren Vernetzung untereinander wie auch zu WissenschaftlerInnen und überregionalen Vereinen vor. Erinnert sei hier noch einmal an Moriz Hoernes und die Anthropologische Gesellschaft Wien mit ihren Exkursionen nach Znaim oder zu Krahuletz: Beide waren wichtige Akteure für die Etablierung der Volkskunde im Habsburgerreich, deren Verbindungen zu lokalen Geschichtsvereinen sich weiter nachzugehen lohnt.

Exemplarisch zeigen sich auch für die Region Niederösterreich die großen Entwicklungslinien in der europäischen Museums-geschichte – wie die Rolle des Bürgertums, das alle Wissensbereiche umfassende, emotional aufgeladene Konzept „Heimat“ und Raum, Sammelwut und Ordnungsliebe, nationale Selbst(er)findung und laienhafter Forschungseifer – beim Blick ins Detail offenbaren sich wiederum Heterogenität und verschiedene Wege des auf den ersten Blick so homogen erscheinenden Phänomens Stadtmuseum. So zeigten sich die Wichtigkeit regionaler Vernetzung, aber auch der Konkurrenz, die zusammen schon früh den Impuls zur Museumsgründung in kleineren Städten gaben, das alteingesessene Wirtschaftsbürgertum als erste und die bildungsbürgerliche Schicht als spätere Träger, der teilweise Gebrauch von Sammlungen zur ethnischer Abgrenzung und die besondere Rolle der Gewerbeförderung. In der Geschichte der Stadtmuseen in Niederösterreich schwächt sich der gern zitierte Gegensatz zwischen Stadt und Land ab, trotzdem bleibt offen, warum nun gerade in dieser Region so früh viele Stadtmuseen entstanden.

Nachfragen und Diskussion riefen auch immer wieder das jeweilige Verständnis von „Vaterland“, „Nation“ und „Heimat“ der historischen Museumsakteure hervor, die damit einhergehenden politischen Implikationen sowie Unterschiede und Gemeinsamkeiten, etwa im Blick auf eine ethnische Komponente. Öfters machten

die ReferentInnen auf die verschiedenen historischen Bezeichnungen für das Stadtmuseum aufmerksam, das selten so genannt wurde, sondern „Ausstellungslokal“, „Konservatorium“, „Antikenkammer“ oder „Antiquitäten Cabinet“. Das regt Fragen nach dem damit einhergehenden jeweiligen Institutions- und Museumsverständnis der AkteurInnen an. Unterrepräsentiert blieben trotz des vielversprechenden Projekttitels *MuseumsMenschen* leider die BesucherInnenseite, die Beteiligung von Frauen und die Rezeption durch andere Teile der Stadtbevölkerung. Trotzdem gab die Tagung spannende Einblicke in Vergangenheit und Zukunft des Phänomens Stadtmuseum, die zum Weiterdenken, -fragen und -forschen einladen.

2020 sind zum Ende des Forschungsprojektes die Herausgabe einer Monografie über die niederösterreichischen Stadtmuseen im 19. Jahrhundert, der Tagungsband, eine Broschüre für kulturtouristische Zwecke sowie die Online-Schaltung der Web-App geplant.

ORTRUN VÖDISCH

Bericht über die 4. ICOM CECA Austria Conference „Heraus mit der Sprache“ zum Österreichischen Museumstag 2019, 9. Oktober 2019, Salzburg Museum

Inzwischen ist es, mit Eisenstadt 2016, Steyr 2017 und Hall 2018, dank des unermüdligen Engagements von *Wencke Maderbacher* (ICOM CECA Austria National Correspondent) und ihrem Team in Kooperation mit ICOM Österreich, dem Museumsbund Österreich sowie dem Österreichischen Verband der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen (repräsentiert durch *Sandra Malez*) zur Tradition geworden, eine Preconference zum Österreichischen Museumstag zu veranstalten, die inzwischen von über 200 Interessierten besucht wird. Ziel dieser Preconference ist es, sich aus dem Blickwinkel der Vermittlung über Best-Practice-Beispiele zu den jeweiligen Themen des Museumstags auszutauschen, zu diskutieren, den Horizont zu erweitern und sich zu vernetzen.

Zugleich wurden in diesem Rahmen auch immer wieder Meilensteine gesetzt, wie zum Beispiel die feierliche Unterzeichnung des

überarbeiteten Berufsbilds 2017 und heuer der sogenannten Salzburger Erklärung zwischen *Sandra Malez*, *Elke Kollar*, der Obfrau des deutschen Bundesverbands Museumspädagogik e.V., und *Caroline Spicker* von medianus – Schweizerischer Verband der Fachleute für Bildung und Vermittlung im Museum. Die drei Verbände Österreichs, Deutschlands und der Schweiz möchten in Bezug auf Qualität in der Kulturvermittlung im Museum an einem Strang ziehen und haben fünf Erfolgskriterien definiert. Diese umfassen die Interessensvertretung des Publikums, inhaltliche Kompetenzen mit relevanten Gegenwartsbezügen, das Anleiten von Diskursen und Bildungsprozessen, die Nutzung des Museums als sozialen Ort sowie ausreichende personelle und finanzielle Ressourcen. Auf letzteres pochte *Sandra Malez* auch im von *Ingrid Weydemann* (Museum in der Fronfeste) moderierten Talk mit *Wencke Maderbacher*, *Elke Kellner*, der Geschäftsführerin von ICOM Österreich, und *Martin Hochleitner*, Direktor des Salzburg Museum.

Der erwähnte Talk bildete den Auftakt der heurigen Conference zum Thema „Sprache(n) einer erfolgreichen Kulturvermittlung“. Es ging um den Einsatz und die Reflexion von Sprache im Bereich der Vermittlung sowie die politische und gesellschaftlich relevante Funktion der Vermittlungsarbeit. Ein zentrales Postulat war „Keine Vermittlung ohne Forschung – keine Forschung ohne Vermittlung“. So ist es am Moesgaardmuseum im dänischen Aarhus alltägliche Praxis, wie *Maderbacher* ausführte, dass KuratorInnen eng mit den VermittlerInnen an gemeinsamen Projekten arbeiten. Generell solle man sich jedoch nicht mit einzelnen Projekten schmücken, sondern einfach kultur- und gesellschaftspolitische Haltung¹ zeigen und stets den Menschen im Mittelpunkt des Interesses behalten.

In den ersten drei Vorträgen von renommierten KulturvermittlerInnen ging es um Nachhaltigkeit, allgemeine Verständlichkeit

- 1 Am 15. November 2019 fand in Salzburg die vom Arbeitskreis neu – Plattform für Kulturvermittlung Salzburg veranstaltete „Unkonferenz“ (*Unter-) Haltung vermitteln* statt. Zentrale Fragen waren: Welche Haltung brauchen wir als VermittlerInnen? Kann man Haltung vermitteln und welche Methoden braucht es dafür? Und in welchem Verhältnis stehen eigentlich Unterhaltung und Haltung? <http://www.arbeitskreisneu.at/plattform.html#!/posts/UNKONFERENZSalzburg-des-arbeitskreisneu-zum-Thema-Unter-Haltung-in-der-Kulturvermittlung/28> (Zugriff: 15.10.2019).

und demokratiepolitische Relevanz. Die zentralen Fragestellungen lauteten: Wie bekommt das Publikum eine Stimme? Wie funktioniert Vermittlungsarbeit auch nonverbal? Wie kann mit Kunst Konflikten begegnet werden?

Eva Meran (Haus der Geschichte Österreich, Wien) stellte in ihrem Beitrag eine interaktive Station vor. An der Tape-Graphik, positioniert am Ende der Dauerausstellung des Haus der Geschichte mit der Frage „Wofür lohnt es sich zu kämpfen?“, können BesucherInnen ihre persönlichen Statements, Keywords, Zeichnungen etc. per Haftnotiz hinterlassen. Die Beantwortung der Frage ist aus verschiedenen Perspektiven möglich, zum Beispiel im Zusammenhang mit Demonstrationen auf der Straße, im schulischen Kontext, in Bezug auf nachbarschaftliche Beziehungen etc. Es geht in der Fragestellung um die Aushandlung demokratischer Werte und Ziele. In einem solchen Vermittlungsformat gibt das Museum einen Teil der Deutungsmacht ab, denn jeder Mensch kann anonym seine Meinung kundtun. Ein Korrektiv erfolgt einzig bei beleidigenden bzw. grenzüberschreitenden Aussagen, die von der Präsentationsfläche abgenommen, doch wie jede andere Haftnotiz inventarisiert werden.

Martin Hagmayr (Museum Arbeitswelt Steyr) befragte uns Preconference-TeilnehmerInnen während seines Vortrags nach Erfahrungen,² wie man innerhalb sprachlastiger Institutionen diejenigen Gruppen erreichen kann, die eine andere Sprache sprechen oder über eine niedrige Lesekompetenz verfügen. Inspiriert durch Susan Cain,³ plädierte er dafür, nonverbale Elemente in Museen zu stärken. Innerhalb der neuen barrierefreien Ausstellung *Arbeit ist unsichtbar* (2018–2020) gibt es viele taktile Objekte, multisensorische Stationen (wie zum Beispiel Riechdosen, auf die besonders Menschen mit Demenzerkrankungen sehr positiv reagieren) und methodische Zugänge und Objekte aus dem Bereich der Pädagogik der Stille: Zeichnungen an der Wand, Liegestühle, Plastikgras, Puzzlespiele etc. Anhand letzterer wird nonverbal zum Beispiel das Thema „Geschlechtergerechte Bezahlung“ vermittelt, indem Frauen

2 Leider wurden die Ergebnisse dieser spontanen schriftlichen Erhebung nicht mehr präsentiert.

3 Susan Cain: Still. Die Kraft der Introvertierten. München 2012.

gegen Männer rasch ein Puzzle legen sollen – wobei die Frauen nie gewinnen (können), weil sie mehr Puzzleteile zur Verfügung haben.

Ines Groß-Weikhart (Albertina, Wien) stellte ihr seit Jahren erfolgreiches Projekt *KuKon: Mit Kunst Konflikten begegnen* vor, das SchülerInnen dabei unterstützt, das Wesen eines Konflikts besser zu verstehen und Strategien zur Lösung zu entwickeln. Es sensibilisiert auch für ein Verständnis von Selbst- und Fremdwahrnehmungen mithilfe wertschätzender Kommunikation. Dabei kommen auch künstlerisch-kreative Methoden zum Einsatz, und ein Kunstgespräch vor ausgewählten Werken wird mit einem Kommunikationstraining kombiniert. Bei der Vorbereitung dieses Programmangebots war, so betonte Weikhart, eine Grundausbildung in Konfliktberatung, Gruppendynamik und Mediation für das durchführende Vermittlungsteam unerlässlich.

Sandra Kobel (Salzburg Museum) stellte nach der Mittagspause den Verein *arbeitskreis neu*, die Plattform für Kulturvermittlung Salzburg, eine Weiterentwicklung des Salzburger Arbeitskreises für Museumspädagogik, ebenso vor wie das Konzept der sogenannten „Unkonferenzen“, bei welchen etwa auch offenere und performative Methoden und Elemente integriert werden (können).

Die Kunsthistorikerin und Archäologin *Jasmin Hangartner* (Naturhistorisches Museum Wien) präsentierte ein Vermittlungsangebot zur Reflexion von stereotypen Geschlechterbildern in der musealen Vermittlung über das Leben in der Steinzeit.⁴ „Schließen Sie Ihre Augen und stellen Sie sich eine Person aus der Steinzeit vor“ – das Bild dieser imaginierten Person ist sowohl im Tagungsraum als auch unter BesucherInnen im Museum mehrheitlich erwachsen und männlich: Eine Unterrepräsentation von weiblichen und kindlichen Anschauungsbeispielen wird deutlich. So prägen heutige Vorstellungen von geschlechtlich konnotierten Tätigkeiten und Gender sowohl die steinzeitliche Forschung als auch deren Visualisierungen in Museen und Schulbüchern. Durch einen kritischen Umgang mit Rekonstruktionszeichnungen und Modellen durch Verfahren der Bildanalyse sowie Rollenspielen sollen Kompetenzen zur Hinterfragung von tradierten Wissensbeständen vermittelt werden – insbe-

4 Der Titel des Angebots lautet: „Männer die sammeln, Frauen die jagen. Geschlechterrollen in der Steinzeit und heute“.

sondere wenn eine geschlechtliche Zuweisung eines Objektes oder einer Tätigkeit nicht eindeutig festzustellen ist.

Die Kulturwissenschaftlerin *Astrid Wegner* (Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Dortmund) referierte über das partizipative Stadtprojekt *Mein Dortmund. Eingetütet, ausgepackt und ausgestellt – ein experimentelles Teilhabe-, Sammlungs- und Ausstellungsprojekt*⁵. Im Sammlungsaufwurf zu diesem Projekt steht die jeweils subjektive Sicht von DortmunderInnen auf „ihre“ Stadt sowie auf den oder die typische BewohnerIn der Stadt im Vordergrund. Diese unterschiedlichen Stimmen und Perspektiven sollen helfen, im Museum möglichst vielstimmig Stadtgeschichte(n) zu erzählen. Eine mehrsprachig bedruckte Papiertüte mit dem Leitmotiv „Mein Dortmund“ dient dabei als Kommunikations- und Verpackungshilfe für gespendete oder geliehene Objekte, Fotos, Dokumente oder Videos. Wegner sprach auch die Hürden bei der Übersetzungstätigkeit in über zwanzig Sprachen an und bedauerte die Grenzen der Mehrsprachigkeit und das Ausschließen von Menschen mit geringen Deutschkenntnissen. Denn außer dem Aufdruck auf den erwähnten Tüten verlief die gesamte Projektkommunikation nur auf Deutsch und die Mitsprache aller am Stadt-Diskurs war nicht gewährleistet. Die eingegangenen Tüten mit Objekten und den dazugehörigen Steckbriefen und Geschichten werden thematisch sortiert und in Sonderausstellungen sowie als Ergänzung zur Dauerausstellung präsentiert.

Nach der Generalversammlung des Österreichischen Verbands der KulturvermittlerInnen im Museums- und Ausstellungswesen folgte die Offene Stunde mit interessanten Kurzpräsentationen von vier verschiedenen Museen, eines Kunstprojekts und eines Buchs: Im Beitrag des Kustoden *Thomas Bertagnolli* (Museum Tiroler Bauernhöfe, Kramsach) ging es um die „technische Sprache eines Museums“. Gemeinsam mit der Stuttgarter Agentur Atelier Brücke⁶ wurde ein individuelles Vermittlungssystem (inklusive Audio-App, Hör- und Videostationen) und ein mehrsprachiges Leitsystem für das Freilichtmuseum erstellt. Dabei war besonders wichtig, die vermeintliche Idylle beim bloßen Betrachten eines der Bauwerke in Frage zu stellen und

5 https://www.dortmund.de/de/freizeit_und_kultur/museen/mkk/mein_dortmund/index.html (Zugriff: 15.10.2019).

6 Der Leitspruch der Agentur lautet: „Die Architektur richtet sich danach, was man erzählen möchte.“

neu zu kontextualisieren. „Poetisch – literarisch – anders“ hieß der Kurzvortrag der Wissenschaftlerin *Brigitta Schmid* (Naturhistorisches Museum Wien). Darin stellte sie ihre maßgeschneiderten, „märchenhaften“ Führungen für Erwachsene in der Prähistorischen Abteilung sowie zu den Sonderausstellungen vor, die emotional mit den Objekten verknüpft sind und berühren sollen. Man solle die Kraft von Märchen nicht unterschätzen, denn sie würden „auf niederschwellige Art und Weise eine besonders intensive Auseinandersetzung mit dem Objekt“ erlauben. Der neue Makerspace des Technischen Museum Wien, das techLAB, wurde von der Kulturvermittlerin und Wissenschaftlichen Mitarbeiterin *Theresa Unger* vorgestellt. Im techLab, das sich speziell an junge Frauen richtet, geht es um das Selbermachen unter dem Einsatz von digitalen Fertigungstechnologien. Die Vermittlung ebendieser muss dabei zwischen verschiedenen Sprachebenen (jugend- und gendergerechte Sprache, Fachsprache etc.) angepasst werden bzw. zwischen diesen wechseln. Besonders in Erinnerung geblieben ist das in der Neuen Galerie Graz angesiedelte Kunstprojekt des fiktiven Integrationszentrums für Migrierte Pflanzen (IZMP) der Künstlerin und Kuratorin *Lena Violetta Leitner*. Nichtheimische Arten werden im Labor mit Sprachkursen beschallt, die Integrationsfähigkeit wird anschließend anhand von Widerstandsmessungen bewertet.⁷ Die Kulturvermittlerin im Oberösterreichischen Landesmuseum, *Angelika Doppelbauer*, stellte zum Ausklang ihr inzwischen unter VermittlerInnen wohl bekanntes Buch *Museum der Vermittlung. Kulturvermittlung in Geschichte und Gegenwart* vor – es handelt sich um ihre Abschlussarbeit eines ecm/educating-curating-managing-Masterlehrgangs für Ausstellungstheorie und -praxis an der Universität für angewandte Kunst Wien. Es ist ein äußerst praktisches Handbuch zur Erklärung des Berufsbilds des/der KulturvermittlerIn samt historischem Überblick und aktuellen Schwerpunkten.

Besonders interessant ist, dass man sich auf der Homepage des ICOM Österreich⁸ auch über die nicht angenommenen Beiträge informieren kann, die aus zeitlichen Gründen nicht präsentiert wer-

7 <https://izmp.eu/oeffnungszeiten-sprachlabor-graz/> (Zugriff: 30.11.2019).

8 http://icom-oesterreich.at/sites/icom-oesterreich.at/files/attachments/ceca_austria_conference_2019_zusammenfassung_vortragende_und_einreichungendocx.pdf (Zugriff: 30.11.2019).

den konnten. Die am 9. Oktober 2019 vorgestellten Projekte und Vermittlungsprogramme waren inspirierend und vielfältig, boten ein sehr breites Verständnis von Sprache und passten somit in ein großes Spektrum verschiedener kultur- und gesellschaftspolitisch relevanter Themenfelder wie Inklusion, Teilhabe, Migration, Partizipation und Gendergerechtigkeit.

KATHARINA RICHTER-KOVARIK, YAŞAR WENTZ
UND KATHARINA ZWERGER-PELEŠKA

Bericht zum 30. Österreichischen Museumstag „Die Sprache(n), die wir sprechen“ von 10. bis 11. Oktober 2019, Salzburg

Die Veranstalter des 30. Österreichischen Museumstags am 10. und 11. Oktober 2019 waren der Österreichische Museumsbund und ICOM¹ Österreich, die vor Ort wieder organisatorisch vorbildlich unterstützt wurden, diesmal vom Salzburg Museum in Kooperation mit dem Landesverband Salzburger Museen und Sammlungen. In der Großen Universitätsaula der Universität Salzburg am ersten Tag und im Salzburg Museum am zweiten wurde das Thema Sprache im weitesten Sinn verhandelt. Es ging ums Sprechen, um die Körpersprache, das Sich-Mitteilen, das miteinander Kommunizieren, Sich-Austauschen, um die Sprechenden, die Schweigenden, um Fremdsprachen, Fachsprachen, das Ansprechen von BesucherInnen und um jene Menschen, die zu BesucherInnen werden sollen. Dieser breite Ansatz eröffnete ein schier unendliches Feld an Fragen und Möglichkeiten. Die – und das ist vorbildlich – überwiegend weiblichen BeiträgerInnen lieferten teils spannende Tiefenbohrungen zu unterschiedlichen Facetten des Themas, die aber in einem eher losen Zusammenhang zu einander blieben. Bedauerlich war, dass es nach keinem der Vorträge zu einer angeregten Diskussion kam, wie es an früheren Museumstagen durchaus der Fall gewesen war. Zu einem guten Teil lag dieser Umstand an der zwar unterhaltsamen und engagierten, aber auch eiligen Moderation von *Bernhard Flieber* von den Salzburger

1 International Council of Museums

Nachrichten, der sämtliche Beiträge einbegleitete und die Diskussionen sowie die Podiumsgespräche leitete. Dafür wurden in die Tagung einige ungewöhnliche und fruchtbare Workshopformate inkludiert, die den Austausch unter den Teilnehmenden förderten. Immer wieder wurden gewohnte Ablaufmuster von Konferenzen bewusst durchbrochen, was frische Zugänge und Blickwinkel ermöglichte.

So hielt die Eröffnungsrede die junge Poetry Slamerin *Helene Ziegler*, die in einem Wechsel aus Hochdeutsch, Englisch und Pinzgauer Dialekt über ihre Erfahrungen mit Museen sprach und tosenden Applaus erntete. Sie regte zwar zum Nachdenken an, bediente aber gleichzeitig nicht nur Heimat- und Gender-Klischees, sondern auch jenes von der zunächst uninteressierten Jugendlichen, die durch (erzwungene) Museumsbesuche selbstverständlich „voll geflasht“ zu einer begeisterten Museumsgängerin wird.

Anschließend erfolgte die offizielle Begrüßung durch den Leiter des Salzburg Museum, *Martin Hochleitner*, der auf diverse Auszeichnungen seines Museums für die Installierung von Texttafeln in „Leichter Sprache“ im Festungsmuseum hinwies (die Besichtigung des Festungsmuseums war Teil des Nachmittagsprogramms); bedauerlicherweise war diesem höchst aktuellen und umstrittenen Konzept kein eigener Plenumsblock im Rahmen der Tagung gewidmet, sondern die Frage nach „Leichter“ oder „Einfacher Sprache“ wurde lediglich von einzelnen BeiträgerInnen gestreift.

Prominenz aus Museen und Politik kamen schließlich rund um Stehtische auf der Bühne zu Wort, wo sie – vielleicht bedingt durch das frische Format – teils unmittelbare und sympathische Statements abgaben: *Danielle Spera*, damalige Präsidentin von ICOM Österreich und Direktorin des Jüdischen Museum Wien, gemahnte unter anderem an die Opfer von Halle und fand es besonders wichtig, „bildungsferne Menschen“ im Museum anzusprechen. *Peter Keller*, Generaldirektor von ICOM International, erzählte von den rund 60 verschiedenen Sprachen, die bei ICOM in Gebrauch stehen. *Wolfgang Muchitsch*, Präsident des Museumsbunds Österreich und Direktor des Universalnuseum Joanneum², erinnerte an die vielen Vermittlerinnen und Vermittler, die Museumobjekte zum Sprechen bringen, obwohl sie meist unter prekären Bedingungen arbeiten, wofür er Applaus

2 Sowie Präsident des Vereins für Volkskunde

bekam. *Andrea Brandner*, Klubvorsitzende der SPÖ in der Stadt Salzburg, betonte ebenfalls die Rolle der Kulturvermittlung, und *Heinrich Schellhorn*, Landeshauptmann-Stellvertreter von Salzburg, forderte niederschwellige Zugänge zu Museen, die sich bereits in der Sprache der Räume ausdrücken sollten. Landeshauptmann *Wilfried Haslauer* verglich Museumsbesuche mit Liebesbeziehungen: Sie sind unglaublich wichtig, aber „man ermüdet auch schnell“.

Der einprägsamste Beitrag des Vormittags kam anschließend vom populären Coach und Autor *Stefan Verra*, der in einer Performance über Körpersprache und ihre bewusste Anwendung im Museum referierte. Mit Beispielen aus der Politik und über praktische Übungen fürs Plenum machte er klar, wie wichtig eine Körpersprache ist, die das Gegenüber willkommen heißt und die eigene Begeisterung ausdrückt³. Ihm selbst gelang es mit seinem Auftritt wunderbar die Zuhörenden mitzureißen, wofür auch er mit stürmischem Applaus bedacht wurde.

Mit seinem sperrigen und langsamen Vortragsstil konnte *Folker Metzger*, Sprecher der Fachgruppe *Digitale Bildung und Vermittlung in Museen des Bundesverbandes Museumspädagogik* in Deutschland und Bildungsreferent der *Klassik Stiftung Weimar* das Publikum nach Verras schrillen Auftritt nicht mehr recht fesseln, obwohl seine Argumente durchaus diskutierenswert gewesen wären. Pauschalierend stellte er fest, dass Museen immer noch – und vielleicht sogar mehr als früher – zur Ausgrenzung bestimmter Bevölkerungsgruppen beitragen und zwar nicht nur durch einschüchternde Architektur und hochspezialisiertes Ausstellungsprogramm, sondern auch durch die Kommunikationsformen in den Nichtausstellungsflächen, die sich an kosmopolitische Eliten richten. Zur Abhilfe zog Metzger den Code of Ethics der britischen Museums Association heran, der Museen als soziale Orte und nicht primär als Orte von Objekten versteht, ließ dabei jedoch außer Acht, dass viele Museen etliche Forderungen ohnehin bereits umgesetzt haben.

Die freiberufliche Kuratorin *Amelie Klein* (Wien) beschäftigte sich anschließend mit der Sprache von Objekten, von Räumen und Displays. Anhand der Ausstellung *Making Africa* des Vitra Design Museum (Weil am Rhein), in dem sie mehrere Jahre als Kuratorin

3 Lächeln, auf die BesucherInnen zugehen, beide Augenbrauen heben etc.

tätig war, erläuterte sie, wie komplizierte Sachverhalte durch Objektauswahl und -zusammenstellung, durch die Platzierung der Objekte im Raum, durch Vitrinendesign und Materialien, durch Beleuchtung und Farbwahl, kurz gesagt durch Kuratieren und Inszenieren, transportiert werden (können). Trotzdem stellte Klein eindeutig fest: „Wortsprache schafft Klarheit, die mit keiner anderen Sprache möglich ist.“ Ohne Textebene geht es eben doch nicht.

Beim Mittagessen hatten die Tagungsteilnehmenden die Möglichkeit, an Tischen Platz zu nehmen, die von Hosts aus verschiedenen Salzburger Regionalmuseen betreut wurden und diese während des Essens im „Mittagstalk“ kennenzulernen.

Im ersten Vortrag des Nachmittags beschäftigte sich *Ines Häußler* (Wien), die als Story Consultant und Autorin arbeitet, anhand vieler konkreter Beispiele nicht nur aus dem Ausstellungs- und Museumswesen mit dem Erzeugen von emotionalen Bindungen im Storytelling als Voraussetzung für erfüllende Museumsbesuche. Als Eckpunkte nannte sie das Schaffen von Identifikationsangeboten, das Erzeugen von angenehmen Stimmungen und das wertfreie Akzeptieren der BesucherInnen. Sie orientierte sich dabei unter anderem an Simon Sinek und seinem „Golden Circle“ der Kommunikation.

Spannende und fachkundige Einblicke in die Denk- und Arbeitsweise des Wien-Tourismus bot dessen Direktor *Norbert Kettner*. Im Tourismus-Marketing gehe es in den letzten Jahren verstärkt darum, einen „Tone of Voice“ zu finden, der eine Unverwechselbarkeit erzeugt. Auch das funktioniere mit den Methoden des Storytelling. Grundsätzlich, so gab Kettner mit auf den Weg, könne man aber jede Regel brechen, „sofern man sie kennt“.

Der Rest des Nachmittags bot den Besuch der Festung Hohensalzburg und Führungen durch die aktuelle Sonderausstellung des Salzburg Museum⁴, bevor die Generalversammlung des Museumsbunds Österreich überleitete zu der Verleihung des Österreichischen Museumspreises – heuer an das Museum Arbeitswelt in Steyr – und des Salzburger Museumsschlüssels⁵, gefolgt von einem kleinen Fest.

4 „Faistauer, Schiele, Harta & Co – Malerei verbindet“, 12.7.2019–13.10.2019.

5 Dieser Landespreis für Salzburger Regionalmuseen wurde heuer vergeben an: Museum Tauernbahn in Schwarzach (Hauptpreis), Hoamathaus Altenmarkt und Stille Nacht Museum Hallein (Anerkennungspreise)

Der zweite Tagungstag wurde mit der „Aktuellen Stunde“ eröffnet, die eine Plattform für teilweise spontan angesetzte Kurzmitteilungen ans Plenum bietet: ICOM CECA-Korrespondentin *Wencke Maderbacher* (Moesgaard Museum Aarhus, Dänemark) gab einen Überblick über die jüngsten Aktivitäten der Organisation⁶ und wies auf die Aufregung rund um die neue ICOM-Definition für Museen hin, die im Rahmen der Generalversammlung von ICOM in Kyoto vorgestellt, aber nicht verabschiedet worden war, weil sich viele Mitglieder nicht damit identifizieren können.⁷ Die Obfrau des Österreichischen Verbandes der KulturvermittlerInnen, *Sandra Malez* (ÖÖ Landesmuseum), stellte die gemeinsam mit dem schweizerischen und dem deutschen Verband frisch erarbeitete „Salzburger Erklärung“ vor, einen Kriterienkatalog für eine erfolgreiche Kulturvermittlung⁸. ICOM Österreich-Geschäftsführerin *Elke Kellner* wies auf die kommenden ICOM-Veranstaltungen hin. Julia Starke und Karin Zizala vom Bundeskanzleramt riefen die Möglichkeiten der BKA-Museumsförderung in Erinnerung. Museumsbund-Geschäftsführerin *Sabine Fauland* (Graz) und *Gunther Reisinger* von der Firma NOUS Wissensmanagement kündigten die Publikation zur jüngsten Studie des Museumsbunds über den Stand der Digitalisierung in Museen an. Abschließend zeigten *Armin Laussegger* (Landessammlungen NÖ) und *Christian Bauer* (Landesgalerie NÖ) einen sympathischen, low-budget-produzierten Werbefilm für den Museumstag 2020 in Krens, der die Museumsobjekte ins Zentrum stellen wird.

Der nächste Programmpunkt war eine anregende Podiumsdiskussion mit *Agnes Mair*, Museumspädagogin im Naturhistorischen Museum Wien, *Susanne Wögerbauer*, Kunstvermittlerin an der Österreichischen Galerie Belvedere, und der Deutschlehrerin *Margareta Strasser* vom Sprachenzentrum der Universität Salzburg. Anhand der

- 6 Einen Einblick in die unmittelbar vor dem Museumstag angesetzte Konferenz von CECA (= Committee for Education and Cultural Action) „Heraus mit der Sprache“ bietet der Bericht in diesem Heft ab Seite 363 und das pdf: http://icom-oesterreich.at/sites/icom-oesterreich.at/files/attachments/ceca_austria_conference_2019_zusammenfassung_vortragende_und_einreichungendocx.pdf
- 7 ICOM CECA Österreich sammelt und bündelt derzeit Argumente und Vorschläge für die Modifizierung der Definition.
- 8 Vergleiche: <http://www.kulturvermittlerinnen.at/erfolgskriterien-und-salzburger-erklaerung/#more-1061>

von ihnen getragenen Sprachlernprojekte⁹ legten sie einige Grundregeln einer gelingenden Vermittlungsarbeit dar. Modulare, flexibel einsetzbare Angebote erlauben es, alle Besucher und Besucherinnen einzubeziehen, um gemeinsam zu Erkenntnissen zu gelangen, und schrittweise höhere Levels zu erreichen. Das schafft letztendlich nicht nur eine barrierefreie Teilhabe am Museumsprogramm, sondern an der Gesamtgesellschaft.

Im letzten Plenumsvortrag dieser Tagung versuchte *Claudia Augustat*, Südamerika-Kuratorin im Weltmuseum Wien, eine Kritik an der Superlativ-Sprache im Museums- und Ausstellungswesen der vergangenen Jahre. Ausstellungen hätten sich auf die „bedeutendsten“, „kostbarsten“ oder „tollsten“ Objekte konzentriert, also auf „Meisterwerke“, die besondere Fähigkeiten eines Handwerkers verlangen. Dass es auch viele andere Ausstellungen gab, ließ Augustat dabei außer Acht. Durch die Aufzählung von Highlights aus dem Weltmuseum (Federkrone, Daimio-Lackschirm, Benin-Figuren etc.) versuchte sie die Meisterwerke-Sichtweise zu brechen, untermauerte diese aber in Wirklichkeit. Auch bei den einfach erzeugten Dingen, die sie erwähnte, ging es Augustat um deren weit über das Zeichenhafte hinausragende, auratische Bedeutung. Immerhin stimmte sie mit ihrem Vortrag thematisch bereits auf den Museumstag 2020 ein.

Der zweite Teil des Vormittags war vier Workshops in zwei Blöcken gewidmet, wobei die Teilnehmenden sich bereits im Vorfeld für einen Block entscheiden hatten müssen. Im Block „Sprachen lernen und Leichte Sprache im Museum“ brachte *Hannah Landsmann* (Jüdisches Museum Wien) den ZuhörerInnen ihre Vermittlungsansätze näher, die „Objekte zu Subjekten und BesucherInnen zu AkteurInnen“ machen wollen, und es stellten sich die TeilnehmerInnen eines Sprachkurses des Salzburg Museum vor. Der Block „Was spricht zu mir? Kommunikation über Objekte“ hielt ein Speed-Dating mit Objekten aus den Sammlungen des Salzburg Museum bereit, das einem Konzept des Weltmuseum Wien folgte. Dabei kam es zu spannenden, informativen und die Kommunikation anregenden Begegnungen von Menschen – auch mit Dingen. *Josefine Frank* vom Deutschen Hygiene-Museum veranlasste die Teilnehmenden ihres erhellenden

9 Eine Übersicht über Sprachförderprojekte an österreichischen Museen gibt es hier: <http://www.sprachpartner.at/>

Workshops dazu, sich nüchtern und wirklichkeitsnah mit der Besucherkommunikation im eigenen Haus auseinanderzusetzen. Sie stellte einige theoretische Konzepte¹⁰, die für solche Analysen zur Verfügung stehen, kurz vor und machte Lust auf ihre weitere Anwendung.

Das Nachmittagsprogramm bot Führungen durch verschiedene Salzburger Museen, unter anderem durch das Salzburger Freilichtmuseum, in dem schließlich der 30. Museumstag bei einem Abschlussfest ausklang.

KATHRIN PALLESTRANG

Bericht zum Workshop „Museum ohne Schließzeiten. Projekte für ein digitales Publikum“ der Museumsakademie Joanneum, 17. bis 18. Oktober 2019, Marchettischlössl, Wien

Der Einladung zu diesem zukunftsweisenden praxisorientierten Workshop folgten ca. vierzig TeilnehmerInnen aus Museen in Österreich, Deutschland, Italien, der Schweiz und Slowenien, die sich in den Räumlichkeiten des Kooperationspartners Österreichische Mediathek im Wiener Marchettischlössl in der Gumpendorfer Straße einfanden. Dieser Veranstaltungsort war aufgrund seiner technischen Ausstattung sehr gut gewählt; überzeugend war auch der reibungslose Ablauf der Veranstaltung. *Antonia Nussmüller* (GrazMuseum) und *Eva Tropper* (Museumsteam Joanneum) leiteten und moderierten den Workshop.

Inhaltlich stand eine der fundamentalsten Veränderungen, mit denen nicht nur Museen derzeit konfrontiert sind, im Zentrum: die Erweiterung der Institutionen und ihrer Handlungsräume ins Netz. Diese digitale Transformation bedingt nicht nur eine Öffnung der Häuser und damit einhergehend eine intensive Befassung mit dem digitalen Publikum und dessen Partizipationsmöglichkeiten, sondern auch organisatorische Veränderungen in den Institutionen selbst.

10 Spectrum of Audience Engagement nach Morris, Hargreaves und McIntyre; The Generic Learning Outcomes model (GLOs); The Smithsonian's IPOP Exhibition Framework.

Welcher Strategien bedürfen Online-Projekte, die über klassische Sammlungspräsentationen hinausgehen? Wer sind die digitalen BesucherInnen, was interessiert sie und wie wollen sie sich einbringen? Wie können Museen neue Communities erreichen und längerfristig binden? Welches Wissen und welche Ressourcen finanzieller und personeller Art benötigen solche Projekte? Und wie verändern diese Projekte das gemeinsame Tun und das institutionelle Selbstverständnis?

Diese Themen und Fragestellungen wurden in insgesamt sieben Präsentationen behandelt, was die als Workshop titulierte Veranstaltung eher einer klassischen Tagung gleichen ließ. Die jedem Vortrag folgende halbstündige Diskussionsrunde wurde rege genutzt, der Bedarf an zusätzlichen Informationen und Austausch war hoch.

Im ersten Vortrag, *Öffnung für UserInnen*, beleuchtete *Franziska Mucha* (Universität Glasgow) Crowd- und Community-Sourcing im Museum aus ihrer aktuellen Forschung im Rahmen des *European Training Network: Participatory Memory Practices* (POEM) heraus. Um potenzielle UserInnen zu definieren und Strategien für deren Aktivierung zu entwickeln, stellte sie drei Formen einer möglichen Teilhabe vor: Der Bereich „description of collections“ richtet sich an offene Gruppen ohne großes Hintergrundwissen, Aufgaben wie Metadatenanreicherung, Georeferenzierung, Korrigieren oder Transkribieren werden in kleine Arbeitsschritte aufbereitet, bei denen die UserInnen oft anonym bleiben. Die „interpretation of collections“ zielt auf bestehende Communities als Träger von Expertenwissen ab, die mittels dialogischer Prozesse eingebunden werden. Ihre Partizipation umfasst die Dekodierung bestehender Analysen und die Anreicherung mit Objektgeschichten, Bedeutungen und neuen Perspektiven. Die „creation of collections“ versteht sich als Einladung an bestimmte UserInnen, mit eigenständigen digitalen Beiträgen in diversen Formaten Beiträge an digitale Sammlungen zu liefern. Dieses Modell konfrontiert Museen sowohl mit technischen Fragen wie neuartigen kollaborativen Plattformen als auch mit Fragen der Macht und Deutungshoheit. Anhand des Beispiels Stadtlabor Digital aus dem Historischen Museum Frankfurt¹ zeigt Mucha auf, dass die mit Communitybuilding evozierte Gemeinschaftlichkeit kein Automatismus ist, sondern im Einklang mit Bedürfnissen und Praktiken von

1 Stadtlabor Digital, <https://stadtlabor-digital.de> (Zugriff: 23.12.2019).

UserInnen entwickelt werden muss. Auch wenn nur 1 Prozent möglicher UserInnen zu wirklichen PartizipantInnen wird, wirkt diese neue Art der Einbindung von Usergruppen auf das Selbstverständnis der Institutionen zurück und erfordert neue Formen von Prozess- und Projektdesign.

In der Diskussionsrunde wurde festgehalten, dass die Entscheidung für partizipative Projekte ein politischer Schritt ist. Um eine Community zu bilden und zu halten, bedarf es interessanter und anschlussfähiger Themen und genügend Ressourcen für persönliche Kontakte. Museen sollen dabei NutzerInnen nicht nur als KonsumentInnen sehen, sondern als Menschen, die ihre Zeit unbezahlt zur Verfügung stellen und Erfahrungen, Wissen und Erinnerungen teilen wollen. Felix Stalder hat dies unter dem Schlagwort „digitales Ehrenamt“ gefasst.²

Sabine Jank (szenum.Lab for Participation and Digital Transformation, Berlin) zeigte anhand von Beispielen aus ihrer Berufspraxis, dass sich Strategien zur Einbindung von BesucherInnen in digitalen Museumsräumen auffällig von bisherigen Praktiken der BesucherInnenadressierung unterscheiden. Neben technologischen Änderungen steht zunehmend die Änderung der Organisationskultur im Fokus. Mit dem *Participatory Transformation Model* erklärt sie, wie sich die Bedarfe unterschiedlicher Publikumssegmente mit der Institution in Beziehung setzen lassen, um die Inhalte des Museums und das Museum als Institution weiterzuentwickeln. Für die Museen ist es wichtig, sich zu überlegen, welche Geschichte erzählt und welcher Mehrwert geschaffen werden soll. Die Ziele sollten für ein klar definiertes Publikumssegment formuliert werden, um dieses nachhaltig in ein kreatives Netzwerk einzubinden. Der Ansatz, „alle als Community“ zu verstehen, ist in ihren Augen zum Scheitern verurteilt.

Jank führte hierzu weiter aus, wie sich die Museumsorganisation weiterentwickeln sollte. Nach innen braucht es Teammitglieder, die fachliche Expertise mit der Fähigkeit zur Zusammenarbeit verbinden können. Der Aufbau von Teamkompetenzen ist ein Entwicklungsprozess im Rahmen der Mitarbeiterförderung. In der Organisationskultur hat sich eine duale Struktur, in der eine administrative Organisationsstruktur mit flachen Hierarchien und eine flexible Pro-

2 Vgl. Felix Stalder: Kultur der Digitalität. Berlin 2017.

jektstruktur nebeneinander bestehen, bewährt. Tools und Methoden wie *Design Thinking*, *Scrum* oder *Art of Hosting* fördern diese interdisziplinäre, userzentrierte Teamarbeit. Das Projektbeispiel *Stadt-Museum inklusive* des Stadt- und Industriemuseums Rüsselsheim³ veranschaulicht die Strategieentwicklung für ein dialogisches und inklusives Projekt.

Der digitale Wandel stand im Zentrum der Diskussionsrunde. Museen, die sich bisher als Sender sahen, werden inzwischen als Sender und Empfänger begriffen.

Der Vortrag von *Sibylle Dienesch* und *Antonia Nussmüller* (beide GrazMuseum) berichtete zweistimmig über die Erfahrungen, die mit besucherorientiertem Design Thinking im Projekt *360 Graz* im Web gemacht wurden. Das Ergebnis dieses Projekts ist ein digitales Begleitformat der stadtgeschichtlichen Dauerausstellung *360 GRAZ. Eine Geschichte der Stadt*, das seit Juli 2019 online erleb- und nutzbar ist. Dienesch erläuterte den Projektlauf: Einem dreimonatigen Vorprojekt zur Klärung der Strukturen und personellen Besetzung folgte 2018 ein siebenmonatiges Umsetzungsprojekt, das von Design Thinking Coaches begleitet wurde. Als Organisationsstruktur im Hintergrund bewährte sich das Modell der dualen Organisation. Da bisher im Museum nicht klar war, wer die BesucherInnen sind und was diese wollen, wurde eine BesucherInnenbefragung und eine Auswertung der BesucherInnenbücher durchgeführt. Deren Anforderungen und Erwartungshaltungen flossen in das Entscheidungspapier mit ein. Nussmüller betonte, dass es für die Inhaltsgenerierung keinen Webkurator bzw. keine Webkuratorin gab, sondern alle KuratorInnen und VermittlerInnen zusammenarbeiteten. Die Anwendung ist modular gedacht und wird ständig erweitert. Eine erste Analyse der BesucherInnenströme hat ergeben, dass sie die lokale Community in Graz und auch AuslandsgrazerInnen erreicht und eher als Vermittlungstool gesehen wird.

In der Diskussionsrunde wollten viele TeilnehmerInnen mehr zu den internen Prozessen und Veränderungen wissen. Es gab

3 Projekt StadtMuseum inklusive: beteiligen – nicht behindern!
https://www.kulturstiftung-des-bundes.de/de/projekte/bild_und_raum/detail/stadtmuseum_inklusive_beteiligen_nicht_behindern.html
(Zugriff: 23.12.2019).

im GrazMuseum rege Debatten um (Wissens)Kompetenzen und Verantwortungen. Die Projektdurchführung war durch das Kern- und Redaktionsteam sehr ressourcen-, aber auch lernintensiv, nicht nur im Hinblick auf die große und heterogene Zielgruppe.

Der zweite Tag startete mit einer moderierten Reflexionsrunde zu den am Vortrag besprochenen Inhalten. Als zentrales Thema kristallisierte sich dabei die Frage heraus, wie viel Input von außen eine Institution wie ein Museum zulassen soll und wie man UserInnen dazu motivieren könnte, sich an Projekten zu beteiligen. Diese Fragestellung war auch in den Diskussionen am zweiten Tag immer wieder relevant.

Anschließend gab es einen Vortrag von zwei RepräsentantInnen des Haus der Geschichte Österreich in Wien, der sich mit „Geschichte [mit]schreiben. Öffnende Zugänge im Haus der Geschichte Österreich zwischen virtuellem und materiellem Raum“ beschäftigte. Dabei sprachen *Stefan Benedik*, der Kurator für die Webplattform und Medieninstallationen des Hauses, und *Eva Meran*, Leiterin des Bereichs Diskussionsforum und Kulturvermittlung, zu Beginn generell über die Rolle des Museums. Ein Kernaspekt war dabei das Umdenken vom Museum als „Produkt“ zu einer Haltung, welche das Museum als „Prozess“ darstellt. Dieser Umbruch sei für eine interaktive Öffnung des Museums unumgänglich. Weiters wurde auf die Aufbereitung der Inhalte des Museums eingegangen: Vorrangig ist hier nicht, dass die online auffindbaren Informationen einen Besuch im Museum ersetzen sollen, sondern diese sollen maximal ergänzend wirken – wenn nicht völlig eigenständig sein. Außerdem brauche es eine klare Trennung zwischen Inhalten, welche von UserInnen generiert wurden, und solchen, die direkt von der Institution zur Verfügung gestellt werden. Im Falle des Haus der Geschichte Österreich nennt sich diese Unterteilung „Mitgestalten“ und „Besser Wissen“. Dabei gelte es aber immer zu beachten, dass auch der von UserInnen erstellte Content kontrolliert und geführt sein muss. Ein Beispiel für ein interaktives Projekt findet man auf der Homepage unter dem Namen „Der Balkon“, eine Baustelle“⁴. Hier werden Beiträge von UserInnen gesammelt, die auf kreative Art

4 Projekt „Der Balkon“, eine Baustelle, <https://heldenplatz.hdgoe.at/> (Zugriff: 23.12.2019).

und Weise eine Nutzung für den Balkon am Gebäude vorschlagen. Als entscheidenden Aspekt erachteten die Vortragenden hier Transparenz und Verständlichkeit, denn den UserInnen muss zu jedem Zeitpunkt klar sein, dass es sich bei diesem Projekt nicht um eine klassische Architekturausschreibung handelt und dass es für dieses Projekt kein geplantes Abschlussdatum gibt. Die Frage danach, wie man Formulierungen erarbeitet, welche ein möglichst hohes Maß an Genauigkeit für die Aufgabenstellung bieten und zeitgleich nicht zu einengend und prozesshemmend sind, bestimmten die nachfolgenden Diskussionsrunden.

Gabriele Fröschl (Österreichische Mediathek, Wien) referierte über ihre Erfahrungen mit Digitalisierung. Dabei lag ihr Fokus weniger auf der Öffnung an ein virtuelles Publikum, wie etwa bei ANNO (Austrian Newspapers Online) der Österreichischen Nationalbibliothek, sondern vielmehr auf den Maßnahmen zur Sicherung der Daten. Ein weiterer Vorteil, der sich aus der Digitalisierung für die Österreichische Mediathek ergibt, sei die Wiedergabe. War es bislang notwendig, für jedes in den letzten Jahrzehnten erschienene Medium auch ein passendes Wiedergabegerät zur Verfügung zu stellen, so ist es mit der nahezu kompressionsfreien Speicherung auf einem digitalen Datenträger möglich, diese ohne größeren Aufwand oder kostspielige Wiedergabegeräte abzuspielen oder sinnvoll für die Nachwelt zu erhalten. Besonders betont wurde dabei dennoch, dass es sich aus Sicht der Mediathek bei dem Digitalisat um ein völlig neues Objekt handelt und dass es nur zusätzlich zum Original existieren kann. Weiters adressierte Fröschl eine Problematik, die mit der Öffnung der Daten einhergeht. Denn sie stellt die These in den Raum, dass es für UserInnen irrelevant sei, von wo sie ihre Materialien beziehen. Das heißt, durch Meta-Suchmaschinen wie Google verlieren UserInnen das Bewusstsein über den Ursprung des Materials. Dadurch wird eine Steigerung der Wahrnehmung einer Institution wie etwa der Österreichischen Mediathek geschmälert. Zudem können fremde Instanzen wie Privatpersonen den Inhalt kopieren und ebenfalls nochmals online stellen. Dies kann problematisch werden, wenn etwa ein Video kopiert, inhaltlich verfälscht, auf einer Plattform wie YouTube hochgeladen und schließlich noch mit einem Verweis auf die Österreichische Mediathek versehen wird. In diesem Falle bekäme zwar die Mediathek einen Teil der generierten

Aufmerksamkeit, liefe aber dann auch Gefahr, durch die möglicherweise verfälschten Inhalte diskreditiert zu werden. Dieser Vortrag wurde durch eine Diskussion zum Thema der Institution als Informationsautorität abgeschlossen.

Den Abschluss bildete ein Vortrag von *Chiara Zuanni* (Centre for Information Modelling – Austrian Centre for Digital Humanities, Universität Graz), die zu den Auswirkungen sozialer Medien auf Museen forscht. Unter dem Titel *Social Media in the Museum: from engagement to audience research* stellte sie diverse Social-Media-Initiativen vor, mithilfe derer Museen ein neues Publikum für ihre Institutionen generieren konnten. Eines ihrer Beispiele war etwa ein über Twitter inszenierter Wettstreit zwischen dem Science Museum London und dem Natural History Museum London. Dieser hatte zur Folge, dass beide Museen nicht nur ihr digitales Publikum teilen, sondern auch eine hohe Zahl an neuen InteressentInnen generieren konnten.⁵ Kurz wurden auch noch Mittel beleuchtet, wie etwa Facebook Page Insights oder Google-Analytics, welche es den Institutionen ermöglichen, Daten über ihre Reichweite oder den Zuwachs an digitalem Publikum selbst auszuwerten.

In Summe handelte es sich bei der Tagung *Museum ohne Schließzeiten* um ein spannendes und praxisnahes Event, welches sowohl durch seine gut ausgewählten SprecherInnen als auch durch ein vielschichtiges Publikum viele spannende Auseinandersetzungen und Denkanstöße lieferte. Die Veranstalter ließen bei den Diskussionen stets genügend Raum für Rückfragen an die Vortragenden oder auch für konkrete Fragen aus dem Publikum. Dies war besonders bereichernd, da im Publikum sowohl VertreterInnen von Museen als auch von Firmen, die digitale Methoden für Institutionen ausführen, saßen. Während die besprochenen Methoden mannigfaltig und unterschiedlicher nicht sein konnten, so war im Anschluss an diese Tagung zumindest die Auffassung einheitlich, dass es sich bei der Thematik Digitalisierung im Kulturbereich um eine ausdrückliche Notwendigkeit handelt.

ELISABETH EGGER UND ANDREAS SCHMID

5 Museum Wars, <https://twitter.com/i/moments/907979445205696512?lang=de> (Zugriff: 23.12.2019).

Bericht zur Tagung „Neugier, Nostalgie, Notwendigkeit? Kulturanthropologisch-volkskundliche Perspektiven auf das östliche Europa als Destination“, Institut für Ethnologie der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik in Kooperation mit der Fachkommission für Volkskunde des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrats und dem Mährischen Landesmuseum Brno/Brünn, 23. bis 25. Oktober 2019, Mährisches Landesmuseum Brno/Brünn

Das dreißigjährige Jubiläum der Systemumbrüche im östlichen Europa bot den Anlass, die Themen Mobilität und Tourismus im östlichen Europa inhaltlich unter den Stichpunkten Nation bzw. Nationalismus, Nostalgie, Neugier und Notwendigkeit zu beleuchten. In ihrer Begrüßung zur Jahrestagung der Fachkommission Volkskunde des Herder-Forschungsrates betonten die Veranstalterinnen *Sarah Scholl-Schneider* (Universität Mainz) und *Jana Nosková* (Ethnologisches Institut der tschechischen Akademie der Wissenschaften, Brno/Brünn), dass thematische Fokussierungen auf die Schnittstellen von Mobilität und Tourismus stärker in den Fokus rücken müssen. Dies geschehe zwar durchaus, aber derzeit überwiegend in einer gegenwartsorientierten Perspektive. Dass mit einer solchen Fokussierung ein bisher in der tschechischen Ethnologie vollkommen vernachlässigtes Thema aufgegriffen werde, betonten wiederum die stellvertretende Leiterin des Mährischen Landesmuseums, *Hana Drořáková* (Brno/Brünn), sowie der Direktor des Ethnologischen Instituts der tschechischen Akademie der Wissenschaften, *Jiří Woitsch* (Praha/Prag), im Namen der mitveranstaltenden Institutionen. Die Relevanz des Themas spiegelte sich gewissermaßen auch in der Ausstattung der Tagung wider, die dank der Finanzierung durch den Herder-Forschungsrat, den Schroubek-Fonds und die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien simultan gedolmetscht wurde und auf diese Weise Forschenden aus sehr unterschiedlichen Kontexten die Möglichkeit der Teilnahme und Diskussion bot.

Das erste Panel fokussierte touristische Praktiken und unterschiedliche Bezüge der Themenfelder Tourismus und Nationalismus. *Eva Posch* (Graz) eröffnete die Konferenz mit ihrem Vortrag „Tourismus und nationale Identitätspolitik: Beobachtungen aus dem östlichen Europa“ und gab Einblick in ihre Dissertation zur Rahmung touris-

tischer Destinationen durch Geschichtsdarstellungen. Entlang ihrer These, dass die visuelle und textuelle Aufarbeitung von Geschichte einen Raum bietet, in dem Identitätskonzepte reflektiert und verhandelt werden, spannte sie exemplarische Felder ihrer Forschung auf. Mit den Konzepten der touristischen Historiografie und Benedict Andersons *Imagined Community* verdeutlichte sie am Beispiel der Slowakei, dass es zur Bestätigung der eigenen nationalen Identität komme und historische Rückbezüge in heutige Kontexte transformiert würden.

Andrij Kudrjatschenko und *Viktoria Soloschenko* (Kiew) stellen unter dem Titel „Sowjetische Staaten als touristische Ziele – Neugier oder Nostalgie“ vor allem die Russische Sowjetrepublik als Urlaubsdestination bis 1989 in den Fokus. Während es mit Intourist einerseits ein großes staatliches Reiseunternehmen für Touristinnen und Touristen aus dem Ausland gab, wurde andererseits durch Propaganda versucht, Bürgerinnen und Bürger der Russischen Sowjetrepublik zum Urlaub im eigenen Land zu bewegen. Letztere erhielten ohnehin nur in Ausnahmefällen die Genehmigung, ins vom Kapitalismus geprägte Ausland zu reisen, weil eine ideologische Vereinnahmung befürchtet wurde. Das System sicherte sich zudem durch die intensive und kritiklose Betreuung von Reisegruppen, die in die Sowjetunion fuhren, ideologisch ab.

Bei *Juliane Tiffert* (Kiel) standen die „Auslandsfahrten nationalpolitischer Erziehungsanstalten nach Südosteuropa zum Zwecke ideologischer Schulung und Deutschtumspropaganda“ im Zentrum ihres Vortrags. Anhand von Primärquellen wie Fahrtenbüchern und zusätzlichen Sekundärquellen legte sie die verschiedenen Stationen der Vermittlung einer solchen Auslandsfahrt dar: Während vor der Fahrt eine intensive Wissensvermittlung über die Zielregion stattfand, sollte vor Ort zum einen Differenz zur lokalen Bevölkerung hergestellt und zum anderen Einfluss auf die deutschsprachige Minderheit vor Ort genommen werden. Die im Anschluss an die Fahrt verfassten Fahrtenberichte waren Teil eines Erziehungsplans, um durch ein „nach innen und außen wirkendes Wertesystem“ Einfluss auf die SchülerInnen zu nehmen.

Im Vortrag „Tourismus als Sicherheitsproblem. Ausländische Besucher der Tschechoslowakei zwischen 1960 und 1989 aus Sicht des Partei- und Sicherheitsapparates“ widmete sich *Libor Sroboda*

(Praha/Prag) den Dokumenten des Sicherheitsdienstes als Quelle für einen Zugang zu einer staatlichen Perspektive auf Reisen und Reisende. Tourismus unterlag in diesen einer doppelten Betrachtung: Neben dem Zugewinn durch Devisen wurde auch eine ideologische Vereinnahmung befürchtet und – ausgehend von der Sowjetunion – avancierte Spionage zu einem Schlüsselthema. Aus diesem Grunde erfolgte eine Kategorisierung der in- und ausländischen Touristinnen und Touristen nach zu leistendem Überwachungs- und Durchleuchtungsgrad.

„Sprachinsel und Insel-Bilder“ lautete der Titel des Abendvortrags von *Konrad Köstlin* (Wien), in dem er Insel-Metaphern, ihre Dialektik und Instrumentalisierung untersuchte. Inseln werden generell als „Metaphern gegen die Ordnung“ angesehen und dienen als Projektion von Utopien. Seit dem 19. Jahrhundert existierte ein schärfer werdender Diskurs um den Begriff Sprachinsel, der als eine abgeschlossene und in sich kohärente Entität betrachtet wurde. Der „dramatische Paradigmenwechsel“ 1880 rückte das Nationale als „Band der Gemeinsamkeit“ stärker in den Fokus und brachte letztendlich die nationalen Wissenschaften hervor. Vor allem im akademischen Milieu entwickelten sich die Idee einer „völkischen Imprägnierung“, die auf die deutschen Sprachinseln im Osten übertragen wurde. Allen voran Walther Kuhn vertrat diese Ideologie und trug damit wesentlich zu einem „Sprach-Insel-Making“ bei, da diese in der wissenschaftlichen Literatur erst durch die Forschung als solche entstanden.

Die erste Hälfte des zweiten Tages stand unter dem Stichwort Nostalgie und perspektivierte den Umgang mit Motiven von touristischen Reisen. *Michal Parlásek* (Brno/Brünn) widmet sich in seiner Forschung tschechischen Dörfern im heutigen Rumänien. Unter dem Titel „Der ‚böhmische Winkel‘ im rumänischen Banat oder ‚richtige Fahrten gegen die Zeit‘“ ging er kritisch auf die Darstellung dieser Dörfer ein. Noch vor zehn Jahren wurden die Fahrten als „Reise in die Vergangenheit“ beworben; mit der „Faszination von Authentizität“ sollten Touristinnen und Touristen angesprochen werden. Das Banat habe dabei als eine Projektionsfläche des Vergangenen gedient und auf die Reisen folgende Forschungsarbeiten hätten zur Verstetigung eines solchen Bildes beigetragen. Dabei kam es zur Instrumentalisierung eines solchen Bildes bei der Gegenüberstellung von in Tschechien und im Banat lebender tschechischer Bevölkerung.

Einer ähnlichen Thematik widmete sich *Miriama Bošelová* (Neutra/Nitra), die in „Tourismus und die Formierung und Aufrechterhaltung ethnischer Identität“ die transnationalen Netzwerke der slowakischsprachigen Bevölkerung in Rumänien in den Blick nahm. Die Schnittstelle zwischen Tourismus und Transnationalismus biete die Möglichkeit, neue Perspektiven auf Identität, Motive und Prozesse des Reisens sowie deren Netzwerke zu erlangen. Das Forschungsfeld wurde anhand von drei Institutionen erläutert, die sich der Pflege und Förderung der slowakischen Sprache und Kultur, den transnationalen, sozialen Beziehungen sowie den über Veranstaltungen vermittelten stereotypen Bildern über SlowakInnen in Rumänien widmeten.

Die Wahrnehmung der deutschen Vertriebenen im Spiegel der Heimatperiodika stand im Fokus von *Sandra Kreisslová* (Praha/Prag) und *Jana Nosková* (Brno/Brünn). Ihr Beitrag „Wir‘ und ‚die Anderen‘. Heimatreisen der deutschen Vertriebenen in die Tschechoslowakei und deren Wahrnehmung der Einheimischen in Heimatperiodika“ analysierte Heimatzeitschriften aus den 1950er und 1960er Jahren. In diesen lassen sich drei Kategorien ausmachen, die immer wieder thematisiert werden und zwischen Auto- und Heterostereotypen oszillieren: die Neuansiedler in der „alten Heimat“, die nach 1945 gebliebenen Deutschen und die Roma als Projektion stereotyper Semantiken. Dabei werden die Tschechen mit einem doppelten Narrativ belegt, in dem ihnen einerseits die Schuld an Flucht und Vertreibung der Deutschen gegeben wird, sie aber andererseits als Opfer des sowjetischen Regimes gelten. Die verbliebenen Deutschen in Tschechien hingegen unterliegen nur dem Opfernarrativ und gelten als Bewahrende des lokalen, deutschen Kulturerbes, dessen Tradierung 1945 unterbrochen wurde.

Hannah Walde (Poznań/Posen) forscht zum Tourismus in den Masuren Nordostpolens. Ihr Vortrag „Lieben ohne zu besitzen. Ethnographische Überlegungen zur Moralphilosophie touristischer Zugehörigkeit in post-ostpreußischen Geographien“ thematisierte das offene Bekenntnis, deutscher Tourist in den heutigen Masuren zu sein. Dabei werde reflexartig betont, dass ein Interesse an der Rückgabe der „alten Heimat“ nicht bestehe und die staatliche Souveränität Polens selbstverständlich sei. Mit dem Blick auf moralphilosophische Überlegungen fragte sie nach der „Selbsttouristifizierung“ und

den emotionalen Bezügen einer touristischen Identität, die eine von Grundbesitz losgelöste Zugehörigkeit bedeute und ein Zuhause sein als Gast ermögliche.

Elisabeth Fendl (Freiburg) eröffnete den thematischen Schwerpunkt zu Neugierde mit ihrem Vortrag zur „Karlsbad-Reise des Ferdinand Krackowizer im Jahre 1909. Anmerkungen zu einer Kulturgeschichte der bürgerlichen Badereise“. Das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts stellte die Blütezeit des Bäderwesens in Westböhmen dar. Bäderreisen dienten neben der Genesung vor allem der Pflege sozialer Netzwerke. Das Erinnerungsalbum von Ferdinand Krackowizer zu seiner 1909 stattgefundenen Badereise gab Einblicke in den damaligen Kuralltag. So standen das Publikum und seine judenfeindlichen Witzkärtchen – dabei gab es in den Kurorten zahlreiche jüdische Ärzte – ebenso im Fokus wie der Umgang mit den Bediensteten und deren Arbeitsalltag. Darüber hinaus gibt das Erinnerungsalbum Auskunft über die damalige Freizeitgestaltung und deren Infrastruktur vor Ort und stellt damit eine wichtige Quelle ihrer Zeit dar.

„Debatten über den Zweiten Weltkrieg in der Ukraine und Erinnerungsorte als Ressource für den Dark Tourism“ lautete der Titel des Vortrags von *Olga Radchenko* (Tscherkassy/Čerkasy), die sich mit dem Umgang mit der Erinnerung an den Holocaust in der Ukraine auseinandersetzte. Dieser spiele auf staatlicher Ebene in der Repräsentation von Museen keine Rolle und werde nur vereinzelt regional thematisiert. Die sowjetische und postsowjetische Erinnerungspolitik nehme dabei Einfluss auf die heutige Gedenkkultur. Dabei machte Olga Radchenko klar, dass zudem bei privaten Initiativen zur Errichtung von Gedenkstätten eine Konkurrenz der Opfergedächtnisse bestehe. Des Weiteren klammern staatliche Museen zum Teil den Holocaust weitgehend aus und fokussieren lieber auf den Konflikt in der Ostukraine, um daraus eine auf Solidarität bauende ukrainische Identität zu formen.

Dana Bitterová (Praha/Prag) schilderte mit „Balkan auf Gleisen. Eisenbahnfantourismus“ Praktiken von Eisenbahnfanclubs bis 1989 anhand des Beispiels der Waldeisenbahn in Rumänien. Diese zum Arbeitseinsatz und Transport noch aktive Dampfloks mit Waggons wurde von Eisenbahnfans auf ein- bis zweiwöchigen Reisen aufgesucht. Innerhalb der Fangemeinde werden konstitutive Geschichten erzählt, die diese Gemeinschaft formen und zugleich das

Motiv der Exotik zum Ausdruck bringen. Eine Dokumentation der Reisen fand in Foto- und Tagebüchern statt.

Eine andere touristische Praxis untersuchte *Jan Pobunek* (Praha/Prag) mit „Truppenübungsplätze[n] als touristische Destination“. Während die Militärgebiete im Sozialismus illegal zur Suche nach Pilzen und Beeren betreten wurden, gibt es seit einigen Jahren offizielle Bemühungen zur Erschließung dieser Gelände. In diesem Zuge wurden bereits Sperrgebiete verkleinert, um Zugang für Besucherinnen und Besucher zu schaffen. Der illegale Eintritt wird von den Motiven Neugierde, Abenteuerlust, Reiz von historischen Stätten und Gefahr geleitet. Vor allem letzteres besteht bei dem Aufeinandertreffen von Besucherinnen und Besuchern mit Militärübungen bzw. Jägern. Seit 2005 steigt allerdings in Zusammenarbeit mit dem tschechischen Touristikverband die Anzahl öffentlicher Veranstaltungen in Militärzonen.

Radmila Kaděrová (Ostrava/Ostrau) beschäftigte sich mit den „Spezifika des Angebots an Jugendreisen des tschechischen Reisebüros für Jugendliche Ende der 1980er Jahre“. Sie legte anhand von Katalogen tschechischer Reiseanbieter dar, welche Angebote in den 1980er Jahren in welchem Umfang verfügbar waren. In den Katalogen wurde deutlich, dass eine primäre Fokussierung auf Angebote in andere sozialistische Länder im Vordergrund stand und nur vereinzelt Reisen ins kapitalistische Ausland angeboten wurden.

Jiří Woitsch und *Karolína Pauknerová* (Praha/Prag) widmeten sich den Lehrpfaden als ein Schlüsselement der touristischen Infrastruktur in Tschechien. In ihrem Vortrag „Die tschechische Republik. Land der Lehrpfade“ machten sie deutlich, dass diese unter den Gesichtspunkten Tourismus und Kulturerbe, Landschaftsgedächtnis, Ökonomie und Ökologie betrachtet werden müssen. Auf Basis einer multimethodischen Feldforschung legten sie dar, inwiefern bei der Errichtung von Lehrpfaden bestimmte, beispielsweise mit der Geschichte verknüpfte Themen ausgeklammert und damit unsichtbar werden. Dies liege vor allem an der fehlenden staatlichen Regulierung bei der Errichtung von Lehrpfaden, sodass diese keinesfalls ein neutrales Mittel der Vermittlung von Inhalten sind und ein eigenes Verständnis von Landschaft formen.

Den Auftakt zur vierten und letzten Sektion der Tagung, die den Blick darauf richtete, dass Tourismus schließlich auch unter

dem Aspekt von Notwendigkeiten und Zwängen zu untersuchen ist, machte *Heinke Kalinke* (Oldenburg). Sie fokussierte in ihrem Beitrag „Arbeitseinsatz als Urlaubsreise? Touristische Aspekte in Einsatzberichten ‚reichsdeutscher‘ Studentinnen im Reichsgau Wartheland und im Gau Danzig-Westpreußen“ eben nicht den professionellen Kontext, sondern den durchweg vorhandenen touristischen Subtext der 26 erhaltenen und von ihr analysierten Einsatzberichte. Sie stellte heraus, dass die Motivation der Freiburger Studentinnen, die sich 1942 an den Pflichteinsätzen bei „volksdeutschen“ Umsiedlern beteiligt hatten, zwischen Pragmatismus und Ideologie angesiedelt gewesen sei. Die bekannten Versatzstücke des volkstumpolitischen Kontextes dieser Reisen konnten, so zeigen die Berichte, einen Rahmen für die touristischen Erlebnisse bieten: Sie seien fast durchweg im Sinne der Ideologie gedeutet worden.

Kateřina Filla Věnečková (Prag/Praha) richtete ihren Blick ebenfalls auf Reisen im Arbeitskontext und hatte dafür nicht weniger spannendes Quellenmaterial ausgewertet: In 23 für die Jahre zwischen 1950 und 1980 erhaltenen Tagebüchern ihres eigenen Großvaters Vladimír Kořil, des ersten Rektors der Prager Hochschule für Agrarwesen, hatte dieser unter anderem eine Exkursion nach Jugoslawien und eine Kongressreise nach Moskau beschrieben. Die detaillierten Einträge bieten Einblick in die komplizierte Organisation von wissenschaftlichen Reisen zwischen sozialistischen Staaten, beginnend mit den Praktiken der Zollbehörden (Kořil war Bodenkundler und hatte entsprechende Proben im Gepäck) über konkrete Reiserouten bis hin zum Einkauf von Souvenirs.

Zdena Křiřková (Banská Bystrica) thematisierte in ihrem Beitrag „Kulturerbe – ökonomische Ressource für die Entwicklung des Tourismus oder nationaler (lokaler) Stolz?“ die Schwierigkeiten einer angemessenen Präsentation regionaler Traditionen in der Hohen Tatra. Mit Blick auf beliebte touristische Zentren sehe sie zunehmend die Gefahr einer bloßen Kommerzialisierung, was angesichts der kulturellen Besonderheiten der Region im materiellen wie immateriellen Bereich besonders bedauerlich sei. Sie zeigte jedoch auch Gegenbeispiele, bei denen in authentischeren Settings (wie Infotafeln auf Rastplätzen an Wanderwegen) gezielt Interesse bei Touristen geweckt werden könne, ohne dabei ausschließlich auf Vermarktung abzielen.

Martin Klement (Praha/Prag) gewährte mit seinem Beitrag „Hirschberg am See – Stadt-Image und Tourismus“ einen Blick hinter die Kulissen eines touristischen ‚Hotspots‘ der Zwischenkriegszeit. Die nordböhmische Kleinstadt Doksy/Hirschberg am Mácha-See war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem beliebten Sommerfrischeziel avanciert. Klement zeigte auf, wie sehr jedoch Image und Realität durch die intensive Arbeit des Stadtmarketings auseinanderklafften: In Quellen wie Stadtchroniken zeige sich ein ganz anderes Bild, das von Diebstählen und verfallenen Stadtteilen dominiert werde und von der Postkartenidylle deutlich abweiche; letzteres überdauere jedoch bis heute. So fänden sich selbst in zeitgenössischen tschechischen wie auch sudetendeutschen Publikationen immer wieder dieselben Konstanten: Strandleben und Natur.

Petra Chovanová (Pressburg/Bratislava) wendete sich ebenfalls einem konkreten Ort zu, der Grenzstadt Skalica in der Slowakei. In ihrem Beitrag „Skalica – (Selbst-)Präsentationen einer Stadt“ stellte sie Ergebnisse eines mit Studierenden durchgeführten Projektes zu Grenzüberschreitungen vor. Die Interviews mit den Bewohnerinnen und Bewohnern von Skalica, in denen es vor allem um die Identifikation mit der Stadt ging, zeigten darüber hinaus auch für die Tourismusforschung anschlussfähige Aspekte auf: So wird lokale Identität kommuniziert und zur Standort- bzw. Stadtpräsentation genutzt.

Nation bzw. Nationalismus, Neugier, Nostalgie, Notwendigkeit – mit diesen thematischen Zugriffen wurde deutlich, welches Spektrum die von den Veranstalterinnen gewählte historische Perspektivierung auf Reisen und Tourismus ins östliche Europa bot, wobei es nicht ausschließlich bei einem Rückblick blieb und der Bogen bis in die Gegenwart gespannt wurde. Mobilität und Tourismus werden in Zeiten von Overtourism breit diskutiert und klammern vor allem in Hinblick auf das östliche Europa historische Perspektiven aus. Dabei geben Forschungsarbeiten aus den Ländern Ostmittel-, Südost- und Osteuropas der deutschsprachigen Forschung noch einmal eine andere Perspektive auf die gewählten Themen: Insbesondere das große Spektrum an unterschiedlichen Quellen (Plakate, Akten, Tagebücher, Fahrtenbücher, Erinnerungsbücher, Werbematerial etc.) und Methoden verdeutlichten noch einmal die Bandbreite der Forschungsperspektiven. So profitiert auch die deutschsprachige Forschung von dem Austausch mit Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus zahlreichen

Ländern Ostmittel- und Osteuropas, was noch einmal mehr deutlich machte, dass die Bearbeitung von Themen in Bezug auf das östliche Europa insbesondere in Zusammenarbeit mit den dort arbeitenden Kolleginnen und Kollegen erfolgen muss.

KATHARINA SCHUCHARDT

**Besprechung Niederösterreichische Landesausstellung 2019:
„Welt in Bewegung! Stadt.Geschichte.Mobilität“, 30. März bis
10. November 2019 in den Kasematten und dem Stadtmuseum
St. Peter an der Sperr in Wiener Neustadt**

Die niederösterreichische Landesausstellung 2019 zum Thema *Welt in Bewegung! Stadt.Geschichte.Mobilität* in Wiener Neustadt, ausgerichtet von der Schallaburg AG, wurde von Beat Gugger und Gerhard Proksch mit Unterstützung eines wissenschaftlichen Teams inhaltlich gestaltet. Die Ausstellung fand an zwei Standorten statt, den revitalisierten und renovierten Kasematten und dem ebenfalls modernisierten Stadtmuseum St. Peter an der Sperr.

Jedes Schlagwort des Titels verweist auf ein komplexes, vielschichtiges Forschungsfeld, das eigenen Ausstellungen Raum bieten würde, und öffnet einen breiten Spielraum für Erwartungshaltungen. Die Interpunktion war dabei passend gewählt: Jeder Themenkomplex stand in der Ausstellung für sich. Auch in der thematischen Aufbereitung und in der Gestaltung wurde eine Homogenität nicht erreicht. Die Verbindung der Stadt Wiener Neustadt mit den umliegenden Regionen war ein Aspekt, der sich beinahe durch die gesamte Ausstellung zog und als ein Grundthema erkennbar war, aber nicht im Titel berücksichtigt wurde. In der Begleitpublikation zur Ausstellung ist als Zielsetzung explizit verankert, „Stadt und Land zusammenzubringen und damit den Kern, das Zentrum der Stadt, zu stärken“.¹ Dies

1 Kurt Farasin: Eine Ausstellung in Bewegung. In: Schallaburg AG (Hg.): Publikation zur Niederösterreichischen Landesausstellung 2019 „Welt in Bewegung! Stadt.Geschichte.Mobilität.“ Schallaburg, 2019, S. 16–29, hier S. 17.

entspricht genau den Bemühungen und der Ausrichtung der derzeitigen Stadtregierung unter dem Motto „Stadt und Land miteinander“.² Der neue Leitsatz stand auch auf dem Orientierungsplan, der den BesucherInnen der Landesausstellung zur Verfügung gestellt wurde.

Die Geschichte des Wiener Neustädter Umlands wurde in den Kasematten, teils in offensichtlichem Bezug zum Leitthema Mobilität, teils völlig eigenständig, in Szene gesetzt. In dem großen, hallenartigen Raum der Verteidigungsanlage dominierte die Ausstellungsarchitektur in Form von überdimensionalen Büchern, die als Raumteiler, Vitrinenhalter und Textträger fungierten. Diese Gestaltung ermöglichte es, sich frei durch die Ausstellung zu bewegen, ohne auf einen vorgeschriebenen Weg fixiert zu sein. Jedes der Riesebücher, bei denen es sich vermutlich um Reiseführer handeln sollte, repräsentierte eine Region mit ihrer Verbindung zu Wiener Neustadt. Berücksichtigt waren: Bucklige Welt – Wechselland, Rax-Semmering-Gebiet, Schneebergland, Triest, Ungarn und marginal Wien als Endpunkt des Wiener Neustädter Kanals. Die einzelnen Gebiete wurden nur kurz und schlaglichtartig in unterschiedlicher Vertiefung behandelt, was den IndividualbesucherInnen die Erschließung des Konzepts erschwerte. Ein Teppich am Boden als Landkarte der Umgebung mit den Wasser- und Straßennetzen verwies auf das Thema Mobilität. In der Mitte des Raums befand sich das einzige geschlossene Buch, das für Wiener Neustadt stand, wodurch auf dessen zentrale Bedeutung und auf den zweiten Teil der Ausstellung im Stadtmuseum verwiesen wurde.

Ausstellungsdesign und -inhalte waren in den anschließenden Kasemattenröhren durchwegs anders: Auf einer knappen, depotartig eingerichteten Schaufläche waren Hilfsmittel der menschlichen Fortbewegung zu sehen. Die ausgestellten Objekte, vom Schuhwerk über Kutschen, von Fahrrädern über Autos und von Eisenbahn- bis hin zu Flugzeugmodellen, wiesen teilweise einen Konnex zu Wiener Neustadt auf, wie zum Beispiel ein Auto aus den Austro-Daimler Werken, die hier angesiedelt gewesen waren. Abschließend wurden aktuelle Fragestellungen der Mobilität aufgegriffen, und die BesucherInnen

2 Beispielsweise die Veranstaltung *Schnidabahn*, das Motto des jährlichen Winternachtsballs – „Stadt und Land miteinander“ – oder die regionalen AnbieterInnen des Marienmarkts.

hatten die Möglichkeit, an interaktiven Stationen Wegstrecken mittels Routenplaner für verschiedene Fortbewegungsarten errechnen zu lassen.

Gänzlich anders präsentierte sich auf zwei Etagen und in drei Teilen die Ausstellung im Museum St. Peter an der Sperr, das ebenfalls renoviert worden war. Im Gegensatz zu den Kasematten wurde hier kein freier thematischer Zugang, sondern eine chronologische Abfolge gewählt, und die klare, zurückhaltende Aufbereitung wurde von einer Dichte an Informationen und Beschriftungen abgelöst. Das Leitsystem in den ersten Stock war zwar gut, aber der Beginn der Ausstellung dort war nicht klar gekennzeichnet. Hatte man ihn dann doch gefunden, wurde zunächst die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zur Zeit der Industrialisierung dargelegt. Ein Schwerpunkt wurde dabei auf die Biografie Kaiser Friedrichs III. gelegt, der der Stadt als Kaiserresidenz zu überregionaler Bedeutung verholfen hatte und dessen architektonisches Wirken beim Ausbau der Stadt bis heute erkennbar ist. Das Thema Mobilität tauchte in diesem Abschnitt durch die portugiesische Seefahrt – die Ehefrau Friedrichs war Eleonore von Aquitanien – und durch das System des Reisekaisertums auf, nahm jedoch einen verhältnismäßig geringen Raum ein. Gestalterisch wurde hier mit comichaften Darstellungen gearbeitet, die die wichtigsten Aspekte in pointierter Weise leicht zugänglich und anschaulich vermittelten. Diese Form der Illustration endete jedoch mit der Zeit Maximilians I. Seine Biografie war im Vergleich zu der Friedrichs III. nur bruchstückhaft aufbereitet, was angesichts des heurigen Gedenkjahres (Maximilians Tod 1519) nicht ganz verständlich ist.

Ab dem angrenzenden Bereich *Stadt im Mittelalter* weichte das chronologische Konzept auf, indem die Objekte zu Handwerk, Handel, Gerichtsbarkeit etc. aus verschiedenen Zeitabschnitten und Regionen gewählt worden waren. Auch die rege mittelalterliche jüdische Gemeinde wurde kurz erwähnt, wobei dieser Themenbereich fast völlig auf das Relief einer „Judensau“ aus Wiener Neustadt reduziert und dieses noch dazu nicht ausreichend kontextualisiert wurde. Im anschließenden neuzeitlichen Bereich wäre eine Reflexion von Termini der älteren Sekundärliteratur (z. B. „Gefahr aus dem Osten“ im Kapitel Türkenbelagerung) ebenfalls wünschenswert gewesen, ebenso wie eine gendergerechte Sprache im darauffolgenden

Abschnitt der Industrialisierung, bei dem sich außerdem inhaltliche Bezüge bzw. Doppelungen zur Darstellung in den Kasematten ergaben. Eine stärkere thematische Auffächerung in diesem Bereich wurde durch eine veränderte grafische Aufbereitung unterstrichen. Das Einbeziehen der Wiener Neustädter Umgebung wurde hier wieder deutlicher in der Vorstellung verschiedener Industriebetriebe anhand ausgewählter Objekte. Eine besondere Schwerpunktsetzung auf die im Zusammenhang mit Mobilität stehenden Fabriken ließ sich nicht erkennen: Textilfabriken, Besteckerzeuger, Automobilhersteller, Eisenbahnindustrie usw. wurden gleichwertig behandelt. Wiener Neustadt als kriegswichtige Rüstungsstadt, in der zahlreiche ZwangsarbeiterInnen beschäftigt waren, wurde im Zweiten Weltkrieg stark zerstört; mit dem Kriegsende und dem beginnenden Wiederaufbau endete die Ausstellung im ersten Stock. Die schwierige Zeit des Wiederaufbaus und der Verlagerung des Wirtschaftsschwerpunktes von Industrie auf Handel und Dienstleistungen wurde nicht thematisiert, bevor im dritten Part im ehemaligen Kirchenschiff affirmativ die derzeitigen Firmen, Forschungs- und Bildungseinrichtungen sowie aktuelle und zukünftig angestrebte Schwerpunkte der Wiener Neustädter Wirtschaft beworben wurden.

Die Landesausstellung war an beiden Standorten barrierefrei zugänglich und verfügte über Schautafeln in Brailleschrift in den Kasematten sowie Tastobjekten in St. Peter an der Sperr, allerdings nicht durchgängig in der gesamten Ausstellung. Sehr gelungen war das familienfreundliche Vermittlungskonzept, das sich auch in den Kasematten durch eingebaute Verstecke bzw. Rückzugsorte unterhalb der Bücher oder die comicartige Gestaltung in St. Peter an der Sperr zeigte. Ein Reisetagebuch, das an beiden Standorten durch die Ergänzung mit Stempeln der besuchten Orte eigenständig vervollständigt werden konnte, förderte nicht nur das aktive Beteiligen der Kinder, sondern bot auch inhaltlich eine gute, pointierte und leicht verständliche Zusammenstellung der wichtigsten Aspekte der Ausstellung.

Die niederösterreichische Landesausstellung *Welt in Bewegung! Stadt.Geschichte.Mobilität* in Wiener Neustadt vertrat nicht, wie der Titel vermuten lässt, einen globalen Ansatz, sondern versuchte, das komplexe Thema der Mobilität in die Geschichte der Stadt bzw. der umliegenden Regionen einzubetten. Die Umsetzung gelang an

beiden Standorten nicht immer in einer harmonischen, stringenten oder klar ersichtlichen Strukturierung. Die Ausstellung vermochte es jedoch in familienfreundlicher Ausführung, die Vorzüge und Besonderheiten der Stadt und der umliegenden Regionen darzustellen.

SUSANNE BEZDEK

Hubert Kriss-Heinrich (22.7.1929 – 4.4.2019)

Nur gut drei Monate vor seinem neunzigsten Geburtstag starb Hubert Kriss-Heinrich in der Klinik in Bad Reichenhall in Anwesenheit seiner beiden Töchter Afra und Veronika – still, wie er in den letzten Jahren und Jahrzehnten zuvor gelebt hatte. Mit ihm verabschiedete sich ein Gelehrter, dem zu Lebzeiten nicht immer die verdiente Aufmerksamkeit zuteilwurde, was vielleicht auch daran liegen mag, dass er ein Wanderer zwischen den Welten war. Dies gilt nicht nur in geographischer Hinsicht, sondern auch in fachlicher. Als Historiker, Abenteurer, Forscher wird er in der Parte bezeichnet. Dazu könnte man aber auch Volkskundler, Völkerkundler, sprachgewandter Orientalist und Religionswissenschaftler hinzufügen. Wir verdanken ihm gemeinsam mit seinem Adoptivvater Rudolf Kriss wichtige Werke zur Kulturgeschichte des Religiösen. Mit diesem Nachruf soll aber nicht nur der Wissenschaftler, sondern auch der Mensch Hubert Kriss-Heinrich gewürdigt werden.

Hubert Heinrich wurde als Sohn eines Försters und einer Künstlerin in eine musische Familie hineingeboren. Seine Mutter Josefa Heinrich (1898–1993) war eine begnadete Textilkünstlerin, deren Stickereien ein wenig an die Arbeiten der „Naiven Malerei“ um Ivan Generalić erinnern.

Zunächst wollte der Sohn in die Fußstapfen seines Vaters treten und begann seine Laufbahn neben dem Besuch des Gymnasiums als Waldarbeiter. Sein Weg sollte aber in eine andere Richtung weisen: 1947 legte er in Berchtesgaden das Abitur ab. Seiner künstlerischen Ader folgend, studierte er zunächst am Salzburger Mozarteum und belegte unter anderem Kurse für Malerei. Zusätzlich besuchte er Lehrveranstaltungen an der wiedererrichteten Theologischen Fakultät

in Salzburg und kam dabei mit seinem späteren Förderer Rudolf Kriss in Kontakt. Dieser hatte mit Sommersemester 1947 das von der Fakultät wieder eingerichtete Institut für Religiöse Volkskunde (zuerst 1932–1938) übernommen und den jungen Hubert Heinrich von Beginn an mit seinen Lehrveranstaltungen begeistert. Vor allem die im Sommersemester 1948 abgehaltene Übung *Votive und Weihegaben* hinterließ beim jungen Studenten einen nachhaltigen Eindruck. Als der finanziell unabhängige und damals bereits sehr bekannte und einflussreiche Volkskundler Rudolf Kriss seine Wallfahrtsforschungen im Süden Europas wieder aufnehmen und nach Griechenland ausdehnen wollte, intensivierte sich die Beziehung der beiden und Rudolf Kriss nahm Hubert zwischen 1951 und 1954 auf insgesamt vier Forschungsreisen nach Griechenland mit. 1953 entschloss sich der wohlhabende und kinderlose Brauerei- und Hotelbesitzer schließlich, den jungen Mitarbeiter zu adoptieren. Hubert wurde fortan für Rudolf Kriss Begleiter in einer wissenschaftlichen Welt, die irgendwo zwischen Volkskunde, Völkerkunde, Orientalistik und Religionswissenschaft angesiedelt war. Inzwischen hatte Rudolf Kriss 1951 die Universität Salzburg verlassen und war als Honorarprofessor nach München abgewandert. Hubert Kriss-Heinrich hingegen verlegte sein Studium nach Wien, war aber die meiste Zeit in Begleitung seines Adoptivvaters unterwegs. Mit der Abwanderung nach München verlor Salzburg nicht nur einen außergewöhnlichen Gelehrten, sondern auch dessen umfangreiche und hochbedeutende Privatsammlung zur religiösen Volkskunst, die später von seinem ersten Adoptivsohn Lenz Kriss-Rettenbeck im Bayerischen Nationalmuseum aufgestellt wurde.

1955 legten Rudolf und Hubert Kriss ihre erste gemeinsame Publikation vor, die Leopold Schmidt als Band VI in seine *Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde* aufnahm: *Peregrinatio Neobellenika. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland*. Das erste Kapitel trug übrigens denselben Titel wie die Lehrveranstaltung von 1948: *Votive und Weihegaben*.

Diesem beachtenswerten Versuch, ein Stück griechischer Wallfahrtsgeschichte im deutschsprachigen Raum bekanntzumachen, folgten ausgedehnte Reisen des Duos in die islamische Welt von Nordafrika bis in den Nahen Osten. Die Frucht dieser Forschungs- und Sammelreisen waren die zwei gewichtigen und bis heute unent-

behrlichen Bände *Volks Glaube im Bereich des Islam*, 1960 und 1962 veröffentlicht. Unmittelbar danach erschien ein über hundert Seiten umfassender Beitrag – eigentlich mehr Monografie denn Aufsatz – über das religiöse Volksleben auf der Insel Zypern im *Rheinischen Jahrbuch für Volkskunde* (1963). In all den bisher genannten Publikationen trat Hubert als Fotograf und Ethnograf in Erscheinung, der viele Gespräche führte und Beobachtungen aufzeichnete. Schon damals wurde sichtbar, dass Hubert im Schatten des großen Rudolf Kriss stand, durchaus nicht immer zu Recht. Ausdrücklich sei hier darauf verwiesen, dass Hubert den Adoptivvater mit seiner ausgeprägten Sprachbegabung in der Feldforschung unterstützte und vor allem mit seinen hervorragenden, in Rezensionen immer wieder gelobten fotografischen Aufnahmen wesentlich zur hohen Qualität der gemeinsamen Veröffentlichungen beitrug. Leider verwiesen manche RezensentInnen der bedeutenden Werke nur auf die scheinbare Nebenrolle von Hubert Kriss als Fotograf, ohne seine gewichtige Arbeit als Feldforscher zu würdigen. So kann man es wohl zu Recht bedauern, dass Nina Gockerell 1995 anlässlich der Neuauftellung der Sammlung Kriss im Herzogschloss Straubing in ihrer Einführung wohl die wichtigen gemeinsamen Bücher der beiden erwähnte, den Namen Hubert Kriss in diesem Kontext jedoch ignorierte, wodurch der Eindruck entstand, Rudolf hätte diese Studien im Alleingang erarbeitet und veröffentlicht. Sehr wohl aber verweist Gockerell in einem anderen Zusammenhang auf Hubert: „Seine [Rudolf Kriss’, Anm. d. V.] beiden Adoptivöhne übernahmen das wissenschaftliche Erbe, um es selbst weiter zu gestalten: Lenz Kriss-Rettenbeck, der Volkskundler, und Hubert Kriss-Heinrich, der Völkerkundler.“ Sie bringt damit die grundsätzliche Intention von Rudolf Kriss, seine eigenen Forschungsinteressen durch seine beiden Adoptivöhne fortführen zu lassen, auf den Punkt. Der jüngere Adoptivsohn wird hier als Völkerkundler angesprochen, dies war er wohl seiner Ausrichtung nach, wenngleich mit einem ausschließlichen Schwerpunkt auf dem Gebiet der Religionsethnologie. Dies zeigte sich auch beim letzten großen Projekt von Adoptivvater und -sohn, das dem christlichen Äthiopien galt: *Volkskundliche Anteile in Kult und Legende äthiopischer Heiliger*. Dieses letzte bedeutende Werk der beiden Gelehrten erschien zwei Jahre nach dem Tod von Rudolf Kriss (1973), fertiggestellt von Hubert Kriss. Es beruhte auf gemeinsamen Forschungsreisen in

den Jahren 1964, 1968 und 1971/72: Äthiopien war für Hubert „das Land seiner Träume“ und seiner „intensivsten Erlebnisse“, wie er in einer Widmung am Vorsatz eines Exemplars dieses Buches einmal vermerkte. Er blieb diesem afrikanischen Land bis zu seinem Tod verbunden. Wer das Glück hatte, ihn auf seiner geliebten Koppenteilen nahe Berchtesgaden zu treffen und mit ihm über seine Reisen zu sprechen, dem entging das Leuchten in seinen Augen nicht, wenn er über die Forschungsreisen in das Land am Horn von Afrika erzählte.

Die Vielzahl von Forschungsreisen, verbunden mit den aufwändigen Publikationen, führten auch zu erheblichen Verzögerungen bei der Fertigstellung eines weiteren Großprojektes – seiner Dissertation. Dabei zeigt sich auch ein gewisser Widerspruch zu den parallel laufenden Publikationsprojekten mit seinem Adoptivvater. Hubert Kriss schloss sein Studium nämlich nicht an der Wiener Völkerkunde ab, sondern dissertierte beim Volkskundler Leopold Schmidt über ein für das Fach eher exotisch anmutendes Thema: *Weihgaben der Veneter* – so der Titel seiner Dissertation, die er als insgesamt neunbändiges Werk 1970 einreichte. Das Thema Weihgaben bzw. Votivgaben – bereits 1948 durch die Lehrveranstaltung von Rudolf Kriss angeregt – ließ ihn also auch im Rahmen seiner Dissertation nicht los, wobei er sich zum Ziel gesetzt hatte, in einer Auflistung sämtliche damals bekannten Objekte zu erfassen, was auch den enormen Umfang seiner Dissertation erklärt. Neben Leopold Schmidt trat übrigens der damalige Ordinarius für Volkskunde, Richard Wolfram, als zweiter Gutachter auf. Am 12. Juli 1971 wurde Kriss schließlich zum Dr. phil. promoviert.

Seine wohl letzte größere wissenschaftliche Studie galt ebenfalls seinem geliebten Äthiopien. In einer seinem Adoptivbruder zum siebzigsten Geburtstag (1993) gewidmeten Festschrift schrieb er über Exorzismus in diesem Land. In den letzten zwei Jahrzehnten wurde es ruhiger um ihn. Sein von den frühen 1950er bis in die frühen 1970er Jahren rastloses Leben zwischen Berchtesgaden, Südosteuropa, dem Nahen Osten und Äthiopien wich ab den 1990er Jahren einem zumindest nach außen hin ruhigeren Dasein auf der Koppenteilen. Allerdings hatte er, als ich ihn im Herbst 2018 zum letzten Mal besuchte, immer noch Pläne, zu einem ganz bestimmten Objekt aus Äthiopien in der Sammlung noch eine Arbeit zu schreiben. Die Kräfte reichten leider nicht mehr aus.

Privat war Hubert Kriss-Heinrich in erster Ehe mit Anna, geb. Winzl, verheiratet, die als Lehrerin tätig war. Die beiden hatten sich in Salzburg während des Studiums kennengelernt. Aus dieser Ehe entstammen zwei Kinder: Afra und Georg. 1968 folgte die Scheidung und fast zwanzig Jahre danach ehelichte er 1987 die aus Ungarn stammende Maria Molnár, die als Malerin und Bildhauerin bekannt war. Mit ihr hatte er noch eine zweite Tochter: Veronika. Maria Kriss organisierte bis zu ihrem Tod 2008 gemeinsam mit Hubert mehrfach Symposien und Workshops unter Beteiligung internationaler KünstlerInnen auf der Koppenleiten, die großen Anklang fanden. Dieser Weg führte Hubert auch wieder zurück zu seinen Wurzeln als vielseitig begabter musischer und kunstinteressierter Mensch. Was seine vielen Ideen zur Forschung im Bereich der Kulturgeschichte des Religiösen insbesondere zur Wallfahrtsforschung anbelangt, mag es als gewisse Tragik in seinem Leben gesehen werden, dass er nach dem Tod seines Adoptivvaters nicht mehr die uneingeschränkte Forschungs- und Reisemöglichkeit hatte, die ihm zuvor in Aussicht gestellt worden war. Jedoch war sein wacher und kritischer Geist für mich als Kollege und Freund immer Herausforderung und Bereicherung. Jeder meiner oftmaligen Besuche auf der Koppenleiten geriet somit zum wunderschönen Erlebnis. Für die faszinierenden und lehrreichen Einblicke in die immer noch umfangreiche Sammlung im Hause Kriss bin ich unendlich dankbar. Dankbar auch dafür, dass ich ihn 25 Jahre seines Lebens begleiten und an seinem Wissen und seiner Klugheit Anteil haben durfte.

HELMUT EBERHART

Literatur der Volkskunde



Ulrike Kammerhofer-Aggermann (Hg.): Salzburger Tresterer – aufgefunden und dokumentiert (=Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 26). Salzburger Landesinstitut für Volkskunde: Salzburg 2018, 443 Seiten, zahlr. Abb.

Auf beeindruckend akribische Weise rückt dieser Sammelband gegenwärtige und historische Brauchforschung in den Mittelpunkt. Gerade deren politische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen bergen Zündstoff zwischen Deutungshoheiten unterschiedlicher Akteur*innen. Die neuere Forschung tritt dabei den bis heute fortwirkenden Interpretationen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vehement entgegen, die den Perchtentanz als „uraltet“ Erbe aus mythischem, dämonischem Dunkel beschwören.

Widmete sich der erste Tresterer-Band des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde, *Matthias tanzt*,¹ basierend auf einer gemeinsamen Ausstellung mit dem Volkskundemuseum Wien, dem performativen Charakter des Bühnentanzes und auf breiter Quellenbasis dessen Verbindungen zu höfischen Tänzen und dem venezianischen Karneval, fokussiert dieser Band auf Wissenschaft, Pflege und Instrumentalisierung des Brauches. Einführend vergleicht Karl Müller die Forschungen Richard Wolframs und Herbert Lagers/Ilka Peters (1930/40er Jahre) mit den gegenwärtigen interdisziplinären und international vergleichenden. Ulrike Kammerhofer-Aggermann bearbeitet in mehreren Beiträgen die Einflüsse des Tourismus, der Nationalisierungsprozesse und der Versuche der Städter*innen, Bräuche zu revitalisieren, auf das Trestern – diesen Perchtentanz, der in Zell am See Ende des 19. Jahrhunderts eine der großen sommerlichen Attraktionen darstellte. Sie befasst sich – teilweise mit Unterstützung von Anna Magdalena Kasper und Cassandra Burgstaller – mit Geschichte und Ursprungsmythen der einzelnen heute bestehenden Tresterer-Gruppen, und sie erläutert Wolframs Beziehungen zu dessen Unterstützer*innen wie etwa dem Heimatforscher Richard Treuer, Bezirksschulinspektor, Direktor und Lehrer an diversen Schulen in

1 *Matthias tanzt. Salzburger Tresterer on stage. Kunst und Wissenschaft im Dialog* (= Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 24; Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 103) Salzburg, Wien 2017.

Salzburg. Gunhild Oberzaucher-Schüller setzt den Tresterer-Tanz mit der 1716 erschienenen „Tantz-Schul“ des Venezianers Gregorio Lambranzi, die Charaktere, Sprünge und Schritte dieses Perchtenanzes enthält, in Beziehung. Bärbel Kleindorfer-Marx beschäftigt sich mit die Tresterer exotisierenden Medienberichten anlässlich des Volkstrachten-Festes in München 1895. Kathrin Pallestrang und Magdalena Puchberger bereiten ihre bemerkenswerten Archivfunde im Österreichischen Volkskundemuseum in Wien auf, zwischen US-amerikanischen Anfragen, 1894 erworbener Tresterer-Kleidung und Fotomaterial vor dem Hintergrund der praktischen Volkskunde diverser Ideologien. Herbert Zotti berichtet aus persönlicher Perspektive über die Dokumentation der Tresterer aus Zell am See durch die Bundesarbeitsgemeinschaft Volkstanz, an der er maßgeblich beteiligt war. Christina Grandl und Verena Höller setzen sich schließlich intensiv mit der Vereinsgeschichte der „Alpinia“ auseinander, einem um 1900 gegründeten Trachten- und Tanzverein, der seit 1911 den Tresterer-Tanz in der Stadt Salzburg ausübt und dafür und für seine vorbildliche Aufarbeitung der Vereinsgeschichte im Jahr 2013 von der UNESCO in das Immaterielle Kulturerbe Österreichs aufgenommen wurde.

Eine beachtenswerte und für breites Publikum lesenswerte Publikation – und ein hervorragendes Beispiel dafür, dass es sich lohnt, wenn sich Kulturwissenschaftler*innen den Themen des traditionellen volkskundlichen Kanons widmen!

ANNA ENGL

**Katrin Bauer und Andrea Graf (Hg.): Raumbilder – Raumklänge.
Zur Aushandlung von Räumen in audiovisuellen Medien.
Waxmann: Münster 2019, 172 Seiten, zahlr. Abb.**

Ausgangspunkt dieses Sammelbandes bildet eine im November 2016 in Bonn durchgeführte Tagung der dgv-Kommission für Film und audio-visuelle Anthropologie zum Thema *Aushandlungen von Räumen in audio-visuellen Medien, Film und Forschung*, die in einer Kooperation des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte mit der Abteilung Kulturanthropologie der Universität Bonn ent-

stand. Die schmale, aber gehaltvolle und innovativ ausgerichtete Publikation versammelt die verschriftlichten Referate. Einleitend wird sowohl eine für den gesamten Band geltende raumkonzeptionelle Kategorisierung vorgenommen als auch ein knappes Stimmungsbild der Tagung skizziert, wobei besonders auf die „Themenheterogenität“ der Beiträge und die „intensiven Diskussionen um Raumkonzeptionen“ während der Tagung hingewiesen wird.

Das Buch wird eröffnet mit einer Sektion zu räumlichen Aushandlungsprozessen in und anhand von Dokumentarfilmen (Theaterbühne, Vertriebenenwallfahrt in der deutsch-tschechischen Grenzregion, Aushandlung von Gerechtigkeit in argentinischen Gerichtsräumen). Anschließend wird der Fokus auf urbane Räume gerichtet (Berliner Tiergarten, Darstellung des Wohnungsmangels in München in populären Fernsehformaten, kollaboratives Filmemachen als Dokumentationen spielerischer Raumeignungen durch Freerunner). Danach werden drei Arbeiten zur Konstruktion von Soundscapes präsentiert (Straßengeräusche in Berlin-Wedding, Raumwahrnehmung von Kopfhörenden, „Sounds of Heimat“ im Rheinland). Den Abschluss bilden drei Beiträge zu Raumrepräsentationen von „Heimat“ (Heimatweg in die Türkei, Wahrnehmung von Euskirchen als Heimat, Filmarbeiten des LVR-Instituts für Landeskunde und Regionalgeschichte).

Um diese unterschiedlichen Forschungsthemen und Ansätze zu bündeln, wurden für die Buchpublikation vier thematische Kapitel festgelegt: Aushandlung, Aneignung, Konstruktion und Repräsentationen. Als strukturierendes Werkzeug vermögen diese raumtheoretischen Grobkategorien die Themenvielfalt in eine sehr stimmige Abfolge zu bringen. Interessant wäre es jedoch gewesen, darüber hinaus diese Schlagworte hinsichtlich ihres inhaltlich-konzeptionellen Mehrwerts zur Erörterung des Tagungsthemas ausführlicher zu diskutieren und auch in Beziehung zueinander zu setzen. Um den thematischen Fokus auf den spezifischen Schnittbereich medienräumlicher Praktiken noch stärker zu gewichten, wäre es vielleicht sogar denkbar gewesen, diese Dachbegriffe dezidierter aus dem neuen, sich aus den Einzelbeiträgen ergebenden Zusammenhang heraus zu entwickeln oder noch ausdrücklicher auf das Begriffsinstrumentarium der audiovisuellen Forschung zu beziehen. Vielleicht hätte sich dann beispielsweise „Montage“ – ein Ausdruck, der in eini-

gen der Beiträge wiederkehrt – als eines der verbindenden Raumkonzepte herauskristallisiert.

Beim Vergleich zwischen dem Sammelband und dem Tagungsprogramm eröffnet sich ebenfalls eine zum Nachdenken anregende inhaltliche Bruchlinie: Während die Programmbeschreibung der Tagung nach den Medien als Akteuren in raumstiftenden Prozessen fragt, rücken in der Publikation die Menschen doch stärker in den Vordergrund. Damit geht auch ein Raumdenken einher, das zwischen „sozialen“ Raumpraktiken einerseits und konstruierten Umwelten andererseits unterscheidet – oder in einer trialektischen Variante: zwischen Raumpraktiken, Raumrepräsentationen und konstruiert-physischer Umwelt. Werden in solchen Ansätzen allerdings gewisse Argumentationsschritte ausgelassen, mag es schnell so erscheinen, als sei mit „Raum“ dann letztlich doch ein konventioneller, physisch-territorialer Raum gemeint. Vice versa: Wo sind die „Medien“ in solchen dualen bzw. trialektischen Konzepten, die zwischen sozialen Konstruktionen und räumlicher Umgebung trennen, genau zu verorten? Was ist mit audiovisuellen Medien implizit gemeint? Sind es die Devices oder Bilder, die Filmkameras oder filmischen Produkte, die Klänge oder Aufnahmegereäte? Oder sind sie eher das Mediale des Räumlichen, die Aushandlungsprozesse selbst, die Bewegungsstile, die Hörpraktiken, die Blick- und Schnitttechniken, die menschlichen Körper und Ähnliches? Während der Raumbegriff in allen Beiträgen reflektiert und theoretisch hergeleitet wird, bleibt der Medienbegriff erstaunlich wenig diskutiert. Doch bedingen sich Raum- und Medienbegriff nicht relational?

Gegebenenfalls wäre es in diesem Zusammenhang fruchtbar gewesen, nicht an den Spatial Turn, sondern an die weiteren Raumwenden anzuschließen. Insbesondere der Einbezug topologischer Raumansätze und ein entsprechender Fokus auf die relationale Bedingtheit der verwendeten Begriffe wie „Medien“ und „Raum“ hätten den konzeptionellen Rahmen gewinnbringend öffnen können. Nichtsdestotrotz werden diese komplexen medial-räumlichen Arrangements in den einzelnen Beiträgen auf einer empirischen Ebene durchaus vielschichtig und erhellend in ihren Herstellungsweisen, ihrer Prozesshaftigkeit und Komplexität nachgezeichnet.

Dass sich im Schnittbereich von Medialem und Räumlichem ein Spannungsfeld eröffnet, zeigt sich auch im innovativen Ansatz

einer multimedialen Publikationsweise. Die Texte wurden sowohl durch Bilder wie auch stellenweise durch Barcodes ergänzt, sodass – zwar aufgrund der Unterbrechung des Leseflusses nicht direkt während der Lektüre, wohl aber danach – Filme und Internetseiten über entsprechende Smartphone-Apps online abgerufen werden können. An dieser Stelle noch etwas genauer zu erläutern, weshalb sich gerade in Bezug auf das behandelte Themenfeld ein multimediales Buchformat aufdrängt, hätte die Spezifika räumlich-medialer Forschungsfelder zusätzlich zu verdichten vermocht.

Unbesehen der erwähnten Kritikpunkte ist der Band ein engagierter Beitrag zur Aktualisierung der Perspektiven der empirisch-kulturwissenschaftlichen Raumforschung und ein gelungener Gegenentwurf zu klassisch-medienwissenschaftlichen Arbeiten. Nach der Lektüre bleibt zudem eine besondere Stärke des Bandes in Erinnerung: Wie in der Einleitung erwähnt wird, ließen sich mit der Fokussierung auf Aushandlungs- und Konstruktionsprozesse vielleicht auch historische Beiträge einer Kulturraumforschung wie beispielsweise die Atlasprojekte neu deuten und hinsichtlich aktueller Fragestellungen fruchtbar reflektieren.

Der Band besticht als theoretisch-konzeptionell zwar nicht immer gleichermaßen explizite, aber in der empirischen Umsetzung überzeugende Fortschreibung volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Themenfelder hin auf aktuelle Perspektivierungen medialer Räumlichkeit.

SIBYLLE KÜNZLER

Siegfried Neumann: Erzählwelten. Fakten und Fiktionen im mündlichen und literarischen Erzählen. Beiträge zur volkskundlichen Erzählforschung (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 8). Münster, New York: Waxmann 2018, 266 Seiten.

Bei dem vorliegenden Buch handelt es sich um einen Sammelband, der aus bereits früher publizierten Aufsätzen besteht, die zumeist erweitert und teilweise aktualisiert sind. Das ist nicht unüblich, und es ist durchaus sinnvoll, mit einem roten Faden zu verbinden, was

sonst mühsam zusammenzusuchen wäre, da die einzelnen Beiträge bisher teils nur an entlegenen Stellen publiziert worden sind. Der rote Faden in diesem Band besteht vor allem in der Thematisierung des mitunter schwierig zu entwirrenden Verhältnisses von mündlichem und schriftlichem Erzählen und der Frage nach dem Quellenwert der Volksprosa am Beispiel Mecklenburg sowie dem Einfluss mündlicher Überlieferung auf drei Repräsentanten der Hochkultur aus Mecklenburg bzw. Pommern, nämlich Philipp Otto Runge, Ernst Moritz Arndt und Fritz Reuter.

Im ersten, knapp 50 Seiten langen Beitrag geht es um Vineta, das „Atlantis der Ostsee“, genauer um die Frage, wie Chronikliteratur in mündlich überliefertes Wissen eingeflossen ist – eine Frage, die in dem Fall besonders interessant ist, weil es bis heute keine unzweideutigen Belege für die Existenz des Ortes gibt, was Anlass für mannigfache Spekulationen bietet. Das unterscheidet Vineta *nota bene* von Rungholt, dem „friesischen Atlantis“, dessen Vorhandensein durch historische Quellen und archäologische Funde plausibel gemacht werden konnte, übrigens durchaus im Einklang mit volkskundlichen Überlieferungen. Allerdings ist Neumanns Hinweis ausgerechnet auf die Monografie von Hans Peter Duerr über Rungholt problematisch (S. 19, FN 25), da dieser mit recht wilden Spekulationen aufwartet. Besser wäre es gewesen, zum Beispiel das zweibändige Standardwerk von Hans-Herbert Henningsen zu konsultieren oder die Habilitationsschrift des Rezensenten, zumal ich mich am Beispiel der Nordsee-Sturmfluten ausführlich mit der Frage nach dem Quellenwert der Sage befasst habe.

Der zweite Aufsatz, der mit über 50 Seiten ebenfalls sehr ausführlich ist, beschäftigt sich mit Anekdoten über Friedrich den Großen, die ein recht idealisierendes Bild in Bezug auf die Volksnähe des Preußen-Königs zeichnen. Ähnlich wie im Fall Vineta fanden schriftliche Aufzeichnungen Eingang in die mündliche Überlieferung – und zwar nicht nur in die Sage, sondern auch in den Schwank und sogar ins Märchen –, deren Weg Neumann detailliert bis in die Gegenwart nachzeichnet.

Die beiden folgenden Beiträge thematisieren das Bild der Geschichte in Sagensammlungen (S. 127–148) sowie die Reflexion des Alltags und die Weltanschauung in Sage, Märchen und Schwank bei Erzählern im 20. Jahrhundert (S. 149–173). Mit anderen Worten:

Sie gehen der Frage nach, inwieweit die Volksprosa als Quelle für mentale Strukturen in breiten Schichten der Bevölkerung dienlich sein kann. Hinsichtlich der Sammlungen des 19. Jahrhunderts macht Neumann Abstriche bezüglich des Quellenwerts, da sie von romantischen Prämissen bzw. von Vorstellungen über „Naturpoesie“ beeinflusst, dementsprechend stilisiert und teilweise aus Chroniken abgeschrieben worden seien. Hinweise wie „mündlich“ oder „aus dem Volksmund gesammelt“ seien daher mit Vorsicht zu genießen, auch wenn ein Autor wie Ulrich Jahn mit seinen „Volkssagen aus Pommern und Rügen“ wahrscheinlich selbst Gehörtes aufgezeichnet habe. In jedem einzelnen Fall bedürfe es einer genauen Textanalyse, um den Quellenwert beurteilen zu können, zumal die Sammlungen in der Regel keine Auskunft über die Gewährspersonen geben (S. 134). Demgegenüber habe Richard Wossidlo zum einen die „einfachen Leute“ befragt und zum anderen ihre Erzählungen wortgetreu in niederdeutscher Mundart aufgezeichnet. Das ermögliche einen Blick auf die „Geschichte von unten“ und auf die Frage, was die Bevölkerung von ihrer Geschichte gewusst und wie sie sie gesehen habe (S. 148). Damit befasst sich auch der zweite Beitrag, der ebenfalls auf Wossidlo Bezug nimmt, aber auch und vor allem auf eigene Erhebungen, in denen Neumann explizit die Erzähler-Persönlichkeit – ganz zum Unterschied von älteren Volksprosa-Sammlungen – zum Vorschein kommen lässt.

Die letzten drei Aufsätze setzen sich zwar nicht mit den Mitteilungen der „einfachen Leute“ auseinander, sondern mit Prosatexten namhafter Künstler, doch wird, wie in den vorangegangenen Beiträgen, das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit thematisiert. Bei Philipp Otto Runge sind es die beiden Märchen *Van den Fischer un siine Fru* sowie *Van den Machandelboom*, die in die KHM der Brüder Grimm aufgenommen worden sind. Sie seien charakterisiert dadurch, dass Runge sie „mit großem Einfühlungsvermögen zu so etwas wie individuellen Kunstwerken“ erhoben habe, „ohne deren volkstümlichen Charakter zu zerstören“ (S. 186). Ernst Moritz Arndts *Mährchen und Jugenderinnerungen* stellen, was überaus selten ist, eine interessante Verbindung zwischen Autobiografischem und Volksprosa dar und bilden dabei eine Mischung aus „Volks- und Kunsterzählung, die zwar auf die mündlichen Quellen zurückverweist, aber als individuelle Dichtung erscheint“ (S. 219). Ähnlich verhält es sich mit Fritz Reuter, der mit traditioneller Volksprosa als

einem Bestandteil des alltäglichen Erzählens aufwuchs und daraus sowie aus seiner Lebensgeschichte den Stoff formte, aus dem seine bekannten Romane, verfasst in niederdeutscher Sprache, bestehen.

Wer sich für Volksliteratur und ihr diffiziles Verhältnis zu schriftlichen Quellen und zu künstlerischen Erzählungen interessiert, wird in dem vorliegenden Band fündig werden, der, obwohl aus einzelnen Beiträgen bestehend, keinesfalls wie zusammengewürfelt erscheint, sondern sich wie aus einem Guss präsentiert. Ergänzend anmerken würde ich nur zwei Punkte: Erstens wird entgegen Neumanns Behauptung (S. 24) nur wenig Literatur genannt, die nach dem Jahr 2000 erschienen ist. Zweitens sehe ich den Quellenwert historischer Sammlungen etwas weniger kritisch: Zwar entsprechen sie als stilisierte Erzählform nicht dem Realitätsverständnis des an Fakten orientierten Historikers, doch können sie dazu dienen, Auskunft zu geben über mentale Strukturen breiter Schichten der Bevölkerung, zumal unabhängig voneinander immer wieder ähnliche Themen und Motive vorkommen. Das kann kein Zufall sein, und insoweit gestatten sie einen Einblick in kollektive Vorstellungen – und damit auch in eine „Geschichte von unten“. Prinzipiell sollte man sich ferner vor Augen halten, dass Erkenntnis immer *vermittelt* dargeboten wird, „reines“ Erkennen ist nicht möglich. Selbst wenn man wortgetreu Tonbandtranskriptionen anfertigt, beeinflusst bereits die Interview-Situation das, was erzählt wird. Man müsste also bei den Leuten und mit den Leuten wohnen, ein Jahr lang, wie es mitunter gefordert wird, oder länger, aber dann ist immer noch das Problem vorhanden, dass andere Forscherinnen und Forscher möglicherweise zu anderen Ergebnissen gelangen würden, weil ihre Subjektivität den Forschungsprozess mit beeinflusst.

BERND RIEKEN

Nils Bennemann, Claudia Gottfried, Kay-H. Hörster, Kerstin Kraft, Caroline Lerch, Dirk Schaefer, Martin Schmidt und Christiane Syré: Glanz und Grauen. Kulturhistorische Untersuchungen zur Mode und Bekleidung in der Zeit des Nationalsozialismus. Ratingen: LVR-Industriemuseum, Textilfabrik Cromford 2018, 417 Seiten, zahlr. Abb.

Roter Grund, schwarzes Kleid und mittig platziert der provokante Titel in großen weißen Lettern: GLANZ UND GRAUEN. Vor mir liegt der 2018 erschienene Abschlussband des 2010 begonnenen und von der VolkswagenStiftung geförderten Forschungsprojekts des LVR-Industriemuseums Textilfabrik Cromford, die auch die Herausgeberin des Bandes ist. Die Betitelung ist genial, da sie die Ambivalenz zwischen Faszination und Erschütterung widerspiegelt, die die Aufarbeitung der Zeit des Nationalsozialismus öffentlich und privat bis heute begleitet.

Als 2012 die 96 Seiten umfassende, gleichnamige Begleitbroschüre im DIN-A5-Format zur Sonderausstellung *Glanz und Grauen: Mode im Dritten Reich* (9.3.2012–27.1.2013) erschienen war, wurde dies als Zwischenergebnis kommuniziert. Es folgten zahlreiche Kontakte mit Zeitzeug*innen, eine wissenschaftliche Fachtagung (Nürnberg 2012), weitere Ausstellungsstationen im LVR- und LWL-Industriemuseumsverband (Euskirchen 2013, Bocholt 2015, Engelskirchen 2016) und abschließend eine Ausstellungsübernahme und -erweiterung durch das Staatliche Textil- und Industriemuseum in Augsburg (13.5–22.10.2017), begleitet von weiteren Forschungen. Nun liegt das Ergebnis des höchst ambitionierten Projekts vor, und das Warten hat sich entschieden gelohnt!

Die breit angelegten Untersuchungen sind fünf Themenkomplexen zugeordnet: Methoden, Mode, Konsum & Volksgemeinschaft, Inklusion & Ausgrenzung und Entnazifizierung. Sie enthalten wissenschaftliche Beiträge und Objekttexte, in denen Exponate dieses Themenkreises genauestens be- und ausgeleuchtet werden. Zahlreiche Abbildungen in ausgezeichneter Qualität korrespondieren mit den Inhalten und veranschaulichen das Gesagte. Der Begriff „Volksgemeinschaft“ zieht sich wie ein roter Faden durch das gesamte Werk, wobei das Gemeinte immer wieder neu kontextualisiert und

konturiert wird. Um diesen Begriff zu kreieren, ist eine kluge Entscheidung des Forschungsteams, da er die Themenschwerpunkte verknüpft und auf ihre gemeinsame ideologische Basis verweist. Dies gilt gleichermaßen für die Frage: „War Kleidung politisch?“. Im Inhaltsverzeichnis sind die insgesamt 15 Fachaufsätze in Schwarz und die 19 Objekttexte in Rot gekennzeichnet, auch im Buchteil sind beide Bereiche optisch klar unterschieden. Diese Gestaltungsentscheidung erleichtert die Orientierung.

Nach einem sehr informativen Einleitungstext der vier Projektmitglieder Claudia Gottfried, Kerstin Kraft, Martin Schmidt und Christiane Syré, in dem sie ihre Fragestellungen formulieren, ihren Forschungsansatz erläutern und ihr Anliegen im Kontext bisheriger Forschungen abstecken, folgt Teil eins, in dem es um Quellen und Methoden geht. Erklärtes Ziel des Forschungsvorhabens ist, „die Methoden der objektbasierten Bekleidungsforschung weiterzuentwickeln“ (S. 15). Welche neuen Perspektiven eröffnen sich durch ein methoden- und quellenpluralistisches Vorgehen, mit dem hier gearbeitet wird? Mit großer Sorgfalt werden die Chancen und Probleme eines solchen Verfahrens abgewogen, denn dieser Ansatz setzt sich schnell dem Vorwurf der Beliebigkeit aus, öffnet jedoch zugleich zahlreiche Fenster, die das Blickfeld deutlich erweitern. In den folgenden vier Kapiteln, die für die unterschiedlichen Zugänge zu den Fragestellungen der Forschungsgruppe stehen, wird hierauf immer wieder Bezug genommen. Das ist sinnvoll und hilft zudem, die verschiedenen Zugänge einzuordnen und die Ergebnisse zu kontextualisieren. Erstmals gewonnene Untersuchungsergebnisse werden ebenso klar herausgestellt wie verbleibende Forschungsdesiderate, auch die Auswahl der hier befragten Objekte wird fundiert begründet. Diese Entscheidungen belegen das ausgeprägte Interesse der Forschenden an einer gut nachvollziehbaren, wissenschaftlich seriösen und wegweisenden Dokumentation des Kleiderverhaltens und Kleiderkonsums in der NS-Zeit.

Ausgangsbasis der kulturhistorischen Untersuchung zur Mode und Bekleidung während des Nationalsozialismus ist die umfangreiche Sammlung von Alltagskleidung der Textilfabrik Cromford, vorgestellt von Gottfried. Unklar sei oft deren Herkunft, konkret: ob es sich um Kleidung aus jüdischem Besitz handelt. Die „Verteilgeschichten“ (S. 32) seien fast nie zu rekonstruieren. Es folgen

Ausführungen zu den Objekten zwischen Empirie, Analyse, Assoziation, Neugier und Inspiration von Kraft, die von einer sehr großen Offenheit bezüglich der Auswahl- und der Verfahrensprozesse zeugen. Interessant ist auch die Erkenntnis, die Gottfried aus einer breit angelegten Zeitzeug*innenbefragung zieht, nämlich dass Geschichten rund um Kleidung nicht mit dem NS-Regime in Verbindung gebracht wurden, auch wenn dies nahelag, sondern primär dem privaten Bereich zugeordnet wurden (S. 76 f.). Syré konzentriert sich auf ein einziges Kleidungsstück, die „Kletterweste“, an dem sie die Grenzen von Privatfotos als Quelle für die Kleiderforschung und die Aussagequalität von persönlichen Erinnerungen auslotet. Ihre Erkenntnisse sind wegweisend.

In den folgenden vier Themenkomplexen wird das angenommene Beziehungsgeflecht von Politik und Kleidung im NS-Regime auf Basis unterschiedlicher Quellen und Verfahren und mit verschiedenen Schwerpunktsetzungen sukzessive erhellt. Kraft widerlegt in ihrem Beitrag die Mythenbildung rund um eine „Deutsche Tracht“, die zwar medial propagiert wurde, im Alltag jedoch eine Marginalie blieb. Sie bezieht hierfür bis dato ungenutzte Veröffentlichungen der Reichszeugmeisterei mit ein und kommt zu dem Schluss, dass Planung und Manipulation von Kleidung primär über die Materialebene gelenkt wurden, nicht über modische Visionen (S. 103). Das mit sieben Fachbeiträgen umfangreichste Kapitel „Konsum & Volksgemeinschaft“ beleuchtet den Kleiderkonsum, seine staatliche Lenkung, Steuerung und Instrumentalisierung inklusive Bezugsstrategien, Ersatzstoffverordnungen und wirtschaftlichen Aspekten unter dem Leitbild „pro Volksgemeinschaft“. Jeder Beitrag enthält wichtige Informationen, die sich, in Kombination mit den Objekttexten, zu einem komplexen Ganzen verdichten. Besonders eindrucksvoll ist die Rekonstruktion der „Bekleidungsproduktion im Getto Lodz/Litzmannstadt 1940–1944“ (S. 312 ff.), auch „Gettokonfektion“ genannt, von Kay-H. Hörster, in der sich menschenverachtende und -zerstörerische Konzepte des NS-Systems besonders drastisch manifestieren. Hieran schließt sich folgerichtig das Kapitel „Inklusion & Ausgrenzung“ an, ein Thema, das immer mitschwingt und hier – am Beispiel der HJ- und BDM-Uniformen und der Bündischen Kluft oppositioneller Jugendlicher – nochmals sehr anschaulich exemplifiziert wird. Das Schlusskapitel thematisiert sowohl die verordnete Entnazifizie-

rung als auch die Spurenverwischungen und Distanzierungsbemühungen von Mitläufer*innen am Beispiel von Kleidung (S. 388 ff.). Die Analyse von Gottfried demonstriert nochmals nachdrücklich die Aussagekraft von textilen Objekten.

Was macht das Buch so einzigartig? Worin unterscheidet es sich von bisherigen Veröffentlichungen zum Thema Kleidung/Mode in der Zeit des Nationalsozialismus? *Glanz und Grauen* ist die erste breit angelegte kulturhistorische Untersuchung, bei der nicht modische Kleider (Couture) oder ein von Modezeitschriften vermitteltes Ideal, sondern die Alltagskleidung, die Kleiderpraxis, der Kleidererhalt und die Kleiderpflege im Kontext der Ideologisierung sämtlicher Lebensbereiche im Fokus stehen. Überaus sorgfältig recherchiert und beeindruckend materialreich und qualitativvoll in Wort und Bild präsentiert, ist der Abschlussband ein Meilenstein in der Bearbeitung der deutschen Geschichte der 1930er und 1940er Jahre. Er dokumentiert vorbildhaft die Relevanz von modischer und alltäglicher Kleidung als (kultur-)historischer Quelle, die von Historiker*innen bislang fast nie ernsthaft befragt wurde und wird. Trotz der hohen wissenschaftlichen Qualität sind die Texte allgemein verständlich formuliert, sodass sich das Buch auch für eine interessierte Öffentlichkeit empfiehlt. *Glanz und Grauen* gehört in jede Stadt- und Fachbibliothek.

GUNDULA WOLTER

Eingelangte Literatur¹

- Angerer, Birgit u. v. a. (Hg.):** Sauberkeit zu jeder Zeit! Hygiene auf dem Land. Petersberg, Michael Imhof Verlag, 2019. 256 S., Ill. (Schriften süddeutscher Freilichtmuseen, 7)
- Batz, Gerhard:** Bekleidung im Dorf Hausen 1570–1806. Beispiel einer nürnbergischen Landgemeinde in Oberfranken. Bamberg, Würzburg, 2019. 159 S., Ill., Diagramme. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 105)
- Beitl, Klaus, Annemarie und Hans Bögli-Hoffmann, Michael Kasper und Bernhard Tschofen:** Sommerfrische und Volkskunde. Die Tagebuchaufzeichnungen des Eduard Hoffmann junior (Sohn des Eduard Hoffmann-Krayer sen.) von einem Landaufenthalt in Gaschurn im Sommer 1909. Sonderdruck aus: Museumsverein Jahrbuch 2017. Bregenz, Vorarlberger Landesmuseumsverein, 2017. 47 Seiten, 11 Abb. (Klaus Beitl: „Wege der Forschung“. 5–6; Eduard Hoffmann, Eine Sommerfrische in Gaschurn 1909. Aus dem Tagebuch des Eduard Hoffmann jun, (1892–1980). 6–22; Annemarie Bögli-Hoffmann: Über meine Familie Hoffmann in Basel. 23–25; Michael Kasper: „... wie eine Königin des Tales“. Die Rössle-Wirtin Viktoria Kessler und die Entwicklung des Tourismus in Gaschurn. 26–31; Bernhard Tschofen: Der Gymnasiast im Touristenkostüm. Alpenbegeisterung und Touristuskultur im Spiegel eines jugendlichen Selbstzeugnisses. 32–36; Klaus Beitl: „Sommerfrische und Volkskunde“. Zum Beispiel der Volkskundeprofessors Eduard Hoffmann-Krayer sen. aus Basel 1909 im Montafon. 37–47)
- Beitl, Klaus, Bianca Burger und Désirée Mangard:** Der Bauer als Militär. Die Feldpostkorrespondenz des Wilhelm Ganahl vlg. Chrschtli's (1882–1962), Bauer in Schruns, von 1915 bis 1918 k.u.k. Festungsartillerist an der italienischen Front in Riva am Gardasee. In: Michael Kasper, Christoph Thöny (Hg.): Der Vorarlberger Süden im Zeitalter der Extreme 1914–1945. (= Sonderband zur Montafoner Schriftenreihe, 23). Schruns, Heimatschutzverein Montafon, 2016, S. 130–228, 16 Abb.
- Borgmann, Jan und Monika Kania-Schütz (Hg.):** Eine neue Zeit: die „Goldenen Zwanziger“ in Oberbayern. München, Volk Verlag, 2019. 204 S., Ill.
- Divinský, Boris, Tatiana Zachar Podolinská u. a.:** Globe in motion. Patterns of international migration: similarities and differences. Bratislava, Institute of Ethnology and Social Anthropology, Slovak Academy of Sciences, 2018. 215 S., Ill. (Ethnological studies, 34)
- Dorfgeschichten mit Geschichte.** Festschrift zum Jubiläum 40 Jahre Weinviertler Museumsdorf Niedersulz. Hg. v. Weinviertler Museumsdorf Niedersulz. Niedersulz, Eigenverlag, 2019. 113 S., Ill.
- Ehrhardt, Michael und Norbert Fischer:** Von Schlachten und Überfällen. Zur Geschichte der Deiche an Mittelweser, Wümme und Aller. Stade, Landschaftsverband der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 2018. 556 S., Ill. (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der Ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 52) (Geschichte der Deiche an Elbe und Weser, 8)
- Göller, Markus:** Das geistliche Lied und seine Bedeutung in Wallfahrt und

1 Verzeichnet finden sich hier fach- und museumsrelevante Veröffentlichungen, die als Rezensionsexemplare, im Wege des Schriftentausches und durch Ankauf bei der Redaktion der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde eingelangt sind, in die Bibliothek des Volkskundemuseum Wien aufgenommen wurden und an diesem Ort nutzbar sind.

- Volksfrömmigkeit: am Beispiel der Wallfahrt zur Gnadenstätte Maria am Moos, Zistersdorf im niederösterreichischen Weinviertel. Repertoire, Vermittlung, Aufführungspraxis. Atzenbrugg, Volkskultur Niederösterreich, 2019. 268 S., Ill., Notenbeispiele. (Volkskultur in Niederösterreich – Wissenschaft & Forschung, 2)
- Hägele, Ulrich (Hg.):** Heinz Pietsch. Fotografien 1950–1989. Katalog zur Ausstellung des Kreisarchivs Tübingen und des Instituts für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2019. 126 S., Ill.
- Häkämies, Pekka und Anne Heimo (Hg.):** Folkloristics in the digital age. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 2019. 181 S., Ill. (FF communications, 316)
- Herrmann, Britta (Hg.):** Anthropologie und Ästhetik. Interdisziplinäre Perspektiven. Paderborn, Wilhelm Fink, 2019. 338 S., Ill.
- Hess, Daniel u. a. (Hg.):** Helden Märtyrer Heilige. Wege ins Paradies. Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, 11. April 2019 bis 4. Oktober 2020. Nürnberg, Verlag des Germanischen Nationalmuseums, 2019. 140 S., Ill.
- Lange, Maïke und Sabine Zinn-Thomas (Red.):** Das Museum der Alltagskultur von A bis Z = Museum of Everyday from A to Z. Diese Publikation erscheint anlässlich des 30-jährigen Bestehens des Museums der Alltagskultur Schloss Waldenbuch. Stuttgart, Landesmuseum Württemberg, 2019. 120 gezählte Seiten, zahlr. Ill.
- Lundberg, Dan.** Singing through the bars. Prison songs as identity markers and as cultural heritage. Stockholm, Svenskt Visarkiv/Statens Musikverk, 2018. 210 S., Ill. (Skrifter utgivna av Svenskt Visarkiv, 44)
- Mieder, Wolfgang (Hg.).** „Mit den Wölfen heulen“. Sprichwörtliche Zoologie in der modernen Lyrik. Burlington, Vermont, The University of Vermont, 2019. 203 S. (Supplement series of Proverbium, 40)
- Molden, Berthold (Hg.):** Gekreuzte Geschichten. Erfahrungen des Exils in Mexiko und Österreich = Historias cruzadas. Experiencias del exilio en México y Austria. Wien, bahoe books, 2019. 223 S., Ill. Beiträge sowohl in Deutsch als auch in Spanisch
- Sandner, David:** Konstruierte Männlichkeit. Hygienische Reformliteratur, Prosatexte und Ego-Dokumente im Wilhelminismus und in der Weimarer Republik. Bamberg, Würzburg, 2019. 383 S. (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 106)
- Tolley, Clive:** Hard it is to stir my tongue. Raiding the otherworld for the elixir of poetry. Helsinki, Suomalainen Tiedekatemia, 2019. XXIII, 272 S., Ill. (FF communications, 317)
- Wieser, Magdalena:** „Ein leiser Traum mich just umspinnt“. Das Album der Olga Dürrnberger. Linz, Land Oberösterreich / Oberösterreichisches Landesmuseum, 2019. 211 S., Ill. (Kleine Schriften zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, 3)
- Wittmann, Jakob, Georg Luif und Wolfgang Steiger (Hg.):** Die Wittmann-Chronik. („Denck Buch der Gemeinde Mattersdorf aufgerichtet anno 1814“). Eisenstadt, Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abteilung 7 – Hauptreferat Burgenländische Sammlungen, 2019. 460 S., Ill. (Burgenländische Forschungen, 111)

Internationale Zeitschriftenschau

- Alltag – Kultur – Wissenschaft.** Beiträge zur Europäischen Ethnologie. Band 6, 2019. Die Aufsätze: Michaela Fenske und Elisabeth Luggauer: Plurale Literalitäten. Zur Einleitung. 9–19; Regina F. Bendix: Mit der Hand: sinnlich-körperliche Dimensionen der Literalität. 21–43; AylaWolf: Vom Lesen lernen und Lesen lehren. Dieter Wrobel auf der Grauen Couch. 51–63; Lina Franken: Wissensvermittlung als Kulturvermittlung: Wissens- und Bildungskonzepte von Lehrerinnen und Lehrern und deren Relevanz für den Schulunterricht. 65–75; Silvy Chakkalal: Future / No Future. Kritisch-ethnographische Perspektiven auf Bildung und intervenierende Bildungspraktiken. 77–105; Alfred Messerli: Lesen und lesen lassen: von der primären zur sekundären Oralität. 107–126; Pearl-Sue Carper: Stephanie Müller, Alexander Zwurtschek, Vom Tippen und Wischen: Wie sich ältere Menschen digitale Literalität aneignen. 127–148; Julia Gilfert: Zwischen Handwerk und Fingerspitzengefühl: Plurale Literalitäten der Generation 60+. 153–174.
- Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2019.** Aus dem Inhalt: Manfred Seifert: Heimat als anthropologische Grundkonstante? Zu Momenten subjektiver Nicht-Beheimatung. 15–30; Leonie Meltzer: Suche: Heimat, finde: Ort? Zur Grenzziehung um das persönliche Wohlfühlfeld. 31–47; Alois Döring: „Gedächtniskunst der Grenze“. Grenzbegehungen und die Rituale der Erinnerung. 49–61; Jasna Čapo: Kroatische Mädchen aus Bosnien-Herzegowina in deutschen Klöstern. Migrationserfahrungen und weitere Lebenswege. 63–74; Klaus Freckmann: Bäuerliche Holzbauten in West- und Südböhmen. Hausdokumentation in der NS-Zeit – eine Spurensuche. 75–113; Manfred Knedlik: Aneignung durch Transformation. Zu den protestantischen Passionsdramen von Hans Sachs und Sebastian Wild. 115–124; Walter Pötzl: Mirakelurkunden der Wallfahrt zum Wunderbarlichen Gut in Heilig Kreuz in Augsburg. Das Ringen um die geprüfte Wahrheit in der evangelisch dominierten Reichsstadt. 125–148; Cornelia Oelwein: Allerlei Nützliches zur Verwaltung eines adeligen Damenstifts im 18. Jahrhundert. Der „Liber Aeconomicus“ des Stifts Obermünster in Regensburg. 149–161; Ina Hagen-Jeske: „Say yes to the dress!“ Auf der Suche nach dem perfekten Brautkleid. 163–183.
- bricolage.** Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie. Band 10, 2019. Aus dem Inhalt: Sandra Mauler: Zur Populärkulturforchung. Ein Gespräch mit Markus Tauschek. 13–22; Simone Egger: Beyoncé Knowles in Formation // Pop als ästhetische Gesellschaftskritik. 23–35; Christoph Bareither: Wir-Gefühle: Vergemeinschaftende Emotionspraktiken in Populärkulturen. 37–50; Elisabeth Waldhart: Abheben im Park. Wie zeigt sich Unsicherheit in der Goa-Subkultur und wie gehen die Akteur_innen damit um? 73–88; Hannah Kanz: „Das Buch ist immer besser“. Konstruktion narrativer Identitäten von Fans der Buchreihe „A Song of Ice and Fire“. 89–102; Elisabeth Summerauer: Reziprozität bei Online-Fanfiction. 103–118; Patrick Marksteiner: „Only 90’s kids remember“. Zu Winnicotts Konzept des Übergangsraums und Internetmemes auf der Online-Plattform 9gag. 119–132; Laura Weinfurter: Essen aus der Mülltonne: Dumpstern – Beweggründe und Praktiken. 133–144; Eva-Maria Kirschner: Die vegane Community – eine Subkultur? Forschungsdynamiken und Subjektivität in einer ethnografischen Arbeit zu Veganismus. 145–159.
- Folklore.** The Journal of The Folklore Society. Vol. 130, Number 2 + 3, June + September 2019. Research Articles:

- Diane A. Rodgers: Something 'Wyrld' This Way Comes: Folklore and British Television. 133–152; Mathias Ephraim Nygaard: Tomte Stories in Swedish Hälsingland: Place and Vernacular Religion. 153–174; Ronald Hutton: The Wild Hunt in the Modern British Imagination. 175–191; Regina F. Bendix: Memorial Interventions: Negotiating Paths through Complicated Pasts [Lecture]. 221–236; Jan Machielsen: The Making of a Teen Wolf: Pierre de Lancre's Confrontation with Jean Grenier (1603–10). 237–257; David Atkinson: The Bloody Gardener's Cruelty: A Contextual History. 258–281; Victoria Carr: Witches and the Dead: The Case for the English Ghost Familiar. 282–299.
- Hamburger Journal für Kulturanthropologie.** Heft 10, 2019 (Jubiläumsausgabe | 1919–2019). Die Beiträge: Sabine Kienitz: Die Materialität von Welt und Wissen. Geschichte und Bedeutung der Sachkulturforschung am Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie. 11–22; Gertraud Koch: Studienswerpunkt Medialität. Zur Spezifik empirisch-kulturwissenschaftlicher Medienforschung in Hamburg und darüber hinaus. 23–38; StefanWellgraf: Cruel Optimism. Träume am Ende der Zukunft. 39–50; Thomas Overdick: Kontaktzonen, Dritte Räume und empathische Orte. Zur gesellschaftlichen Verantwortung von Museen. 51–65; Norbert Fischer: Kulturwissenschaften und Freiberufler*innen. 67–72; Brigitta Schmidt-Lauber: Hamburg, der FC St. Pauli und die Volkskunde. 73–77; Lina Franken, Lara Hansen, Samantha Lutz, Teresa Stumpf, Alejandra Tijerina Garcia, Gertraud Koch: Inquiries into Epistemologies and Ethics – Collaborative Knowledge Production in Cross-Generational Research. 79–97; Stefanie Mallon: Mode durchdenken – durch Mode denken. Reflexionen über ein Studentisches Projektseminar. 99–110.
- Zeitschrift für Volkskunde.** 115. Jahrgang 2019. Die Aufsätze: Christoph Bareither: Medien der Alltäglichkeit. Der Beitrag der Europäischen Ethnologie zum Feld der Medien- und Digitalanthropologie. 3–26; Barbara Sieferle: Teilnehmen – Erfahren – Verstehen. Ein methodischer Zugang zur Körperlichkeit soziokultureller Wirklichkeiten. 27–49; Anna Lipphardt: Die Erfindung des „Heilbronner Phantoms“. Kulturanthropologische Annäherungen an den NSU-Komplex. 50–70; Harm-Peer Zimmermann: Einen alten Freund wiedertreffen. Besonnenheit als *punctum* von Dissidenz im *studium* des Alters. 71–82; Michaela Fenske: Was Karpfen mit Franken machen. Multispecies-Gesellschaften im Fokus der Europäischen Ethnologie. 173–195; Julia Fleischhack: Veränderte Bedingungen des *Sozialen*. Eine methodologische Betrachtung zur Digitalen Anthropologie / Digitalen Ethnographie. 196–215; Timo Heimerdinger und Anne Koch: Es guckt und blinkt. Der Versandkatalog „Die moderne Hausfrau“ als Versprechen auf Problemlösung und Lebensfreude. 216–237; Stefan Groth: Vergleiche als antizipierende und relationale Praxis. 238–259; Nachrufe: Prof. Dr. Wolfgang Jacobeit 1921–2018, (Ute Mohrmann, Thomas Scholze, Leonore Scholze-Irrlitz). 83–85; Prof. Dr. Hermann Strobach 1925–2018, (Heike Müns). 86–90; Dr. Bernward Deneke 1928–2018, (Claudia Selheim). 276–279; Prof. Dr. Thomas Hengartner 1960–2018, (Tobias Scheidegger). 279–282.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Susanne Bezdek

Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
susanne.bezdek@volkskundemuseum.at

ao. Univ. Prof. i.R. Dr. Helmut Eberhart
Institut für Kulturanthropologie und
Europäische Ethnologie
8010 Graz, Attems-gasse 25
helmut.eberhart@uni-graz.at

Mag. (FH) Elisabeth Egger

Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
elisabeth.egger@volkskundemuseum.at

Anna Engl, MA BSc

Tiroler Volkskunstmuseum / Hofkirche
6020 Innsbruck, Universitätsstr. 2
a.engl@tiroler-landesmuseen.at

Dr. Elisabeth Fendl

Institut für Volkskunde der Deutschen
des östlichen Europa (IVDE)
Goethestraße 63 79100 Freiburg
elisabeth.fendl@ivde.bwl.de

Dr. Ute Holfelder

Institut für Kulturanalyse an der
Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
9020 Klagenfurt, Universitätsstraße 65–67
ute.holfelder@aau.at

Priv.-Doz. Dr. Konrad Kuhn

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
konrad.kuhn@uibk.ac.at

Dr. Sibylle Künzler

Seminar für Kulturwissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Basel
4051 Basel, Rheinsprung 9
sibylle.kuenzler@unibas.ch

Anna Larl, BA

Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d
anna.larl@student.uibk.ac.at

Prof.i.R. Rolf Lindner

Institut für Europäische Ethnologie
Humboldt-Universität zu Berlin
10117 Berlin, Mohrenstraße 40–41
rolf.lindner@hu-berlin.de

Mag. Kathrin Pallestrang

Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
kathrin.pallestrang@volkskundemuseum.at

Mag. Katharina Richter-Kovarik

Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
katharina.richter-kovarik
@volkskundemuseum.at

Univ.-Prof. DDR. Bernd Rieken

Institut für Katastrophenforschung
Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien
1020 Wien, Freudplatz 1
bernd.rieken@sfu.ac.at

Maren Sacherer, BA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
dgv-studierendentagung2019@univie.ac.at

Andreas Schmid

Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
andreas.schmid@volkskundemuseum.at

Edith Schnöll, BA

Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
dgv-studierendentagung2019@univie.ac.at

Dr. Katharina Schuchardt
Institut für Sächsische Geschichte und
Volkskunde
01069 Dresden, Zellescher Weg 17
k.schuchardt@isgv.de

Tabea Söregi, BA
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
dgv-studierendentagung2019@univie.ac.at

Ortrun Voedisch, BA
72074 Tübingen, Österbergstraße 2
ortrun.voedisch@student.uni-tuebingen.de

Ing. Mag. Michael Weese
Salzburger Freilichtmuseum
5084 Großmain, Hasenweg 1
michael.weese@freilichtmuseum.com

Yaşar Wentz, MA BA
Institut für Materielle Kultur
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
26129 Oldenburg,
Ammerländer Heerstr. 114–118
yasar.wentz@uni-oldenburg.de

Dr. Gundula Wolter
12209 Berlin, Heimkehlenstraße 32
g.wolter@netzwerk-mode-textil.de

Katharina Zwerger-Peleška, BA
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
katharina.zwerger-peleska
@volkskundemuseum.at

Impressum

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde zweimal jährlich herausgegeben von Katharina Eisch-Angus, Timo Heimerdinger, Ute Holfelder und Brigitta Schmidt-Lauber

Redaktion

Österreichische Zeitschrift
für Volkskunde
z. Hd. Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

ABHANDLUNGEN, MITTEILUNGEN,
NEUERDINGS, CHRONIK
Magdalena Puchberger
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

CHRONIK
Silke Meyer
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Universität Innsbruck
6020 Innsbruck, Innrain 52d

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN)
Kathrin Pallestrang
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19

LITERATUR DER VOLKSKUNDE
(REZENSIONEN)
Johann Verhovsek
Institut für Volkskunde
und Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I

Bezug

Verein für Volkskunde
Österreichisches Museum für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
verein@volkskundemuseum.at

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,- (Heft 1, Heft 2,
exkl. Versand)

Ermäßigter Tarif für Mitglieder des
Vereins für Volkskunde € 26,- (Heft 1,
Heft 2, exkl. Versand)

Bankverbindung: Erste Bank,
IBAN AT212011128810111600,
BIC GIBAAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
www.volkskundemuseum.at
verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits
Druck: Novographic, Wien

